



Der

Obernigker Bote.

Gesammelte Aufsätze und Erzählungen

in drei Bänden

von

Karl von Holtei.

„Wer Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen."
Goethe.

Erster Band.

Breslau,
Verlag von Trewendt & Granier.
1854.

Dem

Königl. Geheimen Ober-Regierungs-Rathe,
Curator der Universität Breslau,

Ritter des eisernen Kreuzes, des rothen Adlerordens II. Kl. mit Eichenlaub,
des Stanislausordens mit Stern, Präses des Theater-Aktienvereines, des Blinden-Institutes, des schles. Kunstvereines &c.

Herrn Dr. Heinke,

dem Förderer alles Guten und Schönen,

seinem wohlwollenden Gönner

widmet

in dankbarer Erinnerung an längst vergangene Jahre

diese drei Bändchen

der Verfasser.

Der

Obernigker Bote.



Zur Erklärung.

„Der Mann bin ich. Die Kirche ist die Kirche, aus der ich um elf Uhr gegangen bin. Wo die Thürme stehn, ist Breslau. Der Stock ist mein Reisestock wider Dorf- und andere Hunde. Das Blatt ist mein Wochenblatt, welches ich nach Breslau bringe. — Ich grüße herzlich meine lieben Leser u. s. w. u. s. w."

Mit diesen Worten begann die erste Nummer eines Wochenschriftleins, welches der Verfasser am 4. März 1822 den Bewohnern seiner Vaterstadt darbot. Damals war Obernigk — welches jetzt, wie ich vernehme, bald an einer Eisenbahn liegen

wird — noch ein stilles Wald=Dorf. Und aus diesem führte mein Irrlauf in die weite Welt. Einer der ersten Wege, die der Obernigker Bote gewandelt, ging in's Gebirge, nach der Grafschaft Glatz. „Schloß Grafenort" nahm ihn gastlich auf. Zwischen diesem alten Gebäu, dessen buntbemalte Giebel=Hallen nach dem schlesischen Schneeberg hinauf schauen, und zwischen dem kleinen Häuschen im sandigen Nadelholz=Walde zog sich seine Jugend hin und her. An die Heimath und deren Erinnerungen knüpfen sich viele in dieser Sammlung enthaltene Bilder. Daher der Name des Buches, dessen auf dem Titelblatte befindliches Motto: „Wer Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen" gütige Nachsicht nur ja nicht als eine Anmaßung auslegen wolle. Niemand weiß besser, wo es mir fehlt, als ich selbst, und kein Schriftsteller, dem irgend freundliche Leser zu Theil wurden, kann bescheidener über sich denken, als ich von mir. Auch wenn ich es nicht durch so viele Kritiken erfahren hätte, würde ich es durch mein eigenes Gefühl wissen, daß meine größeren Versuche im Bereiche des Romanes durchaus keine Kunstwerke sind; daß ihnen die Tiefe abgeht; daß sie an geschwätziger Breite leiden; daß es mir auch in reiferen Jahren nicht gelungen ist, die eingeborene vorherrschende Neigung zur Sentimentali=

tät zu besiegen. Wie viel mehr muß dies Alles von diesen kleineren Erzählungen gelten, deren größerer Theil, wenn auch jetzt neu durchgearbeitet, doch aus den Jünglings=Tagen herrührt. Ich täusche mich darüber nicht. Bin ich doch der Sohn meiner Mutter!

Einst las ich — zwar ist mir entfallen, wo? aber es war in einer Betrachtung über Göthe, der als entschiedenes Beispiel citirt wurde — die Behauptung: große Männer wären gewöhnlich mehr die Söhne ihrer Mütter, das heißt: glichen diesen mehr, als ihren Vätern! Mag sein, daß dies bei manchen großen Männern so war; doch dann waren eben auch deren Mütter Ausnahmen, wie sie selbst. Meinen Beobachtungen zufolge läßt sich bei der Mehrzahl der Menschen gerade das Gegentheil darthun. Je mehr wir Erdensöhne mittleren Schlages, wenn auch mit einigen kleinen Talenten begabt, unsern Müttern ähneln, je sprechender ihr Naturell sich in dem unsrigen wiederholt, desto mehr wird uns von Dem mangeln, was den Mann groß macht, wenn das Vorhandene auch geeignet wäre, ein Weib zu schmücken. Ich glaube, dies gilt im Leben, wie in der Kunst. Wolle man mir vergönnen, dieser Andeutung einen kurzen Aufsatz folgen zu lassen, der die Ueberschrift: „Der Herbstabend“ führte, als

er vor zweiunddreißig Jahren gedruckt wurde. Er soll die Vorrede bilden für die Bände, welche ich meinen gütigen Lesern hier übergebe.

Die letzten Töne der Abendglocke sind verklungen. Alles ist still. Trauliche Rothkehlchen umflattern noch das Fenster. Die Obstbäume tragen rothwangige Aepfel. Auch der ärmste Mann ist in seine Hütte gegangen, zu den Seinigen. Aber ich sitze im fremden Schlosse, in hohem Saale, allein, und mir ist bange. Die Sonne ist beinahe hinunter. Wie düster ist's; kaum, daß ich noch zu lesen vermag. Da umweht mich eine unendliche Sehnsucht. Ach, wie gern überlasse ich mich meiner Schwermuth. Ich dürfte nur auf jene buntbelaubten Berge steigen, in kühlem Herbstabend Muth und Stärke zu suchen und zu finden. Nein, ich ziehe vor, in diesen öden, altväterisch geschmückten Räumen, die ich als Gast bewohne, einsam zu verweilen. Meine Stimmung noch trüber zu machen, such' ich unter vielen Papieren die Gedichte meiner verstorbenen Mutter hervor. Ich habe die Seelige nicht gekannt; meine Geburt war ihr Tod. Doch ihre Seele spricht liebevoll-vertraut zu der meinen. Ihre Lieder sah noch keines Sterblichen Auge. Das meine wird feucht bei den Worten:

Dort im Birkenhaine,
Wo ich einsam weine,
Grab' ich mir ein Grab;
Senke meine Leiden
Und entfloh'nen Freuden
Alle tief hinab.

Flieht mich auch die Freude,
Weiß ich doch, ich leide
Ja nicht ewiglich;
Denn zu meinen Leiden
Und entfloh'nen Freuden
Senkt man einst auch mich.

Oder ich erkenne ihre Muttertreue in den Zeilen, die sie am Sterbebette meiner vorangegangenen Schwester schrieb:

Ist dies vielleicht der letzte Morgen,
Du arme kleine Dulderin?
Wird nach der Nacht voll Muttersorgen
Die Seeligkeit Dir zum Gewinn?

Wann weht die Palme nach dem Streite?
Wann blüht die Lilie, die Dich schmückt?
Vielleicht, Du Arme, kommt noch heute
Ein Bote, den der Himmel schickt.

Ein Friedensbote, den Dein Herze
So kindlich-schmachtend längst begehrt,
Und der Dein Uebermaß von Schmerze
In wahre Seelenruh' verkehrt.

Wie schön wird dort Dein Brautgeschmeide
Am Thron der Mutter Gottes sein!
Wie wirst Du Dich im weißen Kleide
Der Unschuld Deiner Kindheit freu'n.

O daß die Stunde endlich schlüge,
Die Deinem Weh' ein Ende macht!
Ich seh', wie nach vollbrachtem Siege
Ein Engel mild hernieder lacht.

Noch deutlicher tritt ihre edle Gesinnung hervor in den Strophen „Am Grabe einer Selbstmörderin“:

Von Freunden schon vergessen
Liegst Du im fernsten Hain;
Ich pflanze Dir Cypressen
Und weine Dir allein.
Die Nachtigall sang neulich
Dir auch ein Sterbelied;
Der bleiche Mond schien treulich,
Als ich vom Hügel schied.

Wenn auch von allen Andern
Kein Mensch Dir Liebes thut,
Ich will mit Blumen wandern,
Wo Deine Hülle ruht;
Ich sitz' auf Deinem Grabe
Und spreche: gebt auch mir,
Wenn ich vollendet habe,
Ein Grab im Haine hier.

Sei Friede Deinem Staube,
Ruh' sanft in Deiner Gruft!
Mich tröstet froher Glaube:
Wenn die Posaune ruft,
Bringt milden Vatersegen
Dir ew'ger Engel Chor;
Du flieh'st auf Sonnenwegen,
Begnadigte, empor!

Lächle über mich, wer mag und kann: ich finde diese Verse schön. Nicht weil ich den Sohn der

Dichterin mich nenne; aber weil ich im innersten Herzen empfinde, was es sagen will, daß eine auf eigene Hand aufgewachsene Tochter des Dorfes, daß die Gattin eines nur seinem Dienste lebenden Husarenofficiers in einem armseligen polnischen Landstädtchen, unter elenden Umgebungen so dachte, fühlte, schrieb, — und zwar in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo die deutsche Sprache noch nicht so fertig war, um sich in jedes Schulknaben Hand zu erträglich-klingenden Reimen zu fügen. Nur deshalb.

Und ich begehe in herbstlicher Dämmerung das heilige Fest ihres Andenkens, wende verlangend nach ihr den Blick; . . . . . . da rauschen die Vorhänge der weiten, tiefen Thüre, und eine weiße Gestalt schwebt herein. Mich durchschauert ein Grauen; ich will entfliehen; dennoch, wie im Traume, regungslos muß ich bleiben. Kalte Todtenluft umweht mich. Und sie sagt: Armer Knabe; Du ahnest neues, bewegtes Leben! In Dir werden Wünsche rege, die Dich mit Sehnsucht erfüllen. Du wirst wagen zu kämpfen; doch mit der Krone des Sieges wirst Du nimmer gekrönt werden. Traurige Weihmuthskiefern werden Deine Wehmuth umsäuseln; Deiner hoffnungsgrünen Knospen werden wenige erblühen, wenige Frucht tragen. Die Liebe

wird Dich locken und Deiner spotten. Du wirst neuen Träumen nachjagen, oft vergebens. Wo Dich das Schicksal begünstiget, wird Dein Herz erkalten; wo die Treue Dich umschlingt, wird Dein Leichtsinn Dich scheiden. Du wirst um die Kunst werben. Vor dem Throne der vielgestaltigen Muse wirst Du das Band Deiner Verhältnisse zerrissen niederlegen, Larve und Dolch einzutauschen. Aber der Dolch kehrt sich in ungeschickter Hand gegen die eigene Brust, und die Züge der Larve verzerren sich im Hohne wider Dich. Du wirst Zuflucht suchen in stiller Hütte, aber die Sehnsucht und die Liebe werden Dich forttreiben. Nimmer wirst Du Ruhe finden! Wie ich, als ich Dich unter meinem Herzen trug, von Kummer bedrückt einherging, ein weinendes Weib; wie ich, gekränkt von Jenen, die mir die Nächsten, keinen Frieden fand, als erst im Grabe; — so wirst Du nimmer Frieden finden und Ruhe, als erst in meinem Arm. Wenn Dein Herbst naht, legt er Dich in des Winters Grab. Aber im Schoße des Frühlings, in meinem Schoße wirst Du aufleben, und wir werden die Töne finden, die uns auf Erden versagt blieben. Armer Knabe! —

Da sink' ich nieder auf meine Kniee und flehe laut: O nimm mich mit Dir! Man sagt, wen die

Geister umarmen, der muß in ihrer Weihe sterben. Tödte mich, daß ich lebe! Der Herbst ist da, die Blätter fallen, soll der Winter ewig dauern? Was Du mir verkündest, ich hab' es schon durchlebt. Nimm mich mit Dir, Mutter!

Ich darf nicht, flüstert sie; lebe — liebe — leide!

Sie verschwindet. Ich bin wieder allein. Es ist völlig dunkel geworden.

Das ist der Herbstabend.

Die Rose ist erblüht.

I.

Der Klausner war gestorben.

Viele Leute hatten ihn Einsiedler genannt, aber das war er doch eigentlich nicht, weil er ein Pflegekind bei sich in seiner Hütte aufgezogen.

Nun war er todt, Irene kniete bei seinem Moosbette und weinte heiße Thränen um den Vater und Lehrer.

An des Stübchens nied'rer Thüre weilte der regierende Herzog in Jagdkleidung. Als dieser nach Irenen rief, stand sie nicht auf, blickte kaum nach ihm hin und schluchzte fortwährend.

Da setzte sich der herzogliche Jäger auf die steinerne Bank und hüllte sich in seinen Mantel, wie Irene in ihre Wehmuth.

Das Jagdgefolge hatte sich mittlerweile im Walde zerstreut, der Abend wurde immer dunkler, vergeblich suchten und riefen sie nach ihrem Herrn, — end-

lich wähnten sie ihn schon zur Stadt heimgekehrt und machten sich ebenfalls auf den Rückweg.

Doch er saß, das ernste Auge auf ein weinendes Kind gerichtet. In seiner Seele kämpften Liebe und Pflicht, und man will behaupten, daß er einige Male geseufzet habe: ach, wenn ich nur jetzt kein Herzog wäre!

Es war Mitternacht, da aus dem unfernen Kloster sechs Mönche, Fackeln tragend, anlangten, die Leiche des geheimnißvollen Klausners auf ihrem Friedhofe im Walde zu bestatten. Ohne auf den Herzog zu achten, ohne ihn nur zu bemerken, legten sie Hand an und trugen den Todten hinaus. Zitternd und weinend, ungetröstet, schloß Irene sich dem Zuge an. Ernst folgte ihr und schweigend der Herzog. So ging es durch den hohen Wald. Auch der Mönche sprach Keiner ein Wort. Man hörte Nichts, als Irenens Schluchzen. Und wie sie die Klosterpforten erreichten, waren sie auch schon sammt dem Leichnam verschwunden; ehe noch Irene sich hinzu drängen konnte, fiel die schwere eiserne Thüre schon wieder in's Schloß.

Vater! Vater, nimm mich mit Dir! rief das Mädchen; — doch hätte der Herzog die Sinkende nicht aufgefangen, sie wäre zu Boden gefallen.

Da stand das junge Paar im feierlich-rauschenden

Walde. Einen heißen Kuß drückte der Herzog auf die Wange der Ohnmächtigen, wie wenn er ihr mit seiner Gluth neues Leben einhauchen wollte. Und es gelang. Sie kam wieder zu sich. Doch unsanft riß sie sich von dem hohen Arzte los, der sie erst wieder beruhigen und durch zutrauliche Worte sicher machen mußte, ehe es ihm gelang, sie in ein Zwiegespräch zu verflechten. Er stellte ihr vor, wie verlassen sie nun bleibe, da der Abgeschiedene, wenn auch in Dürftigkeit, doch Nichts unterlassen habe, sie in dieser selbstgewählten, räthselhaften Stille, geistig und gemüthlich zu belehren, ihrer Erziehung seine Sorgfalt zu widmen, welche ihr nun fehlen werde. Höchst wahrscheinlich, fuhr der Herzog fort, liegt Deinem Aufenthalte bei diesem Pflegevater, sowie seinem Aufenthalte in diesem Walde, ein tiefes, wichtiges Geheimniß zum Grunde, dessen Erforschung ich meinen Dienern untersagte, weil ich den Klausner bei meinem Regierungsantritte schon vorfand, weil mein unvergeßlicher Vater ihn hier geduldet. Je dunkler Deine Herkunft, je unerklärlicher die Bedeutung Deines bisherigen, außergewöhnlichen Daseins, desto wichtiger wird mir Deine Person, Du wundersames Waldmädchen. Ja, wenn es nicht schon an und für sich Menschenpflicht wäre, eine verlassene Waise zu schützen, — ist es nicht des

Herzogs Pflicht, nach einer Fremden zu fragen, die man bisher nur aus hergebrachter Verehrung für einen in den Mantel des Glaubens — oder des Aberglaubens — gehüllten Greis unbeachtet ließ? Du wirst mir also, mein holdes Kind, in die Stadt folgen; ich werde Dich der Prinzessin, meiner Schwester, zur Pflege und Führung anvertrauen und dann.....

Hier hielt er inne, reichte Irenen die männliche Rechte und führte die Staunende zur Residenz, wo sie glücklicherweise vor Sonnenaufgang anlangten.

Miranda, des Herzogs Schwester, kaum zwanzig Jahre alt, blendend schön, eine Gestalt voll Majestät, umgeben von lieblichen jungen Mädchen — mehr ihre Gespielinnen, als Hofdamen — die fröhliche Freundin ihres Bruders, ... dieses war die Prinzessin, deren Führung des Klausners Pflegetochter übergeben werden sollte.

Der Tag graute, da der Herzog mit seinem Schützling in den Schloßhof trat. Anstatt einige verschlafene Wachtposten zu ihrer Pflicht aufzurufen, ging er leisen Schrittes durch die hohen Hallen. Aengstlich schmiegte sich Irene an den Fremden, welchen zwar der seelige Pflegevater, wenn er dem einsam durch's Gehölz streifenden Jäger Segen ertheilte, Herzog benannt, über den er jedoch dem sorglosen Mädchen Nichts weiter gesagt hatte. Er=

schreckt durch die stolze Umgebung schmiegte sie sich an ihn, zog sich doch immer wieder von ihm zurück, sah ihn furchtsam und erstaunt an, wendete sich ihm wieder zu, als wüßte sie nicht, woran sie mit ihm sei.

Noch weniger aber wußte des Herzogs Hoheit jetzt, wo er sie unterbringen sollte? Schon zeigten sich harrende Lakaien am obersten Absatz der Treppe; schon trat der greise Kammerdiener, einen Armleuchter mit heruntergebrannten Wachskerzen zur Hand, in die Thür des Vorzimmers; Alle blickten den Herrn und dessen Begleiterin verwundert an, und nur des Herzogs drohend-ernster Blick scheuchte den Ausdruck spöttischen Zweifels von der jüngeren Diener lächelnden Angesichtern.

Unbefangen stand Irene unter ihnen, in ihrer Unschuld nicht ahnend, wie zweideutig dieser Empfang, wie seltsam ihr Eintritt im Schlosse war.

Ruf' mir Deine Frau, sagte der Herzog zum Kammerdiener, schob Irenen einen Sessel hin, ließ die Thüren zum Vorzimmer weit offen und ging, das Erstaunen kopfschüttelnder Lakaien zu vermehren, nachdenkend im Zimmer auf und ab.

Wie zu ihrer Hinrichtung wankte das gute, gebückte Mütterchen herein, von ihrem Ehemanne unterstützt; mit den verschiedensten, unpassendsten

Stücken ihrer Kleidung behangen trat sie vor den Herzog und sank, da dieser über ihren Aufzug lachen mußte, zitternd in die Kniee. Hilf Gott, was soll mit mir werden? fragte sie schlaftrunken.

Der Herzog wendete sich nach Irenen, welche unwillig schien, daß man die arme Alte ausspottete. Das freute ihn. Folge dieser braven Gattin unseres ältesten Dieners, Irene, und vertraue ihr, sagte er, wovon ich zu Dir unterweges gesprochen. Und so lebe wohl, bis wir uns wiedersehn.

Darauf zog er sich zurück und überließ die Anderen ihrem Erstaunen, welches Irenens Erzählung kaum zur Hälfte befriedigte.

Er selbst versuchte umsonst, noch einzuschlafen. Ohne hülfreiche Hände herbeizurufen, vertauschte er die Jägerkleidung mit leichtem Morgenanzuge und durchwandelte den von ihm bewohnten Flügel des Schlosses, wie ein Mensch, in welchem widersprechende Gefühle und Ansichten miteinander kämpfen.

Das letzte der von ihm eingenommenen Gemächer bildete einen Winkel mit dem Vorsprunge des Seitenflügel's, welcher für seine Schwester Miranda, nach der Gartenseite hin, angebaut worden. Bis in dieses hatte sein Morgenwandeln sich nicht gewagt, weil die Fenster weit offen standen und es ihm vorkam, als regte sich gegenüber, bei Miranden, eine Gestalt,

die seine Schwester sein, die ihn vielleicht beobachten könne, die ihn gewiß auslachen werde. Nun aber vernahm er flüsterndes Gespräch. Er schlich sich die Mauer entlang und verbarg sich hinter einen schüzzenden Vorhang am Fenster. Miranda hatte das ihrige geöffnet; tief in einen Shawl verhüllt, daß man nur die Augen hervor glänzen sah, sprach die Stolze hinab zu einem Manne, den der Herzog nicht erblickte, den er nur murmeln hörte, bisweilen ein Wort auffangend, welches aber durchaus nicht klang, wie Etikette es vorschreibt.

Von oben schien das empfunden zu werden, denn man sagte ziemlich laut: „Thun Sie, was Ihnen gefällt, ich muß es erwarten;" — worauf das Fenster sich schloß. Von unten klang es: „nun, so fahr' ich zur Hölle!" Dann hallten heftige Tritte durch den Schloßhof, und das pflichtmäßige „Werda" einer nach dem Garten hin vereinzelten Schildwache wurde mit wildem Gelächter beantwortet.

Vor meiner Schwester, sagte der Herzog nach einigem Besinnen, und vor ihrem Hochmuth braucht sich, wie ich fürchte, meine Liebe nicht mehr zu fürchten?

II.

Als der Herzog bei seiner Schwester zu einer ungewöhnlich frühzeitigen Stunde sich anmelden ließ, empfing ihn Miranda nicht minder verlegen, als er bei ihr eintrat. Erst nachdem sie seine Wünsche Irenen betreffend, vernommen, gewann sie mit der Beruhigung, daß ihre Furcht vor Entdeckung unnütz gewesen, die ihr eigenthümliche stolze Fassung wieder. Der Herzog demüthigte sich scheinbar vor ihr und nahm die Haltung eines Schüchtern-bittenden an. Sie hörte ihn herablassend. Als er aber ausrief: Irene wird die Lieblichste Deiner Damen, sie wird die Zier meines Hofes sein! Da vermochte die Prinzessin nicht länger zu schweigen: Mir bringst Du, mein Bruder, eine verlaufene Dirne, die Du bei Nacht im Walde gefunden, daß sie mein Hoffräulein werde? Scherzest Du, oder willst Du mich in Wahrheit beleidigen? Ich weiß, daß Du der Herzog, unser Herr bist; doch vergiß auch nicht, daß ich mich Deine Schwester nenne, der Du, schon um Deiner selbst willen, Ehrerbietung schuldig wärest.

Der Herzog verneigte sich vor ihr, wie ein Beschämter, dem es nicht in den Sinn kommt, sich zu rechtfertigen. Dann sprach er mit eigenthümlicher Betonung jeder einzelnen Silbe und indem er den

Ausdruck nachahmte, den sie vor einigen Stunden in die nämlichen Worte gelegt: „Thun Sie, was Ihnen gefällt, ich muß es erwarten.“ Damit wendete er sich zum Gehen, erreichte schon die Thür, als Miranda ihn erfaßte, todtenbleich ihn anstarrte und bebend fragte: Guido, um Gottes willen, woher weißt Du . . . . . ?

Ich will Nichts wissen, sprach Guido. Ich will nicht vergessen, daß Du des Herzogs Schwester bist, die thun und lassen darf, was sie vor sich selbst verantworten mag, weil ihr Bruder sie liebt und achtet. Aber ich denke, Du wirst auch nicht vergessen, daß es dieser Bruder ist, der für Irenen bittet. Diese ist der Frau meines alten Kammerdieners anvertraut. Dort betrachte, prüfe sie. Morgen verlang' ich Deine Entscheidung, und ich wiederhole Dir abermals Deine eigenen Worte: „Thu', was Dir gefällt, ich muß es erwarten.“

Er ging. Miranda blieb eine Stunde allein. Es war die schwerste ihres Lebens.

Nachdem sie diese durchgekämpft und einen Sieg über ihre Eitelkeit errungen hatte, begab sie sich in Begleitung Alwina's, der jüngsten ihrer Gesellschafterinnen, nach der Wohnung des Kammerdieners, zu welcher sie durch Seitengebäude gelangte, ohne die Straße zu betreten. Er befand sich im Dienste

bei'm Herzog. Die alte Frau, die sich noch kaum erholt vom Schreck dieses Morgens, wurde auf's Neue beunruhigt durch den nieerlebten Eintritt der Prinzessin in ihr Häuschen. Doch berichtete sie, ohne eine Frage abzuwarten, mit jenem Vorgefühl, welches aufmerksame Dienerinnen die Gedanken ihrer Herrschaft errathen läßt, daß die „Waldmamsell" auf dem Ruhebett im Putzstübchen schlummre. Miranda hieß Alwinen zurückbleiben und schlich auf den Fußspitzen, um Irenen nicht zu erwecken, hinein zu dieser.

Da lag sie, glühend im wohlthätigen Schlafe. Halbgeöffnet wies der traumlächelnde Mund den schönsten Schmuck des menschlichen Antlitzes: die perlenreinen Zähne; gefaltet lagen die weißen Hände unter der tief-athmenden Brust, wie wenn der letzte bewußte Gedanke des frommen Kindes ein Gebet gewesen wäre; in langen Flechten hing das volle Haupthaar bis auf den Boden herab; verstohlen blickte ein kleiner, feiner Fuß aus der seidenen Decke hervor; über das ganze Wesen war seeliger, heiliger Friede ausgegossen. Decke, Kissen, Tapete, — Alles war grün.

Eine Rosenknospe im frischen Laube, flüsterte Miranda, von den Reizen der Natur besiegt; sie ist gar zu schön!

Dann blickte sie seitwärts in den Spiegel, wo sie ihrem eigenen, sonst so gern betrachteten Bilde begegnete, warf die Lippen verdrießlich auf und wiederholte kopfschüttelnd: sie ist gar zu schön!

Als aber dieser Moment der Eifersucht überstanden war, kniete sie am Lager hin, die Schläferin mit Küssen zu erwecken.

„Miranda?“ fragte diese und schlang weinend ihre Arme um der Prinzessin Hals.

Da ward der Bund geschlossen zwischen der Ersten und der Geringsten im ganzen Herzogthume.

Der Hof gerieth in nicht kleine Bewegung, als einige Tage nach diesen so eben erzählten Begebenheiten der Befehl erging, man solle zur Abreise auf ein ziemlich fern gelegenes Land- und Lust-Schloß, sowie zu längerem Aufenthalte daselbst sich rüsten. Die Damen mußten die Nächte zu Hülfe nehmen, um ihre Tracht so ländlich und arkadisch als möglich vorzubereiten; denn daß in Blumenthal jegliche Etikette verbannt, dagegen der froheste natürlichste Ton gestattet, — ja gewünscht sei, war Allen noch von vorigem Sommer bekannt.

Irenen hatte man bereits mit neuen Kleidern, worin sie sich geschickt und anmuthig bewegte, dem Verhältnisse, das ihrer wartete, näher gebracht und sie der Dreizahl jugendlicher Hoffräulein: der schmach-

tenden Alwine, der ausgelassenen Bianka, der glü-
henden Anadyomene beigesellt. Die drei Mädchen
vergaßen schon in den ersten Stunden ihres Beisam-
menseins, daß sie sich eigentlich vorgesetzt hatten, die-
ser aufgedrungenen, ihrer Meinung nach unwürdi-
gen Gefährtin kalt und abstoßend zu begegnen. Doch
wurden sie, ohne den rechten Grund zu durchschauen,
von der Lieblichkeit des Waldmädchens, welches so
viel angeborenen Adel zeigte, dermaßen angezogen
und bezaubert, daß sie gar nicht mehr zu widerstehen
vermochten, und daß sie, ihrer Drei, um liebende Zu-
neigung der Einen warben, die sie erst hatten verach-
ten wollen.

So fuhren sie denn an einem herrlichen Mai-
Morgen in Miranda's großem Reisewagen, die Für-
stin mit ihren vier blühenden Damen, durch Blüthen-
wege, von sechs muthigen Falben gezogen, zum länd-
lichen Wohnsitz; Frühling überall, auch in den Herzen!

Warum der Herzog diese Lustreise in diesem
Frühlinge gerade beschleunigte; warum der Aufent-
halt im Grünen diesmal für eine längere Dauer
berechnet war? — Er wollte die Blume seines Her-
zens im Freien, wo sie entsprossen, frei und froh sich
entfalten sehen.

Alle ahneten diesen Grund; nur Eine nicht, der
es galt: nur Irene nicht.

III.

Schon waren aus ihrer Seele Bilder und Träume jener Nacht entschwunden. Des Klausners Leiche wähnte sie bisweilen noch zu seh'n, und wenn diese ihr im Geiste erschien, verrieth sie es wohl durch Thränen im Auge. Aber was der Herzog ihr gesagt, wie er sich vor ihr gezeigt, das wußte sie nicht. Dunkle Sehnsucht schlummerte in ihr; neben des Todten Bild zeigte sich eine lebendige Ahnung, doch ohne sich zu regen, ohne ihre jungfräuliche Ruhe zu stören. Sie empfand, was die Dichter Liebe nennen, aber sie fühlte nicht, daß es ihr gelte.

Die Prinzessin hatte ihren Mädchen erzählt, wie sie Irenen zum ersten Male gefunden, und setzte voraus, das Mädchen müsse in jenem Schlummer schön geträumt haben.

Das hab' ich auch, rief Irene, und ich will's gern erzählen, denn es war so: der alte Klausner, mein Pflegevater, war schon todt, dennoch stand er vor mir; ich wußte, daß er todt sei, dennoch sprach ich mit ihm. Ich träume manchmal so lächerlich. Als ich ihn mit meinen Armen umschlang, weinend, daß er begraben werden müsse, verwandelte er sich plötzlich in einen anderen, mir völlig fremden Menschen, den zu umarmen ich mich zwar scheute, von

dem ich jedoch nicht loskommen konnte. Dieser Fremde nannte mich Schwester, war sehr liebevoll, sah auch Jemand gleich, nur daß ich nicht ersinnen kann, wem. Und als ich, von seiner Zärtlichkeit ergriffen, mich ihm vertrauend zuwendete, entschwand er mir unter den Händen, erhob sich und ward wie auf einen Berg vor mir getragen. Ich stand nun ganz verlassen da, und in meinem Schmerz nahm ich ein goldenes Kreuzchen hervor, welches ich auf der Brust hangen habe, seitdem ich denke. Wie meine Thränen auf dies Kreuzchen fielen, fing es an zu wachsen, wuchs immer größer und größer; die Engelsköpfchen, die darauf eingelegt sind, wurden lebendig und sprangen heraus in's Leben. Ich aber stand oben auf dem Kreuze, von ihm getragen, doch immer schwankend, immer zitternd, daß ich herabfallen müsse, immer wieder gehalten von den Flügelchen der kleinen Engel. Und als ich endlich nach langer, schöner, schaukelnder Bewegung herabfiel — da erwachte ich und lag in der Prinzessin Armen.

Die Mädchen betrachteten erstaunt die holde Träumerin, welche verstand, sich so klar und lieblich auszudrücken. Miranda versank in ernstes, tiefes Sinnen.

Unterdessen hatten des Herzogs Wagen die Damen eingeholt; ein ländliches Frühstück war bereit,

die Pferde wurden gewechselt, und der Tag war noch nicht ganz in die Berge versunken, als unsere hohe Gesellschaft in Blumenthal anlangte.

Während Alle ihre Gemächer aufsuchten, die ersten Einrichtungen zu treffen sich beeilten, um morgen bei'm Erwachen schon recht heimisch zu sein, während Miranda mit Irenen heimlich plaudernd, dieser noch einzelne Züge des hübschen Traumbildes abzufragen sich bemühete, — ging der Herzog, von mannigfaltigen Empfindungen getrieben, in den dunkelsten Alleen des Gartens auf und ab. Hier darf ich, sprach er zu sich, auf ein Weilchen vergessen, daß ich geboren bin, für Andere zu leben, und versuchen, ob es mir gelingt, des eigenen Daseins froh zu werden. Lange wird die Herrlichkeit zwar nicht dauern, dafür werden meine Räthe schon sorgen, . . . aber eine Woche wenigstens müssen sie mir Luft lassen!

Mitten in diesem Selbstgespräch unterbrach ihn ein Geräusch aus den nächsten Gesträuchen, und vor ihm stand ein kleiner Knabe vom Lande, der mit ängstlichen Geberden ein Päckchen zeigte. Kann er mir wohl sagen, stotterte der Junge, wo ich die Jungfer Herzogin finde, oder „eines von ihren Menschern?" Das Ding soll sie haben! —

Und kaum hatte er die leichte Bürde dem Her-

zog in die Hand geschoben, als er durch Gebüsche, wie er gekommen, entfloh.

Bedächtig wog der Herzog die geheimnißvolle Sendung, einige Male schon im Begriff, die bindenden Schlingen zu lösen; doch zuletzt, sich mit raschem Entschlusse bezwingend, suchte er Miranden auf.

Schwester, sagte er, hier bietet sich mir Gelegenheit, ein Gespräch wieder anzuknüpfen, welches wir neulich fallen ließen. Unbezweifelt gehören diese Sendung und Dein von mir wider meinen Willen belauschtes Morgengespräch zusammen, und ich — bitte nun, daß Du in meiner Gegenwart enthüllest, was ich ohne die Deinige zu enthüllen, aus Achtung für Dich, wie für mich nicht wagte.

Und warum soll ich's vor Dir verbergen wollen, erwiederte sie, daß ich da in einen kleinen schuldlosen Roman verwickelt bin? Du kennst mich doch, um jede Versicherung, hier hab' es keine Gefahr, unnütz zu finden. Was dieses Papier verbirgt, weiß ich nicht, doch geb' ich Dir Erlaubniß zu öffnen, weil ich Nichts zu verbergen habe.

Der Herzog öffnete. Um ein gut gemaltes Miniaturportrait war ein Blatt gehüllt, worauf nachfolgende Zeilen geschrieben standen:

Des fernen Freundes ähnlich' Bild
Naht Deinem holden Angesichte

Und wird mit Lebensgluth erfüllt
Von Deiner Augen Zauberlichte;
Wie Du es anblickst, fühl' ich's — weit
Von Dir, in meiner Einsamkeit.

Denn bin ich gleich von Dir geschieden,
Doch weiß ich, ob Du mein gedenkst;
Du schenk'st mir einen sanften Frieden,
Wenn Du mir eine Thräne schenkst.
So nimm das Bild, Du einzig Eine,
Und sehne Dich nach mir, — und weine.

Nicht einen Kuß von Deinem Munde
Gewährte mir ein streng' Geschick,
Ja, selbst des letzten Abschieds Stunde,
Kaum gönnte sie mir einen Blick,
Und aus der Ferne sendest Du
Mir nicht ein armes Wörtchen zu.

Ich aber trage bis an's Ende ....

Der Herzog hörte zu lesen auf, faltete still das Papier zusammen und blickte seine Schwester fragend an.

Diese wischte eine Thräne aus den Augen und sagte sanft: Denk an Irene!

Da drückte der Herzog ihre Hand und verließ sie.

Miranda, ihren Blick auf das so eben empfangene Bild richtend, sagte, nachdem sie es wehmüthig betrachtet: „So fahr' ich zur Hölle!" Waren das nicht seine letzten Worte? Und kann Derselbe, der einen so rohen Fluch ausstieß, solche Züge tragen? Kann er zarte Verse niederschreiben, wie diese hier?

O Du seltsamer Fremder, warum erwählst Du diesen Weg? Nahe genug, mich zu beunruhigen, zu fern, um Dich durchschauen zu lassen, ziehst Du drohend davon, mich mit Schrecken erfüllend, — dann sendest Du mir Bild und Lied, als freutest Du Dich, mir wehe zu thun? Aber wie kam die Sendung in die Hände des Herzogs?

Alwina trat ein, zu verkündigen, daß zur Tafel geläutet sei. Denn in Blumenthal ging es einfach her, und die Geschwister lebten beisammen wie schlichte Leute.

Bei Tische, umgeben von ihren Genossinnen, rief Irene plötzlich laut auf: ach, nun weiß ich, wem der Mann in meinem Traume ähnlich sah!

Und Bianken flüsterte sie in's Ohr: dem Herzog!

Als ob ich das nicht gewußt hätte? lächelte Jene.

Die Tafel war bald aufgehoben. Als sie sich trennten, meldete ein Diener, daß ein junges Bauernweib flehentlich bitte, die Prinzessin sprechen zu dürfen.

Jetzt, bei Nacht? fragte unwillig der Herzog. Ist's nicht genug, daß diese Betteleien den Tag über uns verfolgen? Bescheide die Zudringliche auf morgen.

Dann ist's vielleicht zu spät, sagte Miranda, führt sie jetzt zu mir.

Das wird Gott unserer Fürstin lohnen, rief Irene.

Und Alle zogen sich zurück.

Weinend stürzte das Weib der Prinzessin entgegen und bat — nicht um Hilfe, nicht um eine Gabe, — nein, um Verzeihung. Aber so unzusammenhängend, in so verworrenen Worten, daß es lange währte, bis endlich klar wurde, was verziehen werden solle: daß nämlich ein ihr anvertrauter Auftrag schlecht besorgt, daß eine für die Prinzessin bestimmte Sendung in unrechte Hände gelegt worden sei.

Natürlich forschte nun Miranda weiter und vernahm etwa Folgendes:

Seit zwei Jahren ist, unmittelbar nachdem der Hof abgereiset, ein junger fremder Herr nach Blumenthal gekommen, bei der Bäuerin eingekehrt und in Nachfragen und Forschungen über Alles, was das Lustschloß, wie die herzogliche Familie betraf, unermüdlich gewesen. Derselbe hat nun auch das kleine Packet gebracht, worin Bild und Gedicht lagen, wobei er dringend eingeschärft, dasselbe nur in der Prinzessin eigene Hand zu geben, was durch des Knaben schüchterne Ungeschicklichkeit vereitelt worden. Uebrigens müsse dies ein sehr vornehmer und reicher Herr sein, denn er habe herrliche Pferde und Reit=

knechte und Jäger, und Einer davon habe ihn heimlich mit „Durchlauft" angeredet.

Irene hatte Recht, murmelte Miranda; Gott belohnt mich, weil ich die arme Frau nicht ungehört fortschicken ließ. Dann entließ sie die Gesprächige, nicht ohne ihr den Mund mit Gold versiegelt zu haben.

IV.

Des andern Tages gingen in den Treibhäusern, wo schöne seltene Rosen blüheten, die Prinzessin und ihre Mädchen.

Irene erzählte allerlei kleine Geschichten und Mährlein, die sie im Walde vernommen, da sie, ein Kind, die Gespräche der Köhlerinnen belauschte. Alle freuten sich ihres hübschen einfachen Vortrages.

O, sprach sie, ich weiß auch von den Rosen: „Vater Erdwolf besaß einen Garten, den er sorgfältig pflegte, der ihn allein auch ernährt hätte; doch es waren drei Töchter da, mit Namen Malvina, Viola und Rosaura. Alle drei mannbar, hatten schmucke Freier, doch Vater Erdwolf war zu arm, die Kinder auszustatten, und ohne Ausstattung mochten Malvinens und Violens Liebhaber keine Weiber nehmen. Nur der Freier der Jüngsten, der zarten Rosaura, von den Ihrigen insgemein Röschen

gerufen, achtete nicht ihrer Armuth und drang auf baldige Verbindung. Der Vater hätte weiter Nichts dawider gehabt, ... doch es brach ein heftiger Krieg aus. Die drei jungen Männer waren rüstig und brav, darum zogen sie mit in's Feld.

Malvina und Viola wußten sich durch Zerstreuungen zu trösten. Röschen hinwiederum weinte im Stillen, zeigte ein festes Gemüth und einen treuen Sinn. Ihr Getreuer hatte ihr einen ausländischen Strauch geschenkt, den hegte sie treulich, setzte ihn in frisches freies Gartenland, machte Senker davon, daß er sich weit ausbreitete zu einer mächtigen Hecke, Blüthen trug in Fülle und glühte über und über, wie ein purpurner Königsmantel oder wie das feurige Abendroth.

Da die Blumen am herrlichsten dufteten, nach jahrelangem Harren, kehrten die siegreichen Krieger heim. Doch nicht alle kamen wieder, die ausgezogen; so auch fehlte Malvinens Freier. Der war todt auf dem Schlachtfelde geblieben, und sie jammerte erst entsetzlich, wie eine wirkliche Wittwe. Nach und nach aber versiegten ihre Thränen, ihre Wangen lächelten in neuer Lebenslust, und sie sang und scherzte. Nun traf es sich, daß Röschens Bräutigam, der als ein schöner Knabe ausgezogen, als ein kräftiger Jüngling zurückgekommen war, und daß er

Malvinens Liebe gewann. Ihn hatte Feindes Land flatterhaft gemacht, und als er satt war von des kleinen, armen Röschens Küssen, ging er hin und küßte Malvinen. Das entdeckte Rosaura, grämte sich und verblühte. Wie Sonne und Regen ihrer Blumen Pracht zerstörte, bleichte Gram die rothen Blumen ihres Angesichtes. Eines Abends — Venus war von Regenwolken verhüllt — schlich sie hinaus in den Garten; auf einem Lager von welken Blättern unter der Hecke starb sie. Unter dieser Hecke begrub sie Vater Erdwolf.

Späterhin, da der Schmerz über die Begrabene gelinder wurde, warb der Ungetreue laut um Malvinen, und der alte schwache Gärtner setzte beider Töchter Hochzeit auf einen Tag an.

Eine Stunde vor der Trauung gingen die Brautpaare im Garten umher. Als sie zur Hecke kamen, brach Violens Liebhaber ein verspätetes Knöspchen und gab es dieser. Der Verräther wollt' es Jenem nachmachen und für Malvinen ein anderes pflücken. Doch er stach sich in scharfe Dornen, daß seine Finger bluteten, und ließ es bleiben. Aus den Blättern säuselte ein Klageton.

So geht es nun immer noch. Wenn ein falscher Verführer solche Blume brechen will, sticht er sich gewaltig, und aus den Blättern ruft es: Wehe!

Wer aber treu liebt, wie das seelige Röschen, der breche seinem Mädchen die schönste Blüthe, — unverwundet darf er es thun.

Die Leute, von denen ich erzählte, sind nun gewiß alle todt, denn sie lebten vor vielen, vielen Jahren; die schönen rothen Blumen heißen der kleinen Rosaura zu Ehren heute noch Rosen."

Der Herzog hatte diese kindische Erzählung mit angehört. Er trat näher zu.

Irene bat ihn um eine Rose.

Auf die Frage: von welcher Farbe? gab sie keine Antwort.

Da nahm er eine rothe Rose und steckte sie vor Irenens Brust. Dann nahm er eine weiße Rose und steckte sie in Irenens Haar: die weiße, sprach er, bedeutet unschuldige Reinheit; die rothe glühende Liebe.

Und als er dies gesagt, ging er eiligen Schrittes davon.

V.

Nachdem der kleine Hof einige stille Wochen in ländlicher Abgeschiedenheit durchlebt, Miranda's Dichter kein Zeichen mehr von sich gegeben, der Herzog aber sich immer tiefer in die selbst gewebten Liebesnetze verstrickt hatte, langte die überraschende

Nachricht an, daß des benachbarten Ländchens regierender Fürst plötzlich Todes verblichen sei. Der Herzog rüstete sich eiligst zum Aufbruch, der verwittweten Fürstin seine Dienste anzubieten; denn ihr sein Beileid zu versichern, konnte bei solchem Todesfalle keinem vernünftigen Menschen in den Sinn kommen. Die Aermste war von einem Tyrannen erlöset, der sie und das gedrückte Land grausam gequält hatte, wie ein Halbwahnsinniger; ein wüstes, störrisches, liebloses Herz bis zum letzten Augenblicke des Hinscheidens.

Mit innigem Vertrauen empfing die Verwittwete ihren hohen Nachbar und dessen dargebotenen Beistand. Sie legte von der Innigkeit dieses Vertrauens einen Beweis ab, indem sie ein Geheimniß enthüllte, wovon Niemand eine Ahnung hatte, und welches für den Herzog von den allerwichtigsten Folgen war.

Mein Sohn, begann sie, der nach des Vaters Tode die Regierung antritt und seine Unterthanen hoffentlich glücklicher machen will, als der Verstorbene, dessen Gott sich erbarme! — mein Sohn ist seit einigen Wochen abwesend. Ich schwebe in nicht geringen Sorgen über seinen Aufenthalt. Denn ob er schon öfter dergleichen Streifzüge unternommen und sich — sogar mit meiner Beihilfe — den Miß-

handlungen eines unväterlichen Vaters entzogen hat, so war doch seine Gegenwart noch nie wichtig, wie in diesen Tagen. Da jedoch erst der günstige Erfolg meiner Anstalten abzuwarten und der Flüchtling in diesem Augenblicke nicht herbeizuzaubern ist, — mag er mir's verzeihen, wenn ich ein Staatsgeheimniß, dessen Enthüllung für seinen Regierungsantritt aufbewahrt blieb, Euer Liebden früher kund mache, als ihm, der allerdings die nächsten Ansprüche darauf hätte. Mein Gemahl war in seinem ganzen furchtbaren Dasein nie furchtbarer gegen mich, als während jener Zeit, wo auch die rohesten und gemeinsten Menschen ihren Weibern zärtlichere Behandlung angedeihen lassen. Er pflegte mich — dem Himmel Dank, daß ich nur zweimal diese Martern durchzuleben hatte! — mit Drohungen zu peinigen und wiederholte tagtäglich: wenn ich ein Mädchen zur Welt brächte, würde er das Kind und mich um Mitternacht in den See werfen. Wie pries ich unsern himmlischen Vater, da der Erbprinz geboren ward! Doch nicht so gnädig sollte der zweite Sturm vorübergehen. Eben um jene Zeit stand mein Quäler, dessen Untreue ich sonst wie Segen und Glück betrachtete, in verbotenem Umgang mit einer schlauen, bösen Person, die Alles daran setzte, mich völlig zu verderben, weil ich ihre wüthende Rache

durch verachtenden Stolz aufzureizen schwach genug gewesen war. Wiederholentlich schwor er, nüchtern oder im Rausch, bei Tafel, oder in Gegenwart des Hofgesindes: eine Tochter sei mein Tod! Zitternd vor dieser Raserei bestach ich die Dienerinnen, und das neugeborene Mädchen, nachdem es eine Minute an meinem Herzen gelegen, wurde Einer von ihnen zur Rettung anvertraut; dem unnatürlichen Vater wurde vermeldet, ein todter Knabe liege auf der Bahre. Die List gelang. Er bekümmerte sich weiter nicht um uns; mein Kind blieb in der Obhut jenes Mädchens, dem ich einen fernen heimlichen Zufluchtsort ausgemittelt hatte, wo ich, wenn auch selten, des Glückes theilhaftig ward, sie sehen zu können. Dies Glück — mein Einziges hienieden — sollte nicht lange währen. Als ich sie zum letzten Male besuchte, äußerte die Wärterin allerlei Besorgnisse, daß es ihr seit Kurzem scheinen wolle, als würden sie belauscht, verfolgt. Ein frommer Waldbruder, dem sie den wahren Stand der Dinge gebeichtet, hatte sie gewarnt; er befürchtete irgend eine grausame Absicht hinter jenen dunklen Umtrieben. Sie versprach mir, den guten Mann herbeizuschaffen, damit ich aus seinem Munde vernehme, was sie mir nur unvollständig anzudeuten vermochte. Sobald es mir möglich wurde, mich unbemerkt wieder zu ihr zu

wagen, eilte ich zu dieser Zusammenkunft. Ach, es war zu spät. Wärterin und Kind verschwunden, — von jenem Waldbruder nirgend eine Spur. Vergebens blieben all' meine Forschungen, weil ich sie nur heimlich anstellen durfte. Ich habe Nichts mehr von meiner Tochter gehört.

Hier brach die Fürstin laut in einen wilden Jammer aus, dessen heftigsten Erguß der Herzog bescheiden vorüber ließ, ehe er wieder das Wort nahm:

Nicht Sie zu trösten, Fürstin, — denn wer könnte die Mutter über ein solches Geschick trösten wollen? — nur um Sie vielleicht mit einem Hauch von Hoffnung zu erfrischen, biete ich Ihnen auch hier meine treunachbarlichen Dienste an. Können Sie mir zur Bezeichnung der damals Verschwundenen einige nähere Merkmale geben? Eine Spur, worauf sich Wege zur Entdeckung suchen ließen?

Wollt' ich die treugeglaubte Dienerin beschreiben, von der ich freilich kein Recht habe heute schlimmer zu denken, als vor sechszehn Jahren, so würde nach einem so langen Zeitraum die Beschreibung nicht mehr zum Wiedererkennen führen. Daß sie jenseits meiner Landesgrenzen flüchtete, ist gewiß; daß sie in's Herzogthum sich begab, mehr als wahrscheinlich. Möglich, daß sie, aus Furcht vor fort=

dauernder Gefahr, in bester Meinung sich irgendwo versteckt hält. Möglich, daß ein öffentlicher Aufruf genügen würde, sie aus ihrer Verborgenheit an's Licht zu rufen. Aber wer, wenn wir wirklich einen solchen erlassen wollten, wer verbürgt uns, daß er bis in jenes Versteck dringe? Wer verbürgt mir, daß sie noch leben? Oder daß nicht, wenn meine Tochter am Leben wäre, ihre Pflegerin das Geheimniß ihrer Geburt mit sich in's Grab genommen? O, wenn ich denke, Herzog, meine Tochter ..... nein, geben wir alle Hoffnung auf, mich wieder mit Hoffnung zu beleben für diesen Gegenstand, und wenden wir uns dem wirklichen Leben zu.

Ich kann mich diesem Befehle nicht so unbedenklich fügen, erlauchte Fürstin. Erst müssen Sie mir schon die Gnade erweisen, sich noch einmal zu besinnen, ob nicht irgend ein Merkmal ... ich frage nicht aus müßiger Neugier. Warum ich so dringend bin, ich darf es nicht sagen. Aber Ihre Worte vom Waldmönch haben mich ... giebt es kein Kennzeichen?

Ich wüßte keines, Herzog. Denn daß ich ein goldenes Kreuzchen, worauf mit kleinen bunten Edelsteinen Engelsköpfchen eingelegt sind, dem neugeborenen Kinde als eine Art von Amulet in frommem Glauben mitgegeben, das dürfen wir jetzt nicht

als Kennzeichen betrachten. Nur ein Wunder könnte dem Kinde das Kleinod erhalten haben, und an Wunder, die mir zu Gunsten geschehen, hab' ich verlernt zu glauben. Wiederholt bitte ich Sie, Herzog, verlassen wir die Welt der Träume, und kehren wir zur Wirklichkeit. Zwischen Ihrer edlen Mutter und mir ist, ehe wir noch vermählt waren, oftmals in Scherz und Ernst die Rede davon gewesen, unsere Kinder, wenn uns der Himmel deren schenkte, müßten dereinst . . . Ach wie gern, Herzog, würd' ich meinen Sohn, dem die Regierung anvertraut werden soll, gerade jetzt für das Glück der in diesen Mauern fremd gewesenen Familienfreuden gewinnen! Und auf wen besser könnt' ich den mütterlichen, fürsorglichen Blick richten, als auf eine Prinzessin . . . .

Die nicht weiß, was sie will! unterbrach hastig der Herzog. Und nachdem er sich wieder gefaßt, bat er um Erlaubniß, abzureisen, sichtlich getheilt zwischen zwei ganz verschiedenen Eindrücken und Stimmungen, zwischen Freude und Aerger.

VI.

In Blumenthal waren unterdessen merkwürdige Dinge vorgegangen.

Kaum hatte der Herzog sein Lustschloß verlassen,

als unerwartet der geheimnißvolle Fremde zum Vorschein kam. Alle wußten, wie durch Zauber, um seine Anwesenheit, doch hatte ihn eigentlich noch Niemand von Angesicht gesehen.

Miranda bebte vor Schreck und Wonne, als die Kunde bis zu ihr drang, als die schon bekannte Bäuerin sich wieder anmelden ließ.

Er ist hier! Er ist wirklich wieder hier! Das heißt seine Leute, die sich da und dort untergebracht haben. Er ist in die Berge, — und ich wollt' es der Jungfer Prinzessin nur berichten.

Nun, erwiederte Miranda so ruhig als möglich, was geht es mich an?

Die Bäuerin war über diese Worte dermaßen erstaunt, daß sie sich mit offenem Munde zurückzog und zu ihrer Entschuldigung Nichts weiter herausbrachte, als die harmlose Formel: „ich dachte nur! ...“ Eine Aeußerung, die in ähnlichen Fällen fast immer und überall zu empfehlen bleibt.

Ob Miranda wirklich des lieben Mondes wegen mit ihren Fräuleins die halbe Nacht hindurch im Park promenirte, und ob Frau Luna die leise gemurmelten Flüche nachfolgender Lakaien verdiente, das mag unerörtert bleiben. Doch ist bekannt, daß unsere schöne Prinzessin sonst jede Mondschein-Sentimentalität zur Zielscheibe ihres Witzes und der gewöhn-

lichen Vorleserin Bianka zur Pflicht gemacht hatte, alle darauf Bezug habenden Stellen möglichst zu überschlagen. Und heute? — welch' ein Widerspruch! —

Als die Begleiterinnen schlaftrunken erklärten, daß sie nicht mehr im Stande wären, sich aufrecht zu halten, zuckte die Prinzessin voll verächtlichen Mitleids ihre schönen Achseln und entließ die Gähnenden. Sie aber legte sich, des bleichen Mondscheines noch nicht satt, in's offene Fenster und redete wie eine „Mondschein-Prinzessin" in die Bäume hinaus. Ja, sie mußte ihren Gefühlen Worte geben; sie hätte nicht länger schweigen können, um keinen Thron der Christenheit. Geliebter, so rief sie, wo bist Du? Wie gern folgte ich Dir, wohin es auch sei! Wer Du auch seist! ....

(Das Letztere war eine Lüge, die sie sich selbst, die sie dem unschuldigen Monde vorschwatzte!) — wer Du auch seist! Wie gern ....

Nun, so fahr' ich allerdings nicht zur Hölle! sagte jetzt vernehmbar eine sonore Stimme, und ehe Miranda noch einen Augenblick zweifeln konnte, wem diese Stimme gehöre, schwebte Er vor ihr, auf den schwankenden Zweigen eines Ahornbaumes und reichte ihr lächelnd die Hand: „So folge mir, Göttliche!"

Ich, Ihnen folgen? Einem Unbekannten, der

zur Nacht ... welche Frechheit! Meine Ehre, — mein Bruder — entfliehen Sie ...

Nur mit Dir, wie Du eben gelobtest. Wo nicht, so fahr' ich zur Hölle! Das schwör' ich bei meiner Liebe ....

Halt, rief Miranda, nicht diesen furchtbaren Schwur. Ich folge, geschehe, was da wolle! Mag der Herzog rasen, ich streife die lästigen Fesseln ab, in denen ich aufwuchs. Irene, sei Du meine Fürsprecherin!

Bei diesen Worten wollte sie in das Gemach zurücktreten, ihre Kostbarkeiten zusammenzuraffen. Der Fremde gab es nicht zu. Wir haben genug, sprach er, was bedarf es Deiner Juwelen? Folge mir, wie Du bist, nur reich durch Deine Reize.

Er hob die Glühende mit starken Armen über des Fensters Brüstung. Sanft ließ er sie, an seinen Händen hangend, hinabsinken, bis ihre zarten Füße den Boden berührten. Eilend sprang ihr der Entführer nach, und raschen Laufes ging es davon. Drei Mal machten sie den Weg um ganz Blumenthal herum. Der Mond war versunken. Miranda wußte nicht, wo sie war, als sie in der Bäuerin Haus geführt wurde, die sich natürlich nicht zeigen durfte. Sie wähnte, unendliche Strecken Weges zurückgelegt zu haben. Nun aber, da die wilde

Aufregung der Mattigkeit Raum gab, nun begann die Angst.

Nicht umsonst wollte der Entführer das Aeußerste gewagt, nicht unbelohnt die Mauern der Etikette durchbrochen haben. Zärtlich näherte er sich der Geliebten, . . . zornig wies sie ihn zurück. Nicht eher gehören wir uns, bis der Priester, sei es im fremden Lande, uns vereiniget hat; so sprach sie und verhüllte sich.

Dann fahr' ich zur Hölle! rief Ernst abermals.

Schon wieder diesen schrecklichen Ausruf, weinte Miranda, der schon zwei Mal mein Herz kränkte. Wenn Du mich liebst . . . .

Wenn du mich liebtest, sprach Ernst, würdest Du mir vertrauen. Schlafe wohl; ich wünsche Dir in dieser Kammer eine bessere Nacht, als ich sie haben werde, denn ich — ich fahre zur Hölle!

Dabei begab er sich aus dem leidlich eingerichteten Stübchen in das große Bauernzimmer daneben und fuhr zur Hölle — hinterm Kachelofen, wo er sich auf einer hölzernen Bank das bescheidenste Lager bereitet, auf dem er schon so manche Nacht durchträumt hatte.

Als der Herzog, der die Nacht hindurch gereiset war, wieder im Lustschlosse zu Blumenthal eintraf, begrüßte ihn die Nachricht von seiner Schwester

heimlicher Entfernung. Die Hoffräulein, bestürzt und jammernd, erschraken so furchtbar über seinen Schreck, daß sie nun erst zu begreifen anfingen, welche Bedeutung dies Ereigniß haben könne? Sie standen wie vernichtet und starrten den Herrn mit banger Sorge an. Kein Laut ging über seine Lippen; keinen Blick gönnte er den Umstehenden, sogar Irenen nicht; bleich, zitternd, einem bestraften Knaben ähnlich, entfernte sich der Tiefbetrübte. Kaum hatte er sie verlassen, als die vier Mädchen in lautes Geschrei ausbrachen, ihrem Jammer Luft machten, Jede nach eigener Weise: Alwina betete, Bianka verwünschte den frechen Unbekannten, Anadyomene klagte der Prinzessin Leichtsinn an; — Irene flüsterte weinend: der arme Herzog! und schrie dann auf: aber was ist denn eigentlich Böses geschehen? Sagt mir's doch? Hat Einer unsere gute Herrin umgebracht?

So ging es fort, und endlich lärmten alle Vier durcheinander, daß Kammerfrauen, Stubenmädchen und Lakaien zusammen liefen und klagend einstimmten, bis auf einmal wie umgewandelt der Herzog wieder zwischen sie trat, aus seinen Gemächern kommend, ein Brieflein zwischen den Fingern, heiter, lächelnd, zufrieden: Es ist gut, sprach er, es ist Alles gut, meine Kinder! Klagt nicht weiter! Die Prin=

zessin . . . sie ist Braut! Wir werden sie bald wieder sehen. Erbprinz Ernst wird ihr Gemahl. Dabei hielt er den Brief empor, den er vorgefunden, nickte Allen gütig zu und wiederholte, nach Irenen schielend: nun müssen wir auch an uns selbst denken. Zu den Lakaien gewendet: schickt mir den Kammerherrn und den Stallmeister; zu den Mädchen wieder: und Ihr, tummelt Euch wacker im Garten herum, damit Ihr Durst bekommt; heute bei Tafel muß auf's Wohl des Brautpaares getrunken werden, und Keine darf zimperlich sein!

Die Stunden, bevor die Glocke zum Tische rief, brachte der Herzog mit seinen Dienern zu, denen er theils mündliche, theils schriftliche Aufträge gab. Der Stallmeister mußte verschiedene reitende Boten mit Depeschen entsenden; der Kammerherr empfing den Befehl, sich zu einer Fahrt über die Grenze bereit zu halten; ein treuer und erprobter Leibjäger wurde abgeschickt, dem Prior jenes Klosters, dessen dienende Brüder den verstorbenen Klausner begruben, ein langes, vom Herzog eigenhändig aufgesetztes Schreiben zu überbringen.

Niemals noch war die Arbeit Diesem so rasch von der Hand gegangen, als gerade heute. Wenn unser Herr täglich so schreibseelig wäre, bedürfte er meiner kaum, sagte der Sekretair zum Kammerherrn.

Bei Tafel waltete ein eigenthümlich-heiterer Geist, der sich bis auf die Lakaien verbreitete. Man sah nur schmunzelnde Gesichter. Miranda's Platz blieb unbesetzt; ihre Fräulein hatten den Sessel mit Guirlanden umwunden. Eine jegliche Hofdame ward gezwungen, ihr vollgeschenktes Spitzgläschen bis auf die Neige zu leeren. Der Herzog kannte kein Erbarmen; auch da nicht, als der Kellermeister ihm in's Ohr sagte: aber, Hoheit, er ist stark!

Desto besser, antwortete der Herzog laut; sie haben keinen Dienst heute; laß' sie ihr Räuschchen ausschlafen.

Der Tafeldecker meinte: das ist mir zu hoch, und daraus verstehe sich ein Anderer.

Sie taumelten ein Wenig, als sie sich erhoben; wie Blumen, vom Winde gewiegt und schwankend, suchten sie verschämt ihre kühlen Zimmer. Nur Irene trug das edle Haupt frei empor und schritt mit königlichem Anstand hinaus. Auch spürte sie kein Gelüsten, im Gemäuer zu bleiben. Sie suchte den schattigsten Raum des Parkes und legte sich, ein treues Kind des Waldes, unter uralten Buchen auf reines, blühendes Moos.

Dort entschlief sie.

Es war zum ersten Mal in ihrem Leben, daß sie Wein genippt.

Der Herzog, nicht ahnend, wo sie weile, ohne die entfernteste Absicht sie zu suchen, ohne die leiseste Hoffnung sie zu finden, durcheilte jene ehrwürdigen grünen Laubhallen, wo er als Knabe so glücklich gewesen, wo er jetzt als Mann wieder glücklich zu werden glaubte.

Ja, rief er in ungewöhnlicher Aufregung, ist mein stolzes Schwesterlein bei Nacht und Nebel mit einem Anbeter davon gelaufen, ohne zu wissen (wie ich fast befürchten muß), daß ihr Entführer ein Erbprinz sei, der nur nach Hause kehren darf, um die Regierung zu ergreifen, – warum — ich frag' Euch, Ihr feierlich säuselnden Bäume — warum darf ich, der Herzog, Irenen nicht lieben und im Innersten dieses Herzens tragen, von der ich vermuthe, daß sie ... o all' ihr Heiligen, hier ist sie selbst!

Er knieete leise und vorsichtig neben ihr hin, ob er ein Wort ihres Schlummers belauschen könne. Doch sie bewegte die Lippen nicht, sie lächelte nur, wie ein Kind, wenn es etwa von seinen Geschwistern und von Engeln träumt. Diesen Vergleich stellte der Herzog an, und als er ihn machte, als er der Engel gedachte, da mußte er auch an die Erzählung der Fürstin denken und an das Kleinod in Kreuzesform, worauf Engelsköpfe eingelegt waren. Da überkam ihn, der Entscheidung so nahe, ein schwin=

delnd Bangen, und seine Hände zitterten, als er sie schüchtern ausstreckte, den Versuch zu wagen. Dennoch gelang es, das Busentuch zu öffnen, . . . schon erblickte er ein Schnürchen um den Hals geschlungen, . . . und er zog langsam . . . langsam . . . . . ein Köpfchen, wie eine Erbse so groß, die Wangen Rubinen, die Augen Brillanten, schauete zwischen dem reinen Marmor der jungfräulichen Brust hervor, . . . und er wand das ganze Kreuzchen an's Licht, lösete es von der Schnur mit gelenken Fingern wie ein Taschendieb . . . . und als er es in Händen hielt, konnt' er es über sich gewinnen, das Jauchzen seiner Freude, den Jubel seiner Seele einzuschließen in sich, und aufzustehen, diesem Anblick zu entsagen, fortzueilen mit der kostbaren, beseeligenden Beute.

Da Irene spät erwachte, schrak sie zusammen über die Unordnung ihres Anzuges. Unzufrieden mit sich selbst sagte sie: aber wie man auch gleich aussieht, wenn man einmal ein Stündchen im Grase schläft. Mit diesen Kleidern geht das nicht mehr! Hoffahrt will Zwang!

VII.

Eine Stunde nach dem so eben geschilderten stummen Auftritte, begab sich der Kammerherr auf die schon vorbereitete Fahrt über Landes Grenze.

Der Herzog brachte die Dämmerstunde allein in seinem Arbeitszimmer zu; Kerzen anzuzünden hatte er den Dienern untersagt und wollte durchaus ungestört bleiben. Dennoch drang ein Fremder durch's Vorzimmer und wollte sich nicht zurückweisen lassen. Es entstand ein Wortwechsel, aus welchem der Herzog zu errathen meinte, wer es sei, der ihn aufsuchte. Er ging hinaus, dem Erbprinzen entgegen. Dieser zeigte sich verlegen und gestand, daß er kaum Verzeihung hoffen dürfe für seine abenteuerliche, eitle Thorheit. Der Herzog erwiederte durch eine Umarmung und indem er ihn „Schwager Ernst" nannte; was hätte der Freudetrunkne nicht heute verziehen!

Dann gingen sie Arm in Arm zur Bauernhütte, wo Miranda sich tief verborgen und der kultivirten Welt wer weiß wie weit entrückt wähnte. Wie erstaunte die arme Prinzessin, als sie Hand in Hand mit dem doch gefürchteten Bruder ihren Entführer eintreten sah. In welch' dankbare Thränen des Entzückens brach sie aus, da die dunkle Ahnung, die sie geleitet hatte, zur Gewißheit ward.

Verzeihung, meine Geliebte, für den kühnen Scherz, sprach Erbprinz Ernst, sie sanft umschlingend. Es war doch mehr als übermüthiger Scherz. Ich hätte mich nicht entschließen können, eine mir

zugedachte Braut heimzuführen, ohne zu wissen, wie weit ihre Neigung für mich gehe, und welche Opfer sie mir um meinetwillen bringen könne. Früher war ich nur eitel. Jetzt darf ich stolz sein.

Und fahren nicht mehr zur Hölle? fragte Miranda, — nur um zu unterbrechen. Denn sie wollte weder eingestehen, daß sie das Inkognito durchschauet habe, noch sollte der Herzog glauben, sie sei einem fremden Abenteurer gefolgt.

Es ist genug! rief der Herzog. Laßt uns auf's Schloß gehen. Ihre Hoffräulein, hohe Schwester, sind trostlos über Dero Entfernung.

Bis auf Eine, sagte Miranda, die meines Bruders Hoheit herablassend getröstet haben wird?

Der Erbprinz sah Beide fragend an.

Noch an diesem Abende vertraute der Herzog dem Brautpaare die Entdeckung, die er im Garten gemacht. Er verkündigte dem Prinzen, daß er ihm eine Schwester, Miranden, daß er ihr eine Schwägerin gefunden habe, und drei Glückliche genossen eine seelige Stunde.

Der Geburtstag des Herzoges war da. Ihn zu feiern, beschloß der Erbprinz die Aufführung eines flüchtig entworfenen Festspiels, in welchem die Blumen reden sollten.

Alle im Lustschlosse, die Lust und einiges Geschick

zeigten, erhielten kleine Rollen in diesem Spiel. Nur Irene hatte noch Nichts bekommen. Sie ging schwermüthig und trübe umher; der Verlust ihres Talisman's, den sie bei Tag und Nacht vergeblich gesucht, galt ihr als ein trauriges Vorzeichen. Dazu kam noch die rings um sie her flüsternde Kunde: eine Schwester des Prinzen Ernst werde als Herzogliche Braut erwartet! Wußte sie doch selbst kaum, warum diese Kunde ihrem Herzen so wehe that. Doch verbarg sie Wehmuth wie Gram und bemühete sich, zufrieden zu scheinen.

Der Tag der Feier war gekommen, der große Saal in zwei Theile getheilt. Die eine Hälfte nahmen die Dastellenden, die andere der König des Festes nebst den Zuschauern ein.

Neben dem für ihn geschmückten Thronstuhl stand ein leerer Sessel, den sogleich nach Beginn des Spieles eine hohe, verschleierte Dame einnahm, in welcher man die verwittwete Nachbarfürstin zu erkennen glaubte.

Der Sinn der Dichtung war dieser: Die Blumengeister hatten sich ihrer schönsten Blüthen selbst beraubt und eine Krone davon gewunden, die sie nun dem König des Festes auf's Haupt setzen wollten, um ihn doppelt zu krönen. Aber wer sollte sie überbringen? Keine der anwesenden Blumen fühlte sich dieser Auszeichnung werth, weil ihre Königin, weil die

Rose fehlte. Nur im Hintergrunde zeigte sich in dunkelgrünem Gewande eine schlanke Gestalt, deren Kopf die noch halbverschlossene Rosenknospe zu bilden schien. Alle deuten auf diese, fragend: aber sie blüht ja nicht?

Irene? spricht halblaut der Herzog, Irene? ruft bebend die verschleierte Frau an seiner Seite; Irene? Und rasch erhebt sie sich, schreitet gebietend zwischen die Spielenden, faßt mit zitternder Hand die röthlich-schwellende Knospe, zieht die seidene Hülle von Irenens Lockenhaar und liegt laut weinend am Herzen der wiedergefundenen Tochter.

Die Rose ist erblüht! riefen viele Stimmen. Und noch hatte die Mutterlose das Glück, sich einer solchen Mutter Tochter zu nennen, kaum begriffen, als sie schon von den Gespielinnen gedrängt wurde, dem Herzoge ihren Festkranz darzubringen. Weinend ging sie ihm entgegen. Knieend empfing er die Gabe, zog Irenen an sein Herz und sprach gerührt: Auch dieser Krone Blumen werden welken; ich muß zurück, zu meiner dornenvollen Pflicht. Ein Monat ist vergangen ohne Nutzen für mein Land. Laßt uns thätiger sein im nächsten. Du, Irene, bleibe meine holde Blumenfürstin, sei mein Weib. Und wenn der goldene Reif düstre Falten gezeichnet hat auf meine Stirn, laß' mich an Deine Brust fliehen, in frischen Blumen dies Haupt zu bergen.

Der Baumfrevel.

I.

Eine lange Reihe junger Obstbäume, erst im vorigen Frühjahre gesetzt, mit Linden, wilden Kastanien, Ahorn und Ebereschen bisweilen abwechselnd, führte uns bis in das freundliche Dörfchen. Wolfgang empfing uns am Thor seines Gehöftes, hieß uns herzlich willkommen und wollte den lieben Gästen aus der Stadt sogleich ihre Zimmer anweisen. Wir aber, begierig, die reine Abendluft und deren Blumendüfte einzusaugen, die uns während der Fahrt durch den Staub der Straße verkümmert worden war, baten einstimmig um einen Platz im Freien. Und diesen fanden wir bald auf einer Wiese hinter dem Küchengarten, wo herrliche Buchen sich über uns empor wölbten, durch deren weit von einander getrennte Stämme wir tief in grüne Gefilde ausschauen konnten.

Welche schönen Blumenanlagen, mein lieber

Wolfgang, haben wir auf Deinem Landgute schon gesehen, rief ich aus; welch' frisches und zugleich dauerndes Denkmal hast Du Dir in den wenigen Jahren Deines Besitzes schon gestiftet.

Ja, erwiederte der frohe Landmann, es ist meine größte Freude, durch Vergrößerung des Waldes, durch neue Pflanzungen, durch Vermehrung schattiger Wege mein Dorf zu verschönern. Was mir auf den Feldern wächst, wird eingesammelt, ausgedroschen, aufgespeichert, zu Markte gefahren, gut oder schlecht verkauft, bleibt immerdar ein Gegenstand der Berechnung, und ob es mich gleich ernähren muß, hab' ich doch sonst keine Lust daran, sondern immer nur die Sorge, Alles gehörig abzuthun, was dazu gehört. Die Bäume, die ich pflanze, die Waldungen, die ich ansäe, diese sind nicht von heute für morgen; diese, weiß ich, dürfen wachsen, grünen, gedeihen, leben, so lange ich lebe; verfallen erst lange nach meinem Tode der Habgier irgend eines verwüstenden Holzhändlers. Deshalb betracht' ich sie wie meine Freunde und Genossen, verweile gern bei ihnen und schone überhaupt jeden Baum, erspare auch alternden Eichen und Kiefern den Tod durch Stahl und Eisen, so lange meine Kasse es nur gestatten will. Meine Nachbarn lachen mich aus und schelten mich spöttelnd den Romantiker. Mögen

sie doch! Dafür findet auch ein Jeder, so wie er die Grenzen meiner Feldmark überschreitet, den grünen, lebendigen Unterschied in die Augen fallend; und wo bei jenen Spöttern auf trockenen Sandflächen ein magerer Hafer kümmert, oder ein dürftiges Wintergetreide mit körnerlosen Aehren, zieht sich bei mir die gutgehegte dichtgeschlossene Nadelholzschonung mit dem würzigen Hauch ihrer schlanken, schwankenden, sommerwüchsigen Triebe zwischen bessern Feldern hin. Wo ihre Verbindungsstraßen und Feldwege, oft kaum fahrbar, grau und freudlos durch steinige Löcher und Moräste schleichen, gehen die meinigen, von sorglich gepflegten, immer offen gehaltenen Gräben bezeichnet, von jungen, hoffnungsvollen Bäumen geschmückt, wie Spazierpfade durch einen Garten. Es kostet mich freilich etwas, — aber es ist die einzige Verschwendung, die ich mir gestatte, — und wenigstens ist es eine schuldlose, die keinen Menschen kränkt oder verletzt; die vielen Menschen Freude macht, welche gleich mir Sinn haben für das schöne liebliche Baumleben. Wenn Kirschen, Aepfel, Birnen blühen, weiß und roth, in üppiger Fülle; wenn die Roßkastanie, wie ein Weihnachtsbaum des Frühlings ihre bunten Kerzen leuchtend aufsteckt; wenn die Eberesche ihren glänzenden Korallenschmuck in vollen Trauben lächelnd herab-

hängen läßt; . . . o, nur Bäume! Eine Landschaft ohne Bäume gilt mir für eine Wüstenei, und ich möchte kein Landgut besitzen, wo sich der fruchtbarste Acker meilenweit hinzieht, wenn ich Wald und Gebüsche deshalb vermissen sollte. Lieber will ich allen Ueberfluß entbehren und ein armer Gutsherr heißen!

Wir lobten die Gesinnungen unseres Freundes und theilten seine Ansichten, von denen sehr zu wünschen wäre, daß viele Dorfbewohner ähnliche hegen möchten.

Während wir noch in diesem Tone fortplauderten, kam ein Fleischerknecht quer über die Wiese, der ein Häuflein Schafe vom Vorwerke den Fußsteg entlang vor sich her trieb, die er durch starke Stockschläge zu schnellerem Laufen ermunterte. Das Eine hinkte erbärmlich. Der Grausame hatte ihm das rechte Hinterbein schon entzweigeschlagen und den zerbrochenen Knochen dann mit einer Schiene von Holz und Bindfaden versehen. Nun schlug er immer heftiger darauf, damit das gequälte Thier nicht hinter den übrigen zurückbleibe.

Unsere Damen stellten ihn sanft zur Rede, baten um Erbarmen, aber der Kerl lachte sie höhnisch aus, und seine Antwort bestand aus stärkeren Schlägen über den Kopf des blutenden Schafes. Da erfaßte

uns die Wuth. Wolfgang und ich sprangen auf den rohen Burschen zu, entwanden ihm den Stock und hörten nicht mehr auf seine Einwendungen. Er schrie: Die Schafe sind mein, sie sind bezahlt, ich habe sie dem Schafmeister abgekauft, nun gehören sie mir, und ich kann damit machen, was ich will; das geht Niemand etwas an.

Nun, rief Wolfgang, der des Fleischers langen Knüttel zerbrach, dieser mein Stock gehört auch mir; ich hab' ihn auch gekauft; jetzt kann ich auch damit machen, was ich will! Und nun prügelte er, wie jener Buchhändler den Nachdrucker, den grausamen Menschen tüchtig durch. Dann zwang er ihn, für die Schafe, die aus seiner eigenen Brackheerde stammten, das an den Schafmeister entrichtete Geld zurückzunehmen und ließ ihn aus dem Hofe hinausjagen. Das gemißhandelte Thier wurde durch einen raschen Tod von seinen Martern erlöset.

Der Fleischer rasete vor Wuth. Am Thore wendete er sich nach uns, die wir in Folge dieser Auftritte sämmtlich unsere grüne Wiese verlassen hatten, noch einmal um und brüllte: Wartet nur, Ihr verfluchten, mitleidigen Kanaillen, ich will's Euch schon gedenken!

Wir setzten, aufgeregt durch dies Ereigniß, unsere Gespräche über solche Gegenstände noch lange fort, und besonders unsere jungen Damen fanden kein

Ende, ihren Abscheu gegen hartherzige Menschen, ihr Mitleid für wehrlose Thiere auszusprechen.

Man soll sich wohl hüten, sagte Wolfgang, Partie zu nehmen für die Letzteren, wenn man der Mittel nicht vollkommen Herr ist, seine humanen Absichten durchzuführen. Ich würde um keinen Preis mit diesem Gesellen angebunden haben, wär' ich nicht gleich von Anfang entschlossen gewesen, die Thiere wieder aus seinen Händen zu bringen, indem ich ihm sein Kaufgeld wieder gab. Im entgegengesetzten Falle hätte er seine Rache gegen uns an den Schafen ausgelassen und diese zehnfach gemißhandelt, sobald er sich nur außer unserem Bereich gesehen. Die Bestialität solcher Menschen geht über alle Begriffe. Ich besinne mich auf einen Fall, wo ein Schlächter in der Stadt einen lahmen Ochsen gekauft hatte und diesen auf die sinnreichste Weise schmerzlich quälte, um ihn zu rascherem Schritte anzutreiben. Die Vorübergehenden wollten das nicht leiden und riefen, da ihre Mahnungen fruchtlos blieben, einen Polizeibeamten herbei, der gutmüthig genug war, fernere Grausamkeiten zu verhindern und den Fleischerknecht bis zu dessen Hause zu begleiten. Man sah, welche Gewalt dieser sich anthun mußte, seine rasende Bosheit zu bezwingen; er murmelte nur: na, wenn ich Dich erst im Stall habe! — Und später hab' ich

erfahren, daß er dann dem elenden Thiere mit einem Messer beide Augen ausstach und es so festgebunden stehen ließ; erst am andern Tage ward es zur Schlachtbank gebracht. Das waren die Folgen unseres übelangewendeten Mitleids. Wahrlich, man thut besser, über solche Sachen gar nicht nachzudenken. Je tiefer man sich hineindenkt, desto trostloser gestaltet sich die Ansicht des Daseins auf dieser schönen Erde. Und warum sollen wir uns mit den Qualen der Thiere quälen, da wir doch im Ganzen so wenig thun können, die Qualen der Menschen zu mindern und zu lindern. Laßt uns, fuhr er fort, jetzt diese traurigen Bilder verscheuchen. Die ewige Weisheit hat gewiß für alle Leiden und Schmerzen ihren Balsam in Bereitschaft, wenn wir ihn auch nicht entdecken können; und sind Gottes Kreaturen mitunter grausam, des Schöpfers Gnade und Milde wird Alles auszugleichen wissen. Vermeide Jeder in seinem Wirkungskreise, unschuldigen Thieren Martern zuzufügen oder zufügen zu lassen. Weiter, als unsere Macht, als unser Einfluß reichen, dürfen wir uns nicht grämen. Und nun wollen wir zur ländlichen Abendtafel gehen.

Als die Gläser gefüllt waren, stieß Luise mit Wolfgang an, und der Trinkspruch lautete: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!“

II.

Kaum war der Morgen erwacht, als Städter und Städterinnen mit ausgelassener Freude seine Kühle zu begrüßen eilten. Nur kurze Frist blieb der sorgsamen Hausfrau, ihren Stolz, die feinste Waizenwaare, zum Frühstück aus dem Backofen zu fördern, weil Aller Herzen und Sinne nach dem Walde trachteten. Der gastfreundschaftliche Landwirth ging voran, als Führer; wir folgten paarweise im fröhlichen Zuge, auf demselben Wege, der uns gestern in's Dorf gebracht. Plötzlich blieb Wolfgang stehen, ging wieder einige Schritte, blieb wiederum erschreckt stehen und wendete sich endlich, verstört und blassen Angesichtes, nach uns um. Wir, den fernher rauschenden Wald und die im Morgenwind wallenden Teiche vor uns, hatten bisher nur in's Weite geblickt. Jetzt folgten wir dem bethränten Auge unseres Freundes und entdeckten, gleich ihm, daß allen Stämmen des jungen Baumganges die Kronen abgebrochen waren. Erst hofften wir, dies träfe nur die ersteren, in der Nähe des Dorfes. Aber jeder Schritt vorwärts bestärkte uns in der traurigen Ueberzeugung, daß kein Bäumchen verschont geblieben. Unsere Morgenlust war vernichtet.

Wolfgang suchte sich bald zu fassen. Laßt Euch,

sprach er, die Freude nicht verderben und zieht ohne mich zum Walde. Ich nehme ein Pferd und reite ohne Aufschub hinein ins Städtchen, wo ich einzutreffen gedenke, noch vor dem niederträchtigen Schurken, der mir das gethan. Denn um eine so ausgedehnte, umfassende Rache auszuüben, hat er die ganze Nacht gebraucht und kann unmöglich schon zu Hause sein. Daß es kein Anderer ist, als der gestern Abend von mir gezüchtigte Thierquäler, versteht sich von selbst. Ich kenne seinen Herrn, der ihn seit einem Jahre und länger auszuschicken pflegt, um Vieh zu kaufen. Mit diesem will ich berathen, wie wir den Frevler am sichersten der gesetzlichen Strafe überantworten. Mag ich dann auch vor Gericht verurtheilt werden, weil ich ihn geschlagen, sei's zu einer Geldbuße, sei's meinetwegen zum Arreste; — gleichviel! Das will ich gern tragen, der guten Sache zu Liebe. Es muß sich ein Mittel ausfindig machen lassen; vielleicht treiben wir Zeugen auf, den Thäter zu überführen. Vor Tische noch bin ich wieder zurück.

Wolfgang verließ uns. Wir schlichen traurig und verstimmt weiter und zogen vor, den gebahnten Pfad früher als nöthig zu verlassen und über rauhen Acker dem Walde zuzuschreiten, nur um nicht länger den betrübenden Anblick enthaupteter Bäume dulden zu müssen.

Wie viele junge, blühende Leben sind da vernichtet, sagte Natalie.

Ja wohl, Leben! fügte Eduard hinzu. Darin eben besteht das Unglück, daß man versäumt, den Kindern Achtung einzuflößen und anzuerziehen für die Bedeutung dieses Baumlebens. Es ist gewiß, wer sein Herz gegen die Leiden des Thieres frühzeitig verhärten lernt, wird später auch ohne Mitleid für seines Gleichen bleiben; und ebenso fest überzeugt bin ich, daß im muthwilligen Vernichten junger, frisch heranwachsender Bäumchen schon der Keim liegt zur Grausamkeit gegen diejenigen Geschöpfe, die wir lebendige nennen, um sie von Pflanzen zu unterscheiden; aber mit Unrecht, weil diese auch lebendig sind. Mag der Zerstörungstrieb vielen Kindern angeboren sein, unsere Schuldigkeit ist es, ihn durch sanfte Belehrung oder, erforderlichen Falls, durch strenge Züchtigung zu besiegen. Wenn ich zwei Knaben im Walde spielen sehe, von denen der Eine kleine Bäumchen aus der Erde reißt, um sie zu zerpflücken, und der Andere, was ihm in die Hände kommt, sorgsam entwurzelt, damit er es an anderer Stelle zu kindischen Gartenanlagen verwende; und wenn er dann diese seine neuen Pflanzungen pflegt und hegt und begießt, — so wird sich meine Neigung unzweifelhaft dem Letzteren zuwenden.

Es ist nicht wahr, daß sanfte, gefühlvolle Kinder feig und kraftlos sein müssen; noch unwahrer ist es, daß hartherzige, grausame Knaben den Keim zu künftigen Helden in sich tragen.

Wer den Schwächeren, Wehrlosen unterdrückend gern quält; wer, wenn er keinen Frosch zu spießen, keinen Vogel zu rupfen, keine Maus zu zerschneiden findet, seine Mordlust an Bäumen ausläßt, dem fehlt es am rechten Muthe, am Edelmuthe, und in meinen Augen ist er ein Feigling, ob er auch sonst die halbe Welt eroberte. Kinder, die, gedankenlos und durch schlechtes Beispiel verlockt, in ähnliche Angewohnheiten verfallen, sollten von ihren Erziehern durch die That erfahren, was es heißt, unter den Fäusten des Stärkeren zu zappeln. Nur die Erziehung der Menschen kann uns helfen, gesunde Bäume aufzuziehen, deren kommende Geschlechter in Deutschland gar sehr bedürfen werden, wenn auch wirklich viele der zerstörungslustigen Jünglinge dereinst nach Amerika auswandern sollten, um ihre eingeborene Lust an Urwäldern zu büßen.

Wenn Sie selbst behaupten, wendete Luise ein, daß die Erziehung auch hier nachwirken müsse, ist dann derjenige nicht zu entschuldigen, der eine solche nicht empfing; der in gemeinen Umgebungen aufwuchs, der unsere feinen und andächtigen Gefühle

für das stille, ich möchte sagen, fromme Dasein des emporwachsenden Baumes gar nicht begreift?

Mit nichten, rief Eduard; andere Empfindungen mögen, aus süßlicher Ueberbildung entsprungen, dem Volke fremd sein; aber die Freude an gesunden grünen Bäumen hat unser Herrgott gewiß jeglicher gesunden Menschen=Natur in's Herz gepflanzt; nur wo rohe Selbstsucht überwiegt, wo Rachsucht und Bosheit vorherrschen, wird sie fehlen; nur auf dürrem, verbrannten Grunde einer lieblosen Brust wird sie welken. Wer jemals, von des Tages Last und Hitze gedrückt, unter eines Baumes Schatten Erquickung suchte und fand und dann noch im Stande ist, einen jungen Baum am staubigen Wege aus Tücke oder Uebermuth zu zerstören, der ist mir gehässiger, als ein Straßenräuber. Denn der Räuber will nur nehmen, was Einer besitzt, und wagt nicht selten sein eigenes Leben, mindestens seine Freiheit; der Baumfrevler beraubt eine ganze Reihe Nachgeborener, bestiehlt den ärmsten Wanderer, verursacht unersetzlichen Schaden, weil keine Macht die Jahre wieder zurückerstatten kann, um die seine Bosheit den Pflanzer betrog.

Und dennoch, sagte Natalie, sieht man so häufig die Spuren solcher Schändlichkeit; fast jede Landstraße bietet dem Reisenden diesen traurigen Anblick.

Wär' es nicht zweckmäßig, schwerere Strafen dafür zu verhängen?

Ich glaube nicht, sprach Eduard nach kurzem Schweigen, daß diese etwas bessern könnten. Wer denkt an Strafe, wenn er frevelt? Verübt nicht Jeder, was er Böses thut, im blinden Wahne, er werde unentdeckt bleiben? Gesetze und Strafen sind, weil sie sein müssen; aber das wahre Gesetz kann dem irdischen Menschen nur sein eigener Verstand, die wahre Strafe kann ihm nur sein eigenes Gewissen geben. Wo diese schweigen, reicht auch keine Abschreckungs-Theorie, reicht keine angedrohte Züchtigung aus. Familie, Schule, Kirche sollen hier eintreten. Es geschieht überall nicht genug, den Kindern Achtung vor gemeinnützigen Anlagen einzuprägen. Ich kann mich kaum besinnen, jemals eine Predigt gehört zu haben, über die Menschlichkeit gegen Thiere; um wie viel weniger wird es Einem einfallen, Menschlichkeit gegen Bäume und Blumen zu predigen. Vielmehr helfen unsere kirchlichen Feste, den jungen Wald zu verwüsten. Welche wahrhaft heidnischen Opfer werden den so langsam heranwachsenden Nadelholz-Waldungen durch unsere Weihnachts-Abende, den frühlingsgrünenden Laubwäldern durch die Pfingsttage entrissen! Anstatt sich mit Zweigen zu begnügen, die

man etwa großen Bäumen ohne Schaden und Nachtheil entnehmen könnte, müssen es kräftige, junge Stämme sein, die man gedankenlos schlachtet, als ob wir noch in den Zeiten unserer Vorfahren lebten, wo unermeßliche Waldungen das Land bedeckten, und wo lästiger Ueberfluß an Holz beseitiget werden durfte! Aber glücklich noch, wenn diese kurzen Zierden unserer Feste aus wirklichen Wäldern gestohlen werden können. Dann trifft der Verlust zunächst nur den Gutsbesitzer, der ihn, wenigstens in vielen Fällen, zur Noth verschmerzen mag. In Gegenden jedoch, wo in nächster Nähe keine Wälder grünen, müssen Garten, Spazierweg, Landstraße, Baumschule daran glauben. Ich war Augenzeuge, wie aus einer dem harten Felsen nur mit unendlicher Sorgfalt und Mühe abgerungenen Anlage ein paar Knaben, von der Magd ihrer Eltern geleitet, eine zwölfjährige Edeltanne abschnitten, um sie als Weihnachtsbaum nach Hause zu schleppen. Der Herr Vater, ein Mann aus den sogenannten gebildeten Ständen, war sehr ungehalten, weil der Wächter dem holden Paare seinen Raub abgejagt und dasselbe zur Bestrafung angezeigt hatte, welche leider nur in einer verhältnißmäßig sehr geringen Geldbuße bestand. Doch auch diese fanden der Herr Vater ungerecht; sie beliebten zu äußern, es gäbe ja

solches Tannenzeug mehr auf dem Berge, und auf einen Baum weniger komme es nicht an. Und dabei ging dieser pensionirte Esel täglich in denselben Anlagen spazieren! — Es ist kaum glaublich, und man muß dergleichen selbst erleben, um solche Dummheit des Egoismus, solchen gänzlichen Mangel jedes Gemeinsinns für möglich zu halten. Ehe der Sohn des Herrn „Rathes so und so“ nicht lernt, ehe er nicht — nöthigerweise durch beträchtliche Hiebe — angewiesen wird, den schmalen grünen Rasenstreifen am öffentlichen Spaziergange zu schonen und auf gebahntem Wege zu bleiben, — eher darf ich es dem plumpen Fuhrknecht, welchem sein Peitschenstock zerbrach, kaum übel deuten, daß er den schlanksten aller geraden Stämme aus der Allee wegnimmt, seine müden und wundgeriebenen Pferde mit gehörigem Nachdruck geißeln zu können. Aber da sitzt das Unglück: was die lieben Eltern an fremden Kindern tadelnd mißbilligen; was, vom Pöbel verübt, ihnen sträflich erscheint, das sehen, das beachten sie nicht, sobald die eigenen theuren Sprößlinge es sich zu Schulden kommen lassen. Und so lange die „höheren Stände“ mit ihrem, oft so nichtigen, Anspruch auf Bildung nicht durch untadeliges Beispiel vorangehen; bevor sie nicht das strengste Regiment über ihre eigenen Pflegebefohlenen führen,

in Allem was Schonung öffentlicher und Privat-Anlagen heißt; bevor sie nicht der kindlichen Seele schon die Heiligkeit solcher Pflichten klar machen, — früher dürfen wir freilich nicht daran denken, an Unerzogene, die halb wild heranwuchsen, einen andern Ruf ergehen zu lassen, als jenen des Gesetzes und der Gewalt. Und wie weit dieser reicht, das haben wir leider jetzt zu sehen Gelegenheit gehabt. Was wird Wolfgang erreichen? Ich zweifle sehr, daß es ihm gelingt, eine gerichtliche Bestrafung des Bösewichtes herbeizuführen. Und sollte diese, wider Vermuthen, dennoch erfolgen, in welchem Verhältnisse wird sie stehen zu dem Schaden, der angerichtet, zu dem Aerger, der verursacht, zu dem Schmerz, welcher bereitet wurde?

Was soll, was kann der Gutsbesitzer endlich thun, seine Pflanzungen zu schützen, fragte Luise.

Gegen Fremde, entgegnete Eduard, die eben nur in böser Absicht durchziehen, wie ein giftiger Wind, freilich so viel wie Nichts. Aber die Bewohner meines Dörfchens, wenn ich eines besäße, mir zu Freunden, ja zu Beschützern junger Anlagen heranzubilden, wüßt ich ein unfehlbares Mittel: ich würde, sobald junge Bäume gesetzt werden, die gesammte Dorfjugend zu einem kleinen Schmause versammeln. Jedem Knaben, jedem Mädchen würde ich eine

bestimmte Anzahl von Stämmchen zur Aufsicht, zur Pflege übergeben; den Boden rings herum einen Fuß breit aufzulockern, Raupennester zu zerstören, Maikäfer abzuschütteln, bei großer Dürre wo möglich eine Kanne voll Wasser herbeizuschaffen, den schützenden Pfahl in Ordnung zu bringen, wenn der Sturm ihn gesenkt, — kurz, was dazu gehört. Dann würd' ich ihnen sagen: wessen Bäume am Besten gedeihen, der empfängt nach drei Jahren ein Geschenk, und ihr selbst mögt durch Stimmenmehrheit entscheiden, wem es gebührt. Auf diese Weise würd' ich sie mit dem Gefühle vertraut machen, daß die Bäume ihre Freunde sind, und daß sie Jeden als Feind betrachten lernen, der einen ihrer Freunde beschädigen will.

Das ist ein guter Gedanke, rief Luise; den wollen wir in Vorschlag bringen, wenn Wolfgang zurückkehrt.

Unter ähnlichen Gesprächen beendeten wir unsern Spaziergang durch den Wald, schlugen aber einen andern Heimweg ein, weil wir die geschändeten Bäume zu vermeiden wünschten.

III.

Wolfgang hatte seine Absicht nur zur Hälfte erreicht. Der Fleischerknecht, allzu sicher, daß kein

menschliches Auge seine Unthat beobachtet, hatte frech geleugnet und den Ankläger trotzig herausgefordert, ihm nicht minder gedroht, wegen erlittener Stockstreiche gegen ihn klagbar zu werden. Der Meister, ein guter, alter Mann, wußte sich keinen rechten Rath in der Sache, wollte aber dem in der ganzen Nachbarschaft geachteten Wolfgang eine Genugthuung geben. Deshalb entließ er den frechen Gesellen stehenden Fußes aus seinem Dienste, was diesen veranlaßte, sein Bündel zu schnüren und dabei wüthende Worte fallen zu lassen, die seinen bisherigen Herrn erschreckten, bei Wolfgang allerlei Besorgnisse verursachten, über welche er sich gegen uns, seine Gäste, zwar nicht aussprach, die ihn aber doch ernstlich zu beschäftigen schienen, wodurch denn die Heiterkeit des schönen Nachmittages und Abends ein wenig getrübt wurde. Deshalb begaben wir uns zeitiger zur Ruhe, als es in froherer Stimmung geschehen wäre. Ich nahm die dunkle Vorempfindung eines Unheils mit mir auf mein Gastzimmerchen, welches mir unter dem Dache angewiesen war, weil die bessern Räume von dem weiblichen Theile unserer Gesellschaft bewohnt wurden. Mir war nicht entgangen, daß Wolfgang die Abendtafel mehrmals verlassen und draußen im Hofe allerlei Anordnungen getroffen hatte, die ich, kaum weiß ich

selbst warum, mit den Begebenheiten von gestern und heute in Verbindung brachte. Es wäre mir unmöglich gewesen zu schlafen. Ich lehnte mich an's Fenster und blickte in die Nacht hinaus. In den Hofraum konnte ich nicht sehen, doch hörte ich deutlich die Tritte auf- und abgehender Männer, vernahm auch bisweilen einzelne Worte leise geführter Gespräche, was mich in meiner Vermuthung bestärkte, daß unser Wirth nöthig gefunden habe, außergewöhnliche Nachtwachen aufzustellen; eine Vorsicht, deren Sinn sich leicht errathen ließ, und die ich um so zweckmäßiger fand, als die größere Hälfte der Wirthschaftsgebäude, nur von Bindwerk aufgeführt, mit Stroh gedeckt, einer Brandstiftung leichtes Spiel geboten haben würde.

Während ich, versenkt in weithin herrschende Finsterniß, an die mit jedem Sommer sich erneuernde Gefahr dachte, welche blitzschwangere Wolken über unseres Freundes Eigenthum verhängen konnten, sah ich jenseits der großen Waldung einen Lichtschein aufsteigen, der sich von Minute zu Minute in bedenklicher Weise ausbreitete, der aber doch nicht mächtig genug war, daß die im inneren Hofraum befindlichen Wächter ihn hätten wahrnehmen können.

Wissend, daß in jener Richtung das kleine Städtchen liegt, wohin Wolfgang sich am Morgen bege-

ben, hielt ich es für Pflicht, ihn von meiner zufälligen Entdeckung zu unterrichten. Wider mein Erwarten fand ich ihn nicht nur wachend, sondern auch völlig angekleidet. Wir eilten nach dem Häuschen des Küsters, ließen uns die Pforte zum Kirchthurm öffnen und bestiegen diesen, welcher zwar nicht bedeutend hoch war, dennoch immer eine weitere Aussicht gewährte, als irgend ein Punkt der flachen Gegend. Von hier gesehen blieb kein Zweifel mehr: es brannte im Städtchen, und eben so wenig hegten wir, allen Vorgängen gemäß, den geringsten Zweifel darüber, wessen Wohngebäude in Flammen stehe, noch, wer der Urheber dieser Feuersbrunst sein könne. Da Wolfgang sich mehr oder weniger für die Veranlassung des Unheils hielt, so zögerte er auch nicht mit dem Entschlusse, an Ort und Stelle Hülfe zu leisten und wo möglich eine größere Ausdehnung des Brandes zu verhindern. Er traf sogleich Anstalten, seine neugebaute große Feuerspritze bespannen und außerdem noch zwei Leiterwagen für Löschgeräth und Mannschaft rüsten zu lassen.

Mir und Eduard übergab er Obhut und Wache über sein Eigenthum, machte sich sodann beritten und stellte sich an die Spitze des kleinen Zuges, der bei'm Scheine einer lodernden Pechfackel den Weg durch die Finsterniß antrat.

Unsere Damen schliefen ruhig fort, ungestört und unerweckt vom Tumult, der in und vor den Ställen getobt hatte; sie waren nicht wenig erstaunt, als sie bei'm Frühstück sich einfanden, uns von der Nachtwache und fortdauerndem Patrouilliren verstört zu sehen und von unseres Gastfreundes Abwesenheit zu hören. Allgemein wurde beschlossen, den rückkehrenden Helfern entgegen zu gehen, die ja nun hoffentlich nicht lange mehr ausbleiben würden.

Wir befanden uns mitten im Gebüsch; Frauen und Mädchen waren vorangelaufen, und ich tauschte gerade mit Eduard meine Ansichten über den Ursprung des Brandes aus, als Natalie, heftig umkehrend, auf uns zueilte und uns leise, damit ihre Begleiterinnen es nicht vernehmen sollten, sagte: ich hab' ihn gesehen; dort, hinter jenen Gesträuchen verbarg er sich.

Wir fragten nicht: wen? Wir verstanden sie wohl und wechselten schweigend einen Blick, womit wir andeuteten, daß Wolfgang unterrichtet und die Wachsamkeit verdoppelt werden müsse. Dabei aber vergaßen wir gänzlich, daß es gerathener gewesen wäre, sogleich umzukehren. Es fiel uns, unpraktischen Städtern, nicht ein, zu erwägen, die wenigen im Gehöfte zurückgebliebenen Leute würden jetzt, wo die Sonne schon drückte, den versäumten Nachtschlaf

nachholen, und, bei hellem Tage keinen Mordbrenner fürchtend, ihre Pflicht vernachlässigen. Unsere Aufmerksamkeit blieb nur auf Abend und Nacht gerichtet, wo wir Nichts unterlassen wollten, was zweckdienlich schien.

Später, als wir ihn erwartet, kam unser Freund mit seiner braven Schaar zurück; sämmtlich übel zugerichtet, halb durchweicht, halb geröstet, Einige verletzt, er selbst abgemattet, niedergeschlagen, betrübt. Der Fleischer und zwei Nachbarn desselben waren niedergebrannt. Die Spritzen des Städtchens, lange nicht gebraucht und schadhaft, hatten schwach gewirkt. Beistand aus der Nachbarschaft hatte sich lange vergeblich erwarten lassen; Wolfgang war der Erste gewesen und brachte wenigstens die Genugthuung mit, durch seine Anordnungen und sein thätiges Eingreifen nützlich gewesen zu sein. Doch die vier Ackerpferde, welche die neue Schlauchspritze gezogen, kamen leer zurück; das schadhaft gewordene Instrument hatte müssen dem Kupferschmiede im Städtchen zur Herstellung anvertraut bleiben, von dessen Geschicklichkeit noch sehr dahinstand, ob sie nicht mehr schaden, als nützen werde.

Bei mir darf jetzt kein Feuer auskommen, flüsterte mir Wolfgang in's Ohr, besonders während des hartnäckigen Ostwindes, der zum Sturm überzu=

gehen scheint; sonst verbrennen wir in unsern Sünden.

Ich theilte ihm mit, was Natalie gesehen. Wir beeilten die Heimkehr.

Im Hofe herrschte Ruhe; nichts Verdächtiges zeigte sich. Zwar verriethen die Gesichter der zurückgebliebenen Leute mehr Schlafsucht als Wachsamkeit; doch ließ sich, trotz emsigster Nachforschungen, nicht die geringste Spur entdecken, daß der Gefürchtete unterdessen ein zum Hofe gehöriges Gebäude betreten haben könnte. Wiederholentlich wurde sämmtliches Gesinde von unsern Besorgnissen unterrichtet, und Alle versprachen, sich Nichts entgehen zu lassen.

Wolfgang hatte mit dem Bürgermeister des Städtchens verabredet, gemeinschaftlich einen Streifzug durch die Umgegend, eine Art von Treibjagd auf den Brandstifter zu unternehmen, woran auch die zunächst liegenden Gemeinden Theil nehmen sollten; und es war auf frischer That amtliche Anzeige dieses Planes an die Kreisbehörde gemacht worden. Er setzte uns eben auseinander, welche Richtung dabei zu verfolgen wäre, als der kleine Sohn des Schafmeisters, ein rothbackiger, zehnjähriger Junge, lächelnd ins Speisezimmer trat. Ohne eine Frage abzuwarten, was er wolle, nahm er sogleich das

Wort: ich bin alleine daheim bei den Schwestern, denn der Vater treibt die Mutterheerde mit den Lämmern, und der Knecht ist mit den Bracken hinaus; und meine Mutter ist mit der Liese in die Pilze gegangen. Und da ist ein junger Kerl um's Haus und um die Schäferei geschlichen, aber ich kenn' ihn schon, denn vor etlichen Tagen hat er Schöpse gekauft, die hat er weggetrieben; und Abend's sind die Schöpse wiedergekommen, und der Vater hat das Geld herausgegeben, weil's der Herr wollte, sprach er; und ein Schöps hat müssen gestochen werden, dem war das Bein zerschlagen. So ein böser Kerl! Jetzund liegt er oben auf dem großen Heuboden, über dem Stalle, weil er denkt, ich hab' ihn nicht gesehen. Ich hab' ihn aber wohl gesehen hineinkriechen, auf allen Vieren, unter unserm Fenster vorbei, denn ich sehe auf Alles, weil die Eltern gesagt haben, ich soll hübsch zu Hause hüten. Und gewiß hat der Fleischer nichts Gutes im Sinne, so bin ich geschwind hergelaufen, daß ich's unserm Herrn vermelde.

Jürgel, Du bist ein braver Bursche, rief Wolfgang, sich erhebend. Da, nimm ein Stückchen Kuchen und einen Schluck süßen Wein.

Meinetwegen, erwiederte Jürgel, nur flink, denn

ich kann die Kinder nicht lange allein lassen; ohne mich geht's nicht. —

Der Schafstall war bald umstellt. Nach kurzer Gegenwehr mußte sich der tückische Mensch ergeben. Fest gebunden wurde er fortgebracht.

Als im nächsten Frühjahre die schändlich vernichteten Bäume durch neue junge Stämme ersetzt wurden, jubelten viele Kinder aus dem Dorfe die Allee entlang. Einem Jeden wurden seine Schützlinge angewiesen.

Die Eltern wurden mit gutem Biere bewirthet. Alt und Jung stimmte fröhlich ein, als Wolfgang, zur Erwiederung des ihm gewidmeten Lebehochs auf das Wohl von Schäfers Jürgel trank.

Der kluge gute Junge ward zum Oberaufseher sämmtlicher Baumpfleger ausgerufen.

Dies trug sich vor dreißig Jahren zu.

Jürgel ist jetzt Schäfer bei Wolfgangs ältestem Sohne, und im Schatten jener Bäume sitzend, wo er seine Heerde das Brachfeld entlang weiden sieht, sagt er oft: Der gute Herr Wolfgang, wie der sich freuen würde über unsere schönen Bäume, — wenn er noch lebte!

Das Harfenmädchen.

I.

Rudolf's Stimme wurde von allen Mädchen bewundert, sein gefühlvoller Vortrag von allen Frauen gelobt. Wenn er bei den Hospitien sein Lied sang, so nickten ihm selbst bemoosete Häupter ein: „Bravo, Fuchs!" freundlich zu. Jeder Hallore kannte ihn unter dem Namen „der Sänger!" Jede Köchin rief ihm nach, wenn er des Abends ausging, seine Guitarre unterm Arm', ein Ständchen zu bringen: „der mit der Geige!" Die ganze Universitätsstadt liebte den Bruder Studio, ausgenommen einige besorgte Ehemänner, einige mürrische Väter, einige eifersüchtige Bräutigame, die dem Klange sanfter Lieder, bei Mondenscheine vor den Fenstern ihrer Gattinnen, Töchter, Bräute gesungen, nicht eben den günstigsten Einfluß auf ruhigen Schlummer zutrauen wollten. Die Stadt nannte ihn den liederreichen Rudolf; jene Ausnahmen dagegen den

liederlichen; wobei sie sich auf die Meinung verschiedener Professoren stützten, welche den flotten jungen Burschen überall gesehen haben wollten, nur nicht in ihren Auditorien. Es giebt schon so verhärtete Gemüther unter den Professoren; die Anhänger der Euterpe mögen sie nicht für Musensöhne gelten lassen.

Von sich selbst pflegte er, mit Beziehung auf die damals frisch-erblühende Lust an altdeutscher Literatur und Poesie zu sagen: Nibelungen-süchtig bin ich gewiß nicht, aber zur Minneliederlichkeit verspür' ich einige Neigung. Moll-Tonarten vermied er; sein Dasein verstrich in kühnen Griffen zwischen A- C- G- F-Dur. Dadurch kam er endlich in's Fis, womit man im gemeinen Leben andeuten will, daß die landesüblichen Ausgleichungsmittel zu mangeln anfangen. Sein Wechsel war klein. Die guten Eltern hatten zwar nur den einen Sohn, aber sie mußten doch auch der Tochter gedenken, die heirathen sollte und eine kleine Ausstattung brauchte. Der „Pump" stockte; die Manichäer wurden schwierig; das dritte Jahr stand vor der Thür; sämmtliche Kollegien waren „gestundet;" das consilium abeundi hing wie ein Damoklesschwert am grauen Haare des Rektor's; Seine Magnificenz durften nur schütteln, — das Haar riß, das consilium fiel,

und kein Beisitzer im akademischen Senate hielt es auf.

Liebster Bruder, schrieb ihm die Schwester, um Gotteswillen, gieb nicht zu viel Geld aus, und mache nur ja keine Schulden, sonst kann die Mutter keine Leinewand mehr kaufen, und ich komme mit meiner Bettwäsche nicht in Ordnung.

So will ich doch keinen reinen richtigen Ton mehr treffen, rief Rudolf aus, wenn ich den Jammer länger noch erdulde! Ich müßte ja ein Ochse sein, wollt' ich mich mit der langweiligen Jurisprudenz quälen und meiner armen Schwester so zu sagen die Hemden vom Leibe wegstudiren, wo es nur von mir abhängt, als Sänger mein Glück zu machen? Freilich dürfen die lieben Eltern von diesem Entschlusse für's Erste Nichts erfahren, denn sie würden sich kreuzigen und segnen, wenn ich ihnen meldete: Euer Rudolf, anstatt auf den Landgerichtsrath loszuarbeiten, zieht im Lande herum und giebt Konzerte. Sie würden auf brodlose Künste deuten, die Guten, die in ihrem kleinen Städtchen vom Zustande der Virtuosenwelt keinen Begriff hegen und nicht ahnen, daß ein Mensch, der das A mit voller Brust nimmt, ja zur Noth B auch C anschlagen kann, das A B C der Pandekten und des corpus juris gern entbehren kann, weil er besser bezahlt wird, als ein Justiz=

Präsident. Das lustige Leben gar nicht in Anschlag zu bringen! Nein, es soll ihnen verborgen bleiben, bis ich mir einen hübschen Beutel voll Goldstücke zusammen gesungen habe. Dann tret' ich zu Hause ein, schütte den Vorrath auf ihren Tisch und versöhne sie mit dem klingenden Gold meiner Stimme! An den Nagel mit dem Studenten! Auf den Weg mit dem Sänger!

II.

Auch die besten Freunde durften Nichts erfahren von Rudolf's leichtsinnigem Entschlusse. Nur Einem entdeckte er die halbe Wahrheit und hinterließ ihm einige in Vorrath geschriebene Briefe an die Seinigen, welche in Zwischenräumen von drei Monaten zur Post gegeben werden sollten, damit die Eltern den lieben Sohn noch auf der Fährte der Wissenschaften wähnen möchten.

Die Professoren vermißten ihn nicht, da sie ihn oft vor ihren Lehrstühlen zu erblicken durchaus nicht gewöhnt waren. Desto fühlbarer wurde seine Abwesenheit jenen hübschen Mädchen, unter deren Fenstern sein nächtliches Lied oft erklungen.

Er trieb sich eine Zeit lang im Harz herum, ohne doch kleben zu bleiben an einem Ort. In Halberstadt besuchte er Gleim's Garten und Grab;

im Oscherslebenʼschen besuchte er das Dorf Ströbeck und verweilte daselbst volle vierundzwanzig Stunden, um mit drei Bauern neun Partieen Schach zu ziehen, in welchem Spiele die Bewohner jenes Dorfes berühmt waren; von Aschersleben aus gönnte er der alten Stammburg Askanien einen flüchtigen Blick, und in Quedlinburg langte er an, als gerade das berühmte Jahrmarktsfest, „Kleers oder Kliers“ genannt, in schönster Blüthe stand. Hier wollte er sein erstes Konzert geben; ein Unternehmen, welchem sich der städtische Musikdirektor, Herr Rose, ausnehmend geneigt zeigte, nachdem er mit eigenen Ohren des singenden Wandervogels angenehme Stimme geprüft.

Auf der von Hütten und hölzernen Buden bedeckten Wiese, wo der „Kleers“ abgehalten wurde, ging es lustig zu. Handelsleute, Krämer, Schankwirthe, Zuckerbäcker, Pfefferküchler, Lottospieler, Gaukler, Musikanten und Marktschreier in buntem Gemisch, suchten sich die Bewohner der Stadt und der Umgegend, die da in hölzernen Gassen hin und wieder wandelten, gegenseitig abspenstig zu machen. Rudolf musterte das Gewühl um sich her mit dem Auge des Neulings, der sein erstes öffentliches Konzert für wirkliches baares Eintrittsgeld im Sinne hat, und der nun an jeden lebendigen Menschen nur

einen Maßstab zu legen weiß: „Diese sieht aus, als ob sie ein Billet kaufen würde? Dieser kommt unfehlbar! Dieser ist zweifelhaft; — Der dort, auf keinen Fall, u. s. w.“ Die ganze vorhandene Generation zerfällt für ihn in zwei Hälften: die eine, welche sein Konzert besuchen, die andere, welche wegbleiben wird. Der Herr „Stadtpfeifer“ — (diesen Titel gab es wohl?) — ermangelte nicht seinen jungen Freund Kleer's-auf, Kleer's-ab Arm in Arm zu führen und ihm, wenn Musik-liebende Honoratioren und protegirende Ladies sich zeigten, einen Zwicker beizubringen, damit der Fremde grüße, — was in Mittelstädten immer günstig aufgenommen wird. Ließ es sich irgend thun, blieb der heimische Dirigent gesprächig stehen und stellte den exotischen Sänger — daß dieser aus Halle entlaufen sei, wußte er selbst nicht — mit voller Ueberzeugung als reinen Tenor irgend einer empfänglichen Gruppe vor, indem er von baldiger Abreise sprach.

So 'was zieht, sagte er dann vertraulich, wenn sie weiter gingen.

Die ambulanten Virtuosen, die den Kleers füllten, beachtete der stabile Musikdirektor nicht; ihm waren sie ein Greuel: mochten sie nun geigen, pfeifen, blasen, klimpern, singen oder leiern. Die letzteren dünkten ihm noch die erträglichsten, weil es

wenigstens nicht in ihrer Macht stände, falsche Töne hervorzubringen, und sie gezwungen wären, ihren Drehorgeln zu gehorchen.

Anders dachte Rudolf. Er sah in Allen, die da Musik machten — (gerade die Drehorgeler ausgenommen) — Wahlverwandte. Auch sie schlugen Töne an, um gut oder schlecht, nach ihrem Können und Wissen, Ohren und Herzen der Hörer zu treffen. Was wollte er Anderes?

Besonders zogen ihn einige Harfenmädchen an, unter denen es sogar etliche recht hübsche gab. Doch nicht die jüngste, frischeste, lustigste war es, die ihm so gut gefiel, daß er bisweilen von seinem Gönner sich losmachte, um Jener zu folgen. Nein, im Gegentheil, die stillste, zurückgezogenste, kränkelnde, die mit sichtbarer Anstrengung unter der Last ihres schweren Instruments keuchte, von den geräuschvollen, lebhaften Plaudereien ihres Gleichen sich fern hielt, keines der gangbaren beliebten Scherz- und Schelmen-Liedchen sang, sondern immer nur ältere, einfache Arien, auf die selten Jemand hörte, vortrug; weshalb sie auch in ihrer Einnahme offenbar zu kurz kam und weit hinter den übrigen Harfenmädchen zurückblieb. Es lag in ihrem vergrämten Gesicht, welches noch immer schön war, ein eigener Zauber; doch mußte man ihn suchen wollen,

um ihn zu finden. Dem oberflächlichen Blicke des rohen Gaffers stellte sich freilich nur die verwelkte Blüthe dar: Der Ton ihrer Stimme war umschleiert, fast heiser, doch seelenvoll und rührend. Ihr Vortrag, ihre Aussprache, die ganze Art zu singen zeichnete sich so sehr vor dem Geschrei herkömmlicher Marktbesucherinnen aus, daß Rudolf, nachdem er nur einige ihrer Lieder gehört, die Ueberzeugung gewann, dieses Mädchen habe künstlerische Bildung empfangen. Er näherte sich ihr, fand sie einsilbig, seinen Fragen ausweichend und durchaus nicht geneigt, auf Andeutungen über ihre Vergangenheit sich mit ihm einzulassen.

Am dritten Abend nach seiner Ankunft ging er allein, schon ziemlich spät, nach dem Kleers hinaus, nicht ohne Hoffnung, die Räthselhafte noch zu finden. Er hatte so eben die Probe seines auf morgen angekündigten Konzertes abgehalten und sich an dem wiederholten Beifall des gesammten Orchesters erfreut. Ihm war zu Muthe, als müsse er in seiner jugendlichen Aufregung ein Abenteuer haben, durch irgend eine anmuthige Begegnung in Etwas verflochten werden, was ihm Herz und Sinn fülle, so lange er an den grünenden Ufern des bescheidenen Bode-Flüßchens wandle. Die meisten Gäste hatten sich schon verlaufen. Viele Hütten waren schon

geschlossen. Hier da flackerten noch Lichter in großen Glasglocken, von getäuschten Nachtvögeln umschwirrt. So auch in einer der besten Buden, wo Frau Romanus ihre Kuchenbäckerei trieb. Sie erfreuete sich zweier Nichten, von denen die ältere besonders niedlich war und stets ein Observationskorps eroberungslustiger Junker und Fähndriche um sich versammelte, die sich an Aepfel- und Pflaumenkuchen fast zu Schanden aßen, um durch möglichst hochgetriebene Rechnungen ihre Gefühle kund zu geben.

Aus diesem Raume hörte Rudolf Harfentöne und trat ein. Die jungen Herren saßen dicht um den Ladentisch gedrängt, verfolgten die Nichten mit Blicken und Worten, achteten aber nicht im Geringsten auf die Sängerin, welche in einem dunklen Winkel von Zeit zu Zeit ein Lied begann, aber, von dem Geräusch der Lärmenden eingeschüchtert, bald wieder verstummte.

Rudolf erkannte seinen Liebling. Warum bleibt sie hier? dachte er; wo Niemand auf sie hört? und nahm Platz ihr gegenüber.

Sein Erscheinen ermuthigte sie. Sie schlug einige Akkorde an und sang, nach einer ihm ganz fremden Melodie, das Göthe'sche „An die Thüren will ich schleichen!“ unbekümmert um die jungen Krieger

und deren Geschrei, wie wenn sie für ihn allein sänge, „Eine Thräne wird er weinen“ . . . Da rief es aus dem Vorgrunde herüber: zum Teufel mit dem Gewinsel! Rück' endlich heran mit Deinem Notenblatte und hole Dir Dein Almosen, dann aber sattle und reite die alte Harfe ins Nachtquartier. Wir mögen den Jammer nicht. Wenn Du nichts Lustiges weißt, nichts Unanständiges, so halte Dein Maul!

Ich bettle nicht! sagte sie ruhig. Dann nahm sie ihre Harfe auf und ging.

Sie mußte, um die Thüre zu erreichen, dicht an den Gegnern ihres Gesanges vorüber. Der Eine ergriff sie an den Falten ihres Kleides, zog sie einen Schritt zurück und äußerte: bei Lichte betrachtet ist sie gar nicht so übel. Willst Du vernünftig sein, Mädel, so laß einen Gassenhauer los, bleib' hier bei uns und saufe Punsch!

Sie warf einen flehenden Blick auf Rudolf.

Dieser verstand sie, erhob sich, trat hinzu und sprach: ich werde Sie in ihr Gasthaus begleiten; wir gehen einen Weg.

Man ließ Beide ungehindert hinaus. Unter der Thüre noch vernahm Rudolf, wie Jene hinter ihm her riefen: das ist der Mensch, der morgen Konzert giebt; solch' Volk hält zusammen!

Der „Bursche“ regte sich in ihm. Gern wär' er

umgekehrt, Genugthuung zu fordern und den jungen Herrn nöthigenfalls zu beweisen, daß er den Fechtboden fleißiger besucht habe, als die Auditorien. Aber ein Gedanke an das Verhältniß, in welchem der Künstler zum „hochverehrten Publikum" steht, genügte, ihn jeden Skandal vermeiden zu lassen. Sein Zorn lösete sich in einen Seufzer auf, und „der Philister" schritt, ohne zu reden, neben der Schweigenden her, bis an den „Bären" von irgend einer unmöglichen Farbe, der sie beherbergte. Dort empfing er ihren Dank, und sie trennten sich.

III.

Rudolfs Konzert war zahlreich besucht, er fand allgemeinen Beifall; sogar die übermüthigen Junkerchen, die sich gestern Abend spöttisch und wegwerfend über ihn geäußert, sahen sich heute Abend genöthiget, Hände und Lungen für seinen Ruhm anzustrengen, weil die Gemahlin des Generals ihnen sagte: wirklich, ein allerliebstes Talent; Sie müssen es ermuntern helfen, meine Herren!

Nach der letzten Nummer, die er vorgetragen, erhoben sich mehrere der angesehensten Damen und Herren von ihren Sitzen, umringten ihn, Angesichts der noch harrenden Versammlung und gaben nicht eher nach, als bis er feierlichst versprochen, im Laufe

der nächsten Tage ein zweites Konzert zu veranstalten, wozu er sich nicht lange bitten ließ.

Dann empfing er in einem Seitengemach am Saale des Rathhauskellers seinen Kassirer, mit dem er abrechnete, und kehrte, als dieses angenehme Geschäft zu seiner höchsten Befriedigung vollendet war, in den unterdessen leer gewordenen Saal zurück, um daselbst sich mit seinem Orchester abzufinden und die Herren Musiker, die ihn unterstützt, gebührend zu honoriren. Auch diese waren sämmtlich seines Lobes voll und gaben ihm laut ihre Zufriedenheit zu erkennen. Der Dirigent äußerte: man hört Ihnen den Dilettanten nicht an, und das will viel sagen! Bald wurden die Anordnungen für das zweite Konzert getroffen, der Tag festgesetzt, vorzutragende Stücke ausgewählt, die Proben besprochen; sonach entfernte sich die durstige Genossenschaft, nur Rudolf blieb noch zurück, sich mit dem Inhaber des Saales zu einigen.

Was er nach diesem letzten Akt in der Tasche behielt, gehörte ihm; unverkümmert; es war sein! Sein erster Erwerb im Leben! Der Grundstein zu jenem Luftschloß, welches er sich aufgerichtet in seiner Phantasie, eh' er die Reise begann, und welches er nun, nach so günstigem Anfange, in gediegenem Golde wirklich auszubauen verhoffte.

Er schwebte förmlich durch die Sternennacht,

in den erhebenden Gefühlen, welche nur kennt, wer Aehnliches erlebte. In einer düstern Seitengasse überholte er zwei Mitglieder des Orchesters, die von ihm redeten, ohne ihn in ihrer Nähe zu ahnen. Recht hübsch ist die Stimme, sagte gerade, da er vorüberging, der Aeltere zum Jüngeren, recht sanft und weich; aber sie wird nicht halten, ist schon in der Abnahme. Ehe zwei Jahre vergehen, hat er ausgesungen.

Diese Worte fielen, wie so viel Tropfen aus Bruders Fläschchen in alten Hamlets Ohr, in das Ohr unseres jungen Sängers und vergifteten ihm schier des schönen Abends Lust und Freude.

So zeitig sollte die flüchtige Täuschung schwinden, der sein Herz sich hingab? Nein, es war nicht möglich! Wer weiß, was der Alte davon versteht? Er ist kein Sänger! Vielleicht verlangt er die Bänder in der Brust eines Tenoristen so dick, wie die Saiten an seinem alten Kontrabasse? Damit suchte unser Freund sich zu trösten und schickte einige helle Töne, als Boten vollkommener Gesundheit, in die freie Luft hinaus.

Da kommt er endlich! rief die Tochter der Wittwe, welche ihm ein Stübchen abgetreten, dem Singenden entgegen. Wir erwarten Sie schon seit einer halben Stunde, Herr Rudolf. Aus dem Bären

ist der Hausknecht hier gewesen; Sie möchten um Gotteswillen gleich dahin gehen; eine Sterbende will Sie sprechen.

Eine Sterbende? Wer anders konnte das sein, als die Harfnerin? Und sie wollte ihn sprechen! Hatte ihm vielleicht eine Bitte vorzulegen, einen Auftrag zu ertheilen? Ihm, dem einzigen Menschen, der sich ihrer in der Fremde angenommen, der ihr wenigstens einige Theilnahme gezeigt, einige Freundlichkeit erwiesen?

Und er leistete sogleich dem Rufe willig Folge.

In einer schlechten Kammer unter'm Dache fand er sie, doch erkannte er sie nur an dem eigenthümlich-heiseren Ton der kranken Stimme, der ihren Liedern in seiner Meinung jenen geheimnißvollen Reiz verliehen; denn zu sehen vermochte er sie kaum bei'm schwachen Schimmer eines Nachtlämpchens; und außerdem hatten sich ihre Züge seit gestern seltsam verändert. Ja, das war wohl wirklich der Tod, der aus ihnen redete.

Ich habe diesen Abend — so sprach sie ihn an — wahrlich mehr an Sie gedacht, als an mich; war Ihr Konzert einträglich? Sind Sie zufrieden gewesen? Aber es ist hübsch, daß Sie meine Bitte erfüllen; daß Sie nicht zurückschrecken vor den Umgebungen; es ist edel, daß Sie mir eine Stunde

gönnen. Der Himmel mag Sie dafür belohnen. Seitdem Sie mich gestern Abend verließen, lieg' ich hier, und kein Mensch erbarmt sich meiner. Mit höchster Anstrengung dieser gänzlich erschöpften Brust gelang es mir kaum, den ehrlichen Burschen zu errufen, der hier nebenan auf dem Dachboden umher räumte und so mitleidig war, meinen Wunsch zu Ihnen zu tragen. Gram, Krankheit, Entbehrung — alles im Verein, machen meinem Leben ein rasches Ende. Morgen wird man mich in's Krankenhaus bringen, und wohin ich aus diesem getragen werde, ist leicht vorherzusagen. Hoffentlich bald. Nun zu meinem Gesuche. Sie haben mich einige Male, wo ich meine traurigen Lieder sang, freundlich angesprochen, haben gezeigt, daß sie aus der kranken, verwüsteten Stimme der Herumtreiberin etwas Anderes heraushörten, als die gewöhnliche Harfenistin. Dies und Ihr gestriges Benehmen gab mir den Muth, mich an Sie zu wenden; dies, und noch ein Drittes: an Ihrer Sprache glaubte ich zu erkennen, daß wir Landsleute im engsten Sinne des Wortes, daß wir vielleicht aus einer und der nämlichen Gegend des lieben Vaterländchens sind. Ihnen wird es leicht werden, wenn Sie über kurz oder lang heimkehren, meine Eltern aufzufinden und diesen meinen Abschiedsgruß zu bringen. Darum

hören Sie, daß ich die Tochter eines Predigers bin, der in einem kleinen Landstädtchen mit meiner Mutter sein stilles, frommes Dasein führt. Als vierjähriges Kind brachte er mich aus meinem Geburtsort, aus dem er zu einer etwas besseren Pfarre versetzt ward, nach Adenau; mich, mit noch zwei jüngeren Schwestern. Unser Haushalt war beschränkt, aber glücklich; ich wuchs heran zur Freude der Meinigen, die es als einen Segen betrachteten, daß mir die Natur die Lust am Gesange, an lebendigen Tönen in's Herz gepflanzt. Ach, sie ahneten nicht, was sie Segen nannten, solle mein Fluch werden! Schon als Kind erfreute ich, die mich hörten, durch meine reine, starke Stimme, durch mein musikalisches Talent, mein gutes Gedächtniß. Jedes einmal gehörte Lied blieb mein Eigenthum. Der Kantor unterrichtete mich; bald war ich seine beste Schülerin und nahm sogar bisweilen seinen Platz vor der kleinen Orgel ein. Ich lebte eigentlich nur in der Welt der Töne. Und mehr oder weniger war ich — nicht blos der Stolz meiner armen Eltern, — ich war auch so zu sagen das Wunder von Adenau. Da ich erst konfirmirt, kaum fünfzehn Jahre zählte, wurd' ich schon meinen älteren Gespielinnen vorgezogen. Kein Fest ohne mich. Die jungen Männer zeichneten mich mehr als billig aus. Mir jedoch

schien keiner gefährlich. Sie mochten mir in verbindlichsten Worten die süßesten Schmeicheleien sagen, — ihre Sprache blieb ohne Wirkung auf mich, denn sie *redeten* ja nur, sie *sangen* ja nicht; und für meine Seele gab es keine Sprache, als im Gesange. Da wollte mein unseeliges Verhängniß, daß eine wohlhabende alte Frau, die als Wittwe in unserer Nachbarschaft wohnte, und die besonderes Wohlgefallen an mir gefunden, meiner Mutter die Erlaubniß abdrang, mich in die Bäder Aachens als Begleiterin mit sich nehmen zu dürfen. Dort fanden theatralische Darstellungen Statt. Ich wohnte zum ersten Male einer Oper bei. Welche Wirkung machte das auf mich! Meine Sinne geriethen in Aufruhr; es ging eine Umwandlung in mir vor, die ich nicht beschreiben kann. Niemals noch hatte ich eine schöne kräftige Männerstimme vernommen. Als diese nun von den magisch-beleuchteten Brettern herab zu mir sprach, weckte sie ein Echo in meiner Brust, dessen Gewalt mich halb wahnsinnig machte. Der Sänger, dem sie gehörte, bedünkte mich ein Gott. Wäre die Frau, deren Aufsicht meine Mutter mich anvertraut hatte, nicht schon abgestorben gewesen für Alles, was um sie her vorging, die drohende Gefahr hätte ihr nicht verborgen bleiben können. Aber sie sah nicht, sie hörte nicht, sie freute

sich nur gutmüthigerweise an meinem Entzücken. Ich knüpfte mit dem Angebeteten ein Verhältniß an; erst durch Blicke, dann durch Briefe. Daß die Erwiederung der ersteren mich nur immer mehr verblendete, war natürlich; die Beantwortung der letzteren hätte mich enttäuschen müssen, wäre ich noch verständiger Ueberlegung fähig geblieben. Wir fanden Mittel uns heimlich zu sehen. Der Wunsch, ihm zu gefallen, trieb mich an, meine Fähigkeiten als Sängerin zu entfalten. Das gab den Ausschlag. Er sah in mir ein bedeutendes Talent für die Bühne. — Er entführte mich. — Meine Laufbahn bei der Bühne begann, wenn auch nicht glänzend, doch befriedigend. Manche bescheidene Erfolge, die ich errang, trösteten mich .... nein, das ist nicht wahr, so schlecht bin ich nicht, ... sie halfen mir nur, die Vorwürfe des Gewissens einschläfern. Er war ein roher, ungebildeter, leichtsinniger Mensch. Der Gott redete nur aus ihm, wenn er sang. Und dennoch liebte ich ihn. Ein todtes Kind, von meinen Thränen getauft, legte ich in's Grab, und mich legte der Gram auf's Krankenbett. Als ich gebrochenen Herzens aufstand, hatten zwei Gefährten mich verlassen, auf die ich in meiner Verblendung sicher gerechnet: mein Entführer war entwichen; meine Stimme war hin. An ihrer Stelle fand sich die

Reue ein. Es war zu spät. Jetzt, als entehrte Bettlerin vor meine Eltern treten? Nimmermehr! Mochten sie mich längst für todt halten. Besser für sie und für mich. Von dem Ertrage meines geringen Eigenthums kaufte ich die Harfe, die ich in wenig Wochen zu spielen erlernte, so stümperhaft wie Sie mich gehört haben. Mit ihr zog ich umher. Nun geht's dem Ende zu. Da begegnen Sie mir, und mit Ihnen die Hoffnung, den Meinigen einen letzten Gruß, eine Bitte um Verzeihung senden zu können. Versprechen Sie mir's? — Sie nannte ihres Vaters Namen.

Derselbe, fragte Rudolf sehr bewegt, der vor sechszehn Jahren Prediger in Altenkirchen war?

Derselbe!

Dann ist es Ihr Vater, der mich getauft; dann haben wir als Kinder unter den Linden des Kirchhof's Blumen gepflückt; dann waren unsere Väter Freunde, und meine Schwester hat an Ihrer Hand die ersten Schritte geprüft!

Rudolf? lispelte die Kranke. Sie? . . . O wie gnädig ist Gott!

IV.

Rudolf gab kein zweites Konzert.

Sein erster Gang am nächsten Tage war gewesen, die Güte des Medizinalrathes J., eines gebildeten

Musikfreundes, für die Leidende in Anspruch zu nehmen. Dieser würdige Arzt versprach, für sie Sorge zu tragen und alle Anstalten zu treffen, damit die letzten Lebenstage dieser Unglücklichen möglichst sanft an ihr vorüberziehen möchten.

Sein zweiter Gang war zum kleinen mürrischen Kontrabassisten, den er um eine technische Begründung und Ausführung des gestern Abend hingeworfenen, prophetischen Ausspruches ersuchte. Es ergab sich, daß dieser alte Mann früher selbst Sänger, später Gesangslehrer gewesen und sich sehr viel mit Erziehung und Leitung menschlicher Stimmen abgegeben, daß er ein Kenner vom Fache war. Mit freimüthiger Klarheit setzte er dem jungen Sänger auseinander, daß, allem Beifall zum Trotze, Herr Rudolf — nicht singen könne! Daß von einer Beherrschung und richtigen Anwendung ursprünglicher Mittel bei ihm keine Rede, daß die Stimme bereits ruinirt, der Organismus durch falschen Gebrauch und planlose Anstrengung erschöpft, ja daß schon Gefahr für die Gesundheit vorhanden sei, und daß, mit einem Worte, die Herrlichkeit nicht lange dauern werde!

Solche ernste Mahnung ergänzte gewissermaßen die rührende und warnende Erzählung des unglücklichen Harfenmädchens. Wie, wenn ihr Loos auch

ihm bevorstände? Wenn seine goldnen Träume Träume blieben und er kein Mittel gewann, den Kummer gut zu machen, den er den Seinigen zu bereiten im Begriffe stand?

Für ihn war es noch nicht zu spät. Für ihn gab es noch eine Heimkehr.

Und er kehrte heim. Er warf sich an des Vaters Brust, stammelte sein pater peccavi und wendete sich mit erneuertem Fleiße dem wissenschaftlichen Bestreben zu, sobald er nur im Predigerhause seine traurige Pflicht erfüllt hatte. — — —

Rudolf ist ein thätiger, in beschränkter Sphäre lebender Beamteter geworden. Die schönen Künste zu pflegen, bleibt ihm keine Zeit. Er lebt ein trokkenes prosaisches Leben redlich hin. Singen hörte man ihn nie mehr.

Nur bisweilen, in einsamer Dämmerstunde, stimmt er kaum vernehmbar des bleichen Harfenmädchens letztes Lied an: „An die Thüren will ich schleichen!" Und wenn er zu der Stelle kommt: „Eine Thräne wird er weinen!" dann fährt er mit der Hand über die Augen und murmelt: Das arme Mädchen war so fröhlich, da wir Kinder unter den Kirchhofs-Linden spielten, und liegt jetzt so verlassen in fremder Erde.

„Der Bober kommt."

Der junge Tischlermeister Werner aus dem nahen Städtchen hatte soeben die vertragsmäßig für Herrn Jobst versprochene Arbeit abgeliefert und in dem Landhäuschen des Letzteren aufgestellt. Von vaterländischem Holze nur, aber frei und mit Ebenmaß entworfen, waren die neuen Hausgeräthschaften ebenso fleißig als zierlich ausgeführt. Und wie hätte der geschickte Meister Werner anders gekonnt, als hier all' seine Kräfte zusammenzunehmen, um nur ja rechte Ehre einzulegen? Es war ja Hannchens Ausstattung, die man bei ihm bestellt hatte; Hannchens, des einzigen Kindes des Herrn Jobst, mit dem Werner gespielt, als er noch ein Knabe war, das er als scheidender Jüngling wehmüthig betrachtet, das er nun, als wiederkehrender Mann und junger Meister recht herzinniglich zu lieben sich gedrungen fühlte. Deshalb sagt' er auch kein Wort der Gegenrede, als der zähe Herr Jobst bei der Bezahlung kargte und, Heller

bei Pfennig noch einmal herzählend, ihm offenbar zu nahe trat. Heiter und still strich er sein Geld ein, dankte . . . und sprach: Lieber Herr Jobst! da hab' ich nun ein Stück nach dem andern vollendet und abgeliefert, und heut' hab' ich gar das Bett gebracht, in welchem Ihr Hannchen als junge Frau liegen soll. Aber noch weiß Niemand von einem Bräutigam. Wohl schwärmen die jungen Herrn um Ihr Haus, wie die Wespen im Herbst um einen Birnbaum; es reiten die Offiziere unzählige Male den Weg entlang und nicken nach den kleinen, freundlich umlaubten Fenstern; aber Hannchen erwiedert keinen Gruß, sitzt sinnend und still bei der Arbeit, und Niemand darf sich rühmen, daß sie ihn vertrauter angeblickt hätte, als den Andern. Und so wollt' ich denn in Gottes Namen, eh' ich ihr noch mein Herz mit Worten entdeckt (denn für die Mienen kann ich nicht bürgen), mich an Sie gewendet haben, an Sie als Vater zuerst; den alten guten Sitten getreu, in denen mich meine seeligen Aeltern streng erzogen, und die ich auf weiten Wanderungen in fremden Ländern nicht verlernt habe. Wollen Sie mir das Kind zum Weibe geben? Ich habe kein Vermögen, aber eine gute Nahrung; an Arbeit fehlt mir's ebenso wenig wie an Lust zum Arbeiten. Nichts fehlt mir, als ein Kapital zum Ankauf edler, trockener Hölzer; dann

will ich mich sehen lassen, da ich mich vor keinem Tischler in der ganzen „Schlesing“ zu schämen brauche. Deshalb jedoch, und wenn es gleich mein Wunsch und mein Stolz wäre, muß es ja nicht sein, und kriegt Hannchen gar Nichts mit, nehm' ich sie auch herzlich gern ohne Aussteuer; ja vielleicht um so lieber.

Werner schwieg nun und wartete mit gesenkten Augen auf Antwort und Bescheid. Er mußte lange warten. Endlich begann Herr Jobst mit stolzem Tone: Er hat sein Geld in Empfang genommen, Meister, und nun kann er gehen. Ich rath' ihm, sich nicht mehr hier sehen zu lassen. Was ich von Tischler-Arbeit brauche, werde ich bei einem Andern bestellen. Meine Tochter ist reich und schön genug, um einen Freier aus vornehmem Stande zu wählen. Der Mensch muß immer höher streben. Ich bin ihm weiter nicht böse, aber daraus kann Nichts werden. Also besser, wir trennen uns ganz.

Feuerroth stand der arme Werner da, seines Herzens Muth und Kraft war gebrochen. Aber auch der edle Zorn behauptete sein Recht; auch der Stolz eines wackern Bürgermannes erwachte, und mit der einen Hand die Thüre fassend, legte er die andere auf des Herrn Jobst linke Schulter und sagte: Ich muß Sie bedauern; mich und Ihr Hannchen auch;

aber Sie am meisten. Auf Ihr Geld halten Sie zu große Stücke; das müssen Sie nicht thun, Herr Jobst. Sorgen müßten Sie, wie Sie es mit Ehren wieder los würden, wie Sie es in guter Menschen Hände brächten. Bedenken müßten Sie, daß die Thränen der armen Webersleute daran kleben, denen Sie hartherzig ihre mühselig gewebte Leinwand abdrückten ... Mag es sein, daß Sie mir Hannchens Hand verweigern. Das Mädchen kann auch glücklich werden ohne mich. Solch ein Narr bin ich nicht, daß ich meinte, weil wir als Kinder uns liebten, und weil ich jetzt ein junger hübscher Kerl bin, müßte sie nun gerade nur mich nehmen wollen. Nein, sie kann auch glücklich werden ohne mich, und ob ich mich etwa vielleicht todt gräme, daran liegt Niemandem was, denn ich steh' allein in der Welt. Und an Tischlern wird's deshalb auch nicht fehlen, das ist nur dummes Zeug. Aber Herr Jobst, daß Sie einem von den schmucken Reitern sie geben wollen, die alle Mädel und Weiber verführen und sich dann den Bart streichen, als ob sie ein Glas Grüneberger getrunken hätten; die unter einander abgemacht haben, daß ein Ehrenwort Nichts gelten soll, wenn man's einem Weibsbilde giebt; die sich schnüren, damit sie nicht zusammenfallen wie ein Taschenmesser; Herr Jobst, das kann ich nicht verwinden,

und wenn ich nicht die feste Hoffnung hätte, daß Hannchen vor einer so ungleichen Ehe Abscheu hegen wird, so fiel' ich auf meine Kniee und bäte Gott, er solle sie zu sich nehmen, lieber heute als morgen.

Kaum hatte Werner die letzten Worte gesprochen, als Hannchen ins Zimmer trat. Muthig stellte sie sich zwischen ihn und ihren Vater und rief mit erhobener fester Stimme: ich habe Alles gehört, Vater. Meister Werner hat um mich geworben, er will mich zu seiner Frau haben, und ich erkläre Euch hierdurch, daß ich ihm herzlich gut bin und seine Hand annehme, aus voller Seele und mit großer Freude.

Eben wollte der Vater in unaussprechlicher Wuth seinem Zorne Luft machen, als Werner mit Ernst Hannchens Hand ergriff und sagte: Hier ist meines Bleibens nicht; wo Vater und Kind in Zwist gerathen, soll der unglückliche Friedenstörer das Feld räumen. Die Liebe zu mir muß nicht Deines alten Vaters Haß erwecken. Gieb Dich jetzt zufrieden, harre und hoffe, bleibe treu, wie ich. Treue Liebe besiegt auch eines Vaters Irrthum. —

So ging der brave Werner und ließ die Geliebte weinend zurück, den Vater aber scheltend und drohend.

Vergebens jedoch blieben des Letzteren Drohungen. Mit feurigem Muthe strahlte durch ihre Thränen Hannchens feste Versicherung, daß sie Wernern unendlich liebe, um keinen Preis von ihm lassen, am allerwenigsten aber den stolzen Plänen des Vaters ihre Freiheit und das Glück ihrer Jugend zum Opfer bringen wolle! Wie bebte das Herz des blühenden Mädchens, wie glühten ihre Wangen von perlenden Thränen geschmückt, wie glänzten die langen dunklen Locken auf ihrem zarten Halse! Und so warf sie sich nieder zu den Füßen des kalten Mannes, so umfaßte sie flehend seine Kniee . . . und sprang dann wieder entrüstet auf, ihm den Rücken kehrend und ihren Schmerz bezwingend. So kämpften in ihr kindlicher Gehorsam, folgsame Demuth mit keuschem Unwillen und edlem Selbstgefühl. Aber endlich ging die Liebe der Jungfrau siegend hervor, die Liebe des Kindes verdrängend.

Wenn nun, sprach die auf's Aeußerste Gebrachte, keine Vorstellung Sie überzeugen, keine Bitte Sie bewegen, keine Thräne Sie rühren kann, Vater, so zeigen Sie durch diese Härte, daß Sie mein Vater nicht mehr sein wollen. Wie schwer es mir auch falle, dem väterlichen Hause Lebewohl zu sagen, will ich mich doch lieber hülflos durch die Fremde betteln, als hier Liebe und Güte vermissen, wo meine Hei-

math war; in diesem Hause, wo meine gute, sanfte Mutter an Ihrer Seite litt und schweigend duldete. Draußen soll meine Heimath sein, wo der milde Sommer tröstend und erwärmend umherzieht. Denn eher wird sein belebender Hauch das ewige Eis dort oben in unseren großen Schneegruben schmelzen, eh' Ihres Kindes Klage Sie zum Mitleid bewegt. Die Natur ist eine liebende Mutter; freudig blühen ihr alle Gewächse entgegen; jauchzend hüpfen die frischen Bäche über unsere Berge, alle Pulse schlagen Freiheit und Glück! — Dieser Mutter will ich mich in die Arme werfen, weil der Vater mich von seinem Herzen stößt.

Mit diesen Worten wollte die Zitternde hinausstürzen, als der Vater sie beim Arme ergriff und hart zurückhielt. Ueberspannte Närrin, rief er aus, einen Tischler willst Du heirathen und fabelst wie eine toll gewordene Gräfin!? Bücher-Sprache und Romanen-Schwindel! Doch zur Ausführung solls nicht kommen! Vor den Leuten sollst Du mir und meinem Namen keinen Schwindel machen, und keine Schande. Ich will Dich lieber einsperren, wo Gottes Luft Dich nicht küssen und Gottes Sonne Dich nicht anblicken wird, als daß Du, leicht gesinnt wie die verbuhlte Luft, Deinem pöbelhaften Handwerker nachlaufest und an die Sonne bringest, was ihr heimlich, zu meinem

Grame, gesponnen. Auf Dich hatt' ich meine Hoffnung gesetzt; eine Edelfrau solltest Du werden; und ein Rittergut wollt' ich Euch kaufen, daß ich auf meine alten Tage ein Herr sein könnte! Du machst meine Hoffnung zu nichte, so will ich Dich auch zu nichte machen. — — —

In Herrn Jobstens Hause, unten im Erdgeschoß, war ein dunkles Gewölbe, dessen kleine Fensterchen sich kaum Handhoch über den Erdboden erhoben. Da hinein sperrt' er sein armes Hannchen, damit sie in trauriger Abgeschiedenheit ihrem Werner entsagen und des Vaters Wünschen Gehör geben sollte.

Und ihre Thränen flossen, in düsterer Einsamkeit; aber ihr Herz war bei dem Geliebten, und ihre Seele erhob sich zum Himmel in rührendem Gebete:

Du, den wir nicht sehen und doch glauben, Du gütiger, milder Vater im Himmel! der Du gesagt hast: ehre Vater und Mutter! vernimm die Klagen eines geängstigten Kindes! Kann ich denn meinen Vater ehren? Einen Vater, dessen thörichte Verblendung jeden Funken von Liebe bei ihm erstickt? Der nicht zufrieden, mein Herz zu brechen durch Trennung vom Freunde, nun auch das gebrochne Herz einem Fremden zuwerfen will, als ein Opfer eigenen unverzeihlichen Hochmuthes!? O lieber Gott, rette mich aus meiner Todesangst! Und hat Dein

Zorn über mich armes, wehrloses Geschöpf verhängt, daß ich unrettbar verloren sei, so flöße meinem Vater mindestens ein, daß er sich väterlich und würdig benehme, daß ich ihn wieder achten könne. Denn die Unglückliche, die ihren Vater verachten muß, wird gar zu elend! —

So weinte und flehte Hannchen in ihrer einsamen Gruft. Der Vater aber saß oben mit alten spießbürgerlichen Krämerseelen am Tische; mit Leuten, die ihm huldigten, weil er reich war und ihnen zu trinken gab. Eine Flasche nach der andern wurde geleert; mit schweren Köpfen gingen die Kleinstädter heim; in Jobstens Landhäuschen aber ward Alles ruhig. Und der Alte taumelte angekleidet auf sein Lager und lallte in trunkenem Muthe: sie muß doch nachgeben, und der Baron wird doch mein Schwiegersohn. So entschlief er, voll süßen Weines. Aber aus dem Erdgeschosse drang Hannchens Schluchzen herauf, und ihre Klagen trug ein milder Abendhauch empor zu Gottes ewigem Throne, durch die schwere, dunkelblaue Luft.

Denn es war eine schwüle gewitterschwangre Nacht, die dem heißen Tage folgte. Und die Gluth des Sommers hatte die Schneemassen auf Schlesiens Hochgebirgen geschmolzen, und die Bergquellen waren angeschwollen und hatten sich üppig zu Bächen

geneigt. Eine volle schwere Wolke entlud sich plötzlich auf dem Gipfel der Berge. Rauschende Fluthen brauseten hernieder; aus Quellen wurden Bäche, und die Bäche kamen als Ströme herab. Längst schon hatten die ausgestellten Wächter das Johanniswasser erwartet. So wild und mächtig, wie es jetzt auf einmal daher brausete, überraschte es auch die Wächter. In einer Stunde hatte der Fluß seine Grenzen überschritten. „Der Bober kommt!“ rief Einer dem Andern durch die Nacht zu, aber schon im Entfliehen; denn an Bleiben war da nicht mehr zu denken; es galt des Lebens Rettung.

Immer finst'rer ward die Nacht. Neue Wetter stiegen aus dem Abend herauf. Kein Nachbar gedachte des andern, wo er kaum Zeit hatte, an sich und die Seinigen zu denken. Bis zum Städtchen drang der Schreckensruf: „Der Bober kommt!“ Jeder bewachte sein Haus. Aber Werner sprang auf und ließ Alles zurück, des einsamen Landhäuschens gedenkend, und — seiner Geliebten. Noch war der Weg frei, und mitleidige Blitze wiesen dem Getreuen die gefahrlose Bahn. Aber nicht trocknen Fußes sollte er sein Ziel erreichen. Kaum über den Hügel vor Jobstens Häuschen hinaus, hört er schon den rauschenden Gruß des kalten, erbarmungslosen

Bergwassers. Muthig schritt er hindurch, festen Ganges, und so erreichte er das Haus.

Oben in Hannchens Gemach sah er kein Licht — sollte sie noch schlummern — oder ist sie schon entflohen? — dort, auf dem hochgelegenen Kirchhof schimmern Laternen, wandeln Weiber; vielleicht befindet sie sich unter denen. — Mit wilder Anstrengung rief er ihren Namen. — Donner übertönten die bebende Stimme. — Wellen rauschten dazwischen. Am Weingeländer empor kletternd schlug er die Scheiben ein, schwang sich ins Fenster; — das Stübchen war leer. — Jauchzend rief er aus: Sie ist gerettet! Und so ging er nach den andern Gemächern; da, bei heruntergebrannten Lichtern, fand er den Entschlafenen. Hastig schüttelte er seinen Arm, dringend beschwor er den Trunkenen sich zu ermannen. „Der Bober kommt!" schrie er ihm unablässig ins Ohr. Ihr Haus steht tief im Wasser. Hannchen ist gerettet, kommen auch Sie, daß ich Sie rette! Nüchtern vom Schreck, raffte der Alte seine wichtigsten Papiere zusammen und ließ sich vom treuen Werner durch die Fluthen tragen. Aber kaum auf der schützenden Höhe, kehrt er seinem hochherzigen Retter schnell und entschieden den Rücken, im Innersten seines Lebens durch Scham vernichtet; aber auch vor Wuth, daß die Elemente seinen Willen

gebrochen und Hannchen in den Besitz ihres Geliebten gegeben hätten, den er nun „Mädchenräuber" zu nennen nicht mehr den Muth hatte. Denn fest in seiner Seele stand die Ueberzeugung, daß Werner der Geretteten einen heimlichen Zufluchtsort angeboten hätte. Nun ging er, mit seinem papiernen Mammon, nach der Stadt, um sich dort vorläufig bei einem Bekannten aufzuhalten.

Werner suchte vergebens nach Hannchen. Er fragte rings umher und gab seine Forschungen nicht auf, bis die frühe Morgensonne hervor kam und das Elend beleuchtete. Durchnäßt, vor Kälte zitternd, hoffnungslos und trauernd, schlich der junge Tischler zu seiner Werkstatt.

Kein Geselle ließ sich sehen. Alle waren auf dem Lande durch heilige Pflichten bei der Noth der Ihrigen zurückgehalten worden. Werner saß in trüben Gedanken da und konnte sich nicht ermannen. Zur Arbeit fühlte er keine Lust. In Gedanken ging er Alles durch, was bei ihm bestellt war; kein Stück wollte er jetzt vornehmen. Schade, murmelt er zuletzt vor sich hin, daß nicht ein Sarg bestellt ist; zu dem hätte ich Lust. Und warum nicht? unterbrach er schnell sich selbst, kann ich doch einen auf Vorrath machen. Und will ihn dann Niemand nehmen, behalt' ich ihn für mich; kann ich ihn

zuletzt doch auch noch brauchen, wer weiß auch, wie bald.

So ging er heftig daran. Aber es war, als ob eine innere Stimme ihm zuriefe: mach' ihn nicht zu groß. — Es wurde ein schmucker Sarg, aber viel zu kurz für einen Mann; wer ihn sah, mußte glauben, er sei für eine Jungfrau bestellt.

Schnell verliefen sich die Fluthen, schnell, wie sie gekommen waren. Jeder Besitzer kehrte zu seinem zerstörten Besitzthum zurück, und die Hoffnung blühte wieder empor aus den frischen grünen Wiesen. Da trat Herr Jobst, auf dem Rückwege zum Landhause, in Werners Werkstatt. Er war gar bleich und niedergeschlagen, bescheiden seine Geberde, mild seine Rede und, kurz er war ein ganz andrer Mann.

Meister, sprach er, ich komme Euch zu danken, daß Ihr mein altes, gebrechliches Leben gerettet. Meine Leute waren entflohen und hatten mich grauen Sünder im Stiche gelassen; trunken wär' ich zur Hölle gefahren, ohne Euch. Ihr habt mich gerettet, mit Gefahr Eures eignen Lebens, und das ist um so edler, weil ich kurz zuvor Euch schwer gekränkt hatte. Ihr habt feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt. Als Ihr mich erwecktet, glaubte ich in meinem Taumel, Ihr wolltet Euch rächen und mich umbringen. Die Worte „der Bober kommt" wer=

den ewig in meinem Gedächtniß nachklingen. Nun aber krönt auch Euren Edelmuth und sagt mir, wo mein Hannchen ist? Mein Herz hat sich wieder zu dem Kinde geneigt, ich kann nicht leben ohne sie. Die nahe Todesgefahr hat meinen starren Sinn gebrochen. Ich willige gern in Eure Verbindung, nur sagt mir, wo Ihr mein Kind habt, denn ich muß mein Hannchen wiedersehen.

Es freut mich, sprach Werner, daß Gott Euer Herz also gewendet. Aber nach Eurer Tochter müßt Ihr bei mir nicht forschen. Wie mögt Ihr wähnen, daß ich so lange sie dem Vater vorenthalten haben würde? Wohl war ich in ihr Gemach gestiegen, sie zu retten, aber ich kam zu spät; ihr Stübchen war leer.

So habt Ihr, schrie Jobst, indem er sich taumelnd an die glattgehobelten Sargbretter hielt, das Gewölbe nicht erbrochen?

Welches Gewölbe? fragte Werner erbleichend.

Das Gewölbe, worin ich sie gemordet! — und mit diesen Worten stürzte der alte Jobst besinnungslos zu Boden.

Nach dreien Tagen sah man auf einem kleinen Korbwagen den Tischler Werner nach Jobstens

Landhäuschen fahren. Vor ihm stand der Sarg, den er allein begonnen und vollendet.

Er weinte nicht, und sein Schmerz war stumm, wie das Grab. Aber im nahen Irrenhause befindet sich ein düstrer Greis, den die Leute den reichen Jobst nennen, und von dem man in Jahren kein anderes Wort gehört hat, als: „Der Bober kommt!"

Auf dem hochgelegenen Kirchhofe, wo zwei Linden die Aeste verschlingen, ist Hannchens Grab. Die Stelle dicht daneben hat der Tischlermeister Werner sich gekauft.

Das Bild ohne Gnade.

In Herrnhutischen oder sogenannten Mährischen Brüdergemeinden kommt es, wie man sagt, nicht selten vor, daß die Verheirathung mannbarer Töchter keinesweges der Stimme des Herzens, ökonomischen Interessen, zufälligen Bekanntschaften, sondern lediglich dem Ausspruch des Himmels überlassen wird. Man zieht, so heißt es, Loose und die Jungfrau gehört als künftige Gattin demjenigen Jüngling, dem das Loos sie bestimmt.

Auf solche oder doch auf ähnliche Weise waren zwei, der Brüdergemeinde von Alters her anhängliche Familien: die von Lonau und die von Stillach schriftlich übereingekommen, ihre Kinder miteinander zu verheirathen, so, daß der junge Theobald von Stillach, sobald er aus dem Knabenalter getreten war, Marie von Lonau wie seine ihm von Gott und Eltern zugesagte Braut betrachtete und

verehrte. Immer nur, ohne die junge Dame persönlich zu kennen. Denn Lonau's bewohnten eine Herrnhutische Kolonie in Schlesien oder in Sachsen. Stillach's eine ähnliche am Rheine. Nur die Väter kannten sich aus früherer Zeit, hatten sich aber, seitdem sie selbstständig etablirt waren, auch nicht gesehen. Reisen ohne ernsten oder ohne frommen Zweck, sogenannte Vergnügungsreisen hielten Beide für sündliche Zerstreuung.

Durch Briefe hatten sie sich ihre gegenseitigen Ansichten über Erziehung der Kinder (Jeder besaß nur dies Eine) umständlich mitgetheilt. Beide hatten in Uebereinstimmung ihrer Ansichten von dieser, wie von der künftigen Welt durch diesen Briefwechsel sich neuerdings befestiget. Beide theilten einen gleichmäßig dauernden Haß gegen Papstthum, römische Kirche und Bilderdienst.

Marie war in üppiger Fülle rasch emporgewachsen. Wie demüthig-bescheiden, wie verschämt-jungfräulich ihr Betragen scheinen mochte, — dennoch lag in dieser irdisch-verlockenden Schönheit, in ihrem brennenden Auge, in ihrem sinnlich-aufgeworfenen Lippenspiel ein sichtbarer Widerspruch gegen Erziehung und nüchterne, strenge Stille des elterlichen Hauses. Es war zu Zeiten, als ob sie in die heimischen Umgebungen, denen sie sich doch stets gehorsam

und gelehrig anzuschmiegen wie unterzuordnen wußte, gar nicht recht gehöre.

Vielleicht hatten ihre Eltern davon bisweilen ein düsteres Vorgefühl. Vielleicht beschleunigten sie deshalb die Einleitungen zur Verheirathung, welche doch sonst zärtliche Mütter, besonders bei einer einzigen Tochter, lieber hinauszuschieben wünschen.

Theobald von Stillach hatte zwar eine Universität, wo er sehr eingezogen und ohne allen Umgang mit Jünglingen seines Alters lebte, besucht; aber ohne sich dem Staatsdienste widmen zu wollen, sogleich nach zurückgelegtem Triennium die Bewirthschaftung eines väterlichen Landgutes, unfern der Kolonie, angetreten.

So stand denn eigentlich der Vermählung gar Nichts im Wege, und man vereinte sich nur über den Tag, wo die Familie von Stillach bei der Familie von Lonau eintreffen wolle. Die Tagereisen waren im Voraus auf das Genaueste berechnet, die Nachtquartiere bestimmt und bestellt worden, man hatte mit penibler Pünktlichkeit die Stunde der Ankunft ausgerechnet, und bei Lonau's war schon Wochen vorher Alles auf das Sorgfältigste bereitet, zum Empfange so hochverehrter, gleichgesinnter Gäste und Freunde in Christo.

Mariens volles Herz schlug schwer und bang.

Zwar wußte sie nicht recht, was ihr eigentlchi bevorstand. Aber daß es etwas sehr Wichtiges sein mußte, ging hervor aus den unerschöpflich wieder beginnenden Gebeten, zu denen die sanfte Mutter sie liebreich zwang, und in denen immer nur von einem großen, hochwichtigen Vorhaben die Rede war, für welches Gottes Gnade und Schutz angefleht werden müsse, dringender und inbrünstiger denn jemals. Vor lauter Zurüstungen zum christlichen Werke hatte das schmucke Schäflein der frommen Heerde bis dahin kaum Zeit und Ruhe gefunden, einigermaßen an den Haupturheber dieser Zurüstungen, an den ihr zugefallenen Bräutigam zu denken. Dieser hatte ihr fern, in den Nebel der Gebete eingehüllt, gestanden. Je näher die Stunde heranrückte, wo er aus diesem Nebel heraus in die Wirklichkeit treten sollte, desto aufmerksamer ward sie auf sich und auf die beunruhigenden Erwartungen, die sich, ihr selbst unbewußt oder wenigstens unbegreiflich, an sein bevorstehendes Erscheinen knüpften. Ihr ganzes Wesen war von Natur dazu geschaffen, allerlei quälende Träume zu hegen.

Ganz anders stand es um Theobald. Aus religiösen Grundsätzen, denen er, auch während seiner dreijährigen Abwesenheit vom Vaterhause, unerschütterlich treu geblieben, hatte er sogar unschuldige

Bilder einer jugendlichen Einbildungskraft, sobald diese irdische Schönheit betrafen, sich fern zu halten getrachtet, und jetzt zog er in stoischem Gleichmuthe dem Orte entgegen, wo die Gefährtin seiner Erdenlaufbahn auf ihn wartete, in welcher sein demuthsvoller Glaube Nichts finden wollte, als die ihm auserwählte Braut, die Genossin des heiligen Ehestandes, den Gott eingesetzt. Ob sie vielleicht sehr häßlich, ob sie abschreckend sein könne? daran, wahrlich, hatte er noch nicht gedacht. Er sah im Leibe des Menschen nur den Tempel des Herrn, in der Ehe nur eine Gemeinschaft der Heiligen. Jede Entweihung solcher Ansichten, auch allein durch die Phantasie, war dem seltenen jungen Manne fremd.

Eine Versammlung gleichgesinnter, stiller Freunde hatte sich bei Lonau's eingefunden. Die Zimmer waren von Menschen angefüllt, aber man vernahm beinah keinen Laut, und der Thee wurde so schweigsam servirt, wie bei einem Liebesmahle. Marie stand am letzten Fenster des Saales, die glühende Stirn gegen eine Glasscheibe gedrückt, und starrte den Weg entlang zum Thore hinab. Als der Wagen einfuhr, ging der alte Lonau gemessen und feierlich den Gästen entgegen. Seine Gemahlin folgte ihm bis an die Thüren des Vorzimmers. Alle Anwesenden wendeten sich und öffneten einen

Halbkreis gegen den Eingang gerichtet. Nur Marie blieb unbemerkt, unbeweglich an ihrem Fenster. Da nun ihre künftigen Schwiegereltern ausgestiegen waren, und sie die schlanke Gestalt eines — Dritten sich aus der Kutsche bewegen sah, schloß sie erst wie in hoffender Angst ihre Augen, öffnete sie sogleich wieder, erblickte Theobald's Antlitz, und ein Zittern ging ihr vom Herzen durch den ganzen Körper, daß sie nicht wußte, wie ihr geschah. Sie wäre am Liebsten durch die Fensterscheibe gebrochen, ihm in die Arme zu fliegen, der da unten mild, aber kalt und ernst dem Kutscher Befehle gab, ohne auch nur einen Blick emporzusenden. Einen forschenden Blick!

Als ob er nicht wissen mußte, daß sie da oben stehen werde, ihn zu empfangen mit dem Gruße des Auges?

Und er trat in den Saal. Und Marie, an der Hand ihrer Mutter, wankte einen Schritt vorwärts. Und er näherte sich ihr, hob die Augen, starrte sie erschreckt, erbleichend an, schauderte in sich zusammen, wurde dann glühend roth, wie im wildesten Zorne; schrie gewaltig: Diese? O nein, nein! — Und verließ, ein Rasender, Lonau's gastliches Haus.

Die Zerstörung des geselligen Verhältnisses, welche Theobald's eben so unerklärliches, als unverzeihliches Betragen hervorgebracht, kann man sich

leicht denken. Stillach der Vater entfernte sich sogleich mit seiner Gattin, und sie nahmen Wohnung in einem Wirthshause. Die übrige Gesellschaft war unter seltsamen, dennoch unbefriedigenden Muthmaßungen auseinander gegangen. Marie lag, von ihrer Mutter belauscht und gepflegt, in einem ohnmachtähnlichen Zustande. Ihr Vater ging mit sich selbst zu Rathe, wie bei solch' äußerstem Falle der Edelmann und der fromme Christ sich würden vereinbaren lassen?

Und Theobald war weit in's Freie hinaus gerannt, um sich frei austoben zu können.

Am andern Morgen stand im Städtchen die Meinung, der junge Herr von Stillach sei wahnsinnig geworden, allgemein fest. Nach Verlauf einiger Tage reiseten die Eltern mit ihm, der sich unterdessen wieder bei ihnen eingefunden, ruhig ab; nicht ohne vorher mit Lonau's einige heimliche Conferenzen gehabt zu haben. Näheres wurde darüber nicht bekannt, wie neugierig immer die Nachbarschaft darauf harren und sich um Erklärung des Unerklärlichen bemühen mochte! — denn neugierig ist die Nachbarschaft überall; sogar unter Herrnhutern.

Mariens Eltern aber fühlten sich und ihre Tochter von dem verletzenden Ereigniß so schwer bedrückt, daß sie in vorsichtiger Eil' alle Verbindungen zu

lösen suchten und nach Verlauf einiger Monate die Gegend, in der sie so lange gelebt, verließen. Marie sah verstört und krank aus, als sie schieden; die Mutter schien dem Grabe entgegenzuwanken. Nur der Vater war unverändert: er genoß die seelige Ruhe des gläubigen Christen, den irdische Ereignisse, sofern sie ihm nicht Schmerz oder Entbehrung für seine eigene Person auferlegen, nie tief genug berühren, um ihn aus seinem gewohnten Gleise zu bringen, und der seinen süßen Heiland viel zu sehr liebt, um aus Liebe für menschliche Geschöpfe sich in mitleidige Theilnahme zu versetzen.

Uebrigens sind sie verschollen, und von ihren Freunden hat Niemand mehr Etwas über sie vernommen.

Warum doch diese sehr kurze Erzählung den Titel führt: „Das Bild ohne Gnade“? Dies wollen Sie wissen, verehrte Leserin?

Für's Erste würde nöthig sein, Ihnen diesen Ausdruck zu erklären, der Ihnen, gar wenn sie eine Norddeutsche sind, gewiß fremd blieb. In katholischen Ländern und Gegenden giebt es, wie Sie wissen, wunderthätige Marienbilder, höheren wie niederen Ranges, zu denen Gläubige in Schaaren wandeln, um Hülfe für Schmerzen und Gebrechen,

Trost in Leiden, — um Gnade zu suchen. Solchen rühmlich bekannten Gnadenbildern gegenüber (welche nicht eben schöne Gemälde zu sein und keinen Kunstwerth zu besitzen brauchen) stehen all' jene Schildereien älterer wie neuerer Zeit, an welche sich keine Sage, keine Tradition, kein Glaube wunderwirkender Kräfte knüpft. Diese können dann füglich „Bilder ohne Gnade" genannt werden. Dies Wort nun hat der lebenslustige Oesterreicher aus Kirche und Kapelle in's Leben übertragen und heißt diejenigen Frauen und Mädchen, welche zwar äußerlich schön, aber bei näherer Bekanntschaft uninteressant sind, kurzweg ebenso.

War denn aber jene Marie, befragen Sie mich weiter, von dieser Art? War sie in diesem Sinne und in dieser Bedeutung ein Bild ohne Gnade? Oder . . . . . .

Gestatten Sie mir fortzufahren. Vor einigen Wochen hätt' ich die Antwort gänzlich schuldig bleiben müssen, weil ich in Wahrheit nicht mehr von der Sache wußte, als ich Ihnen hier erzählt habe. Doch vor einigen Wochen gerade (am 19. Juli 1839) machte ich eine kleine Fußreise durch die Berge der Grafschaft Glatz. Da gesellte sich ein fremder Mann zu mir, der mich anredete, mir gefiel, und mit dem ich nun weiter kletterte. In einer

Schlucht, von nachreifenden Erdbeeren überfüllt, lagerten wir uns und fingen an, gegenseitige Bekanntschaft zu machen. Der junge Mann, der sein Gepäck in der letzten Stadt zurückgelassen und jetzt ohne bestimmten Plan auf Hügeln und Felsen herumvagirte, war ein Maler Namens Lux. Unbedenklich würde ich ihn, sein feuriges Auge im Sinne, Luchs geschrieben haben, bestände er nicht ausdrücklich auf einem X. Denn sein Vater hieß Licht, und er hat sich umgenannt. Seiner ersten Absicht gemäß wollt' er sich Lucifer, wie auch der Morgenstern benannt wird, taufen; dieser Name jedoch hatte ihm des höllischen Anklanges wegen mancherlei Verdrießlichkeiten zugezogen, so daß er ihn wieder abgestreift, und war bei'm Lux geblieben.

Lux erschien als ein lebendiger, geistvoller Mensch, mit dem sich vortrefflich plaudern und streiten ließ. Weil er seinen Weg nach der Grafschaft, wie er nebenbei erzählte, durch eine Brüderkolonie genommen, so brachte mich das auf den Einfall, ihm jene kleine Geschichte mitzutheilen, die er aufmerksam anhörte.

Wüßt' ich nur, — mit diesem Ausruf schloß ich meinen kurzen Vortrag — was aus den jungen Leuten geworden? Und welch' ein Grund den schönen Theobald zu dieser wahnsinnigen Aufführung bewog?

Denn daß er nicht wahnsinnig gewesen oder vielmehr nicht geblieben ist, geht schon daraus hervor, weil er vernünftig und geruhig mit seinen Eltern abgereiset sein soll. Ebenso verbürgte mein Gewährsmann, mit übereinstimmenden Zeugnissen der ganzen Gemeinde, Maria's vorwurfsfreien Wandel. Das Fräulein hatte keinen Schritt gethan, als unter ihrer Eltern Obhut. Wahrlich, wäre dies nicht, man wäre versucht, an eine ähnliche Scene in Meyerbeers berühmter Oper zu denken! Wüßt' ich doch nicht, was ich daran setzte, könnt' ich etwas Näheres darüber auskundschaften!

Sie brauchen Nichts daran zu setzen, sprach Lux, als diesen in Ihren Händen befindlichen Stengel mit zwei reifen Erdbeeren ... so — und ich will's Ihnen sagen.

Sie? —

Ich, wie Sie mich diese beiden Beeren verschlukken sehen. Theobald von Stillach hat sein väterliches Gut verkauft, die Heimath verlassen, ist zur katholischen Kirche übergetreten, in Belgien angesiedelt, mit Marie von Lonau verheirathet, welche den Fluch ihrer Eltern abschüttelnd ihm folgte; er lebt sehr unglücklich mit ihr, weil sie eine geist- und gemüthlose Person ist, nur materiellen Genüssen zugänglich, ihn langweilt, ihn nicht versteht; die ihm

lästig wurde, sobald der erste Rausch, Liebe genannt, verflogen war.

Mein Himmel, fragte ich zweifelnd, woher wissen Sie dies Alles so genau?

Es wäre komisch, sprach er sehr ruhig, wenn ich es nicht wissen sollte, da ich die ganze Begebenheit veranlaßt habe. Bitten will ich mich nicht lange lassen: Sie sollen erfahren, was vor und nach der Zeit Ihrer Erzählung sich zugetragen. Ich, Maler Lux, kam vor etlichen Jahren, auf einer Fußwanderung wie die heutige begriffen, an Mariens Geburts- und Wohnort, — (den Sie, nebenbei gesagt, fälschlich in Schlesien suchen wollten!) — Sie hatte soeben erst ihr Schwesternhaus, worin ihre Erziehung vor sich gegangen war, verlassen. Nur einige Male gelang es mir, den Künstlerblick an ihr weiden zu dürfen; an ihrer unbeschreiblichen Schönheit. Unbeschreiblich sagt' ich? nicht wahr? Ich hätte eben so gut „unanständig" sagen können, wenn sich dies häßliche Beiwort mit der Schönheit einer jungen, sittsamen Herrnhuterin vertrüge. Mein Malergedächtniß befähigte mich, auf der Leinwand festzuhalten, was mir im — Herzen darf ich's kaum nennen — fortlebte. Es gelang überraschend. Das Bild gerieth wo möglich noch herausfordernder, als das Original sein konnte, und wenn ich es

später zeigte und dabei hinzufügte: dies ist das wohlgetroffene Portrait eines sechszehnjährigen Mädchens aus der Brüdergemeinde, der sagte mir wenigstens: Herr, suchen Sie sich einen andern Narren. Nach einigen Jahren, wo meine Irrläufe mich am Rheine umherführten, bekam ich Auftrag, für die katholische Kirche einer Mittelstadt ein Madonnenbild zu malen. Ich brauchte Geld und nahm den Auftrag an ....

Nur weil Sie Geld brauchten, Herr Lux? Ist das Ihr Ernst?

Nur weil ich gemeiner irdischer Weise Geld brauchte, nur deshalb, denn Madonnen und Heilige soll von Gottes und Rechtswegen nur Derjenige malen wollen, der daran glaubt. Doch das gehört nicht hierher. Ich war, zu meiner Schande will ich's eingestehen, damals in skeptisch-frivoler Laune; nichts weniger, als in der Stimmung, die den Künstler weihen soll! Pfui, daß es solche Stimmungen giebt, wenn man den Pinsel zu führen sich unterfängt! Es erschien mir lockend, meine Herrnhuterin hier adoriren zu lassen: ich copirte sie zum — Küssen. Da hing sie und gefiel sehr. Mein Theil dacht' ich Sündenhund mir freilich dabei; besonders wenn die Herren Studenten aus der Nachbarschaft herausgeritten kamen, gab es verschiedene Bemer-

kungen zu hören über ein solches Bild, an solchem Platze, für solchen Zweck. Es war ein gaudium für mich schlechten Kerl. Nur um mich an den unheiligen Wirkungen meines heiligen Bildes zu ergötzen, verweilte ich längere Zeit, als ich nöthig gehabt hätte, die schmachtenden und sentimentalen Bedürfnisse sämmtlicher Ladendiener des Ortes zu übertünchen. Es kam einmal auf edlem Roß ein ausgezeichnet schöner, vornehm aussehender Jüngling angeritten, stieg in dem Gasthofe ab, wo ich verkehrte, hielt sich aristokratisch exclusiv und gab mir, der ich ein rüstiger Jäger im Felde psychologischer Physiognomik zu sein Anspruch mache, alsbald den hochadeligen Sprößling der Stillen im Lande durch sein ganzes Gebahren kund. Ich suchte mich ihm zu nähern, weil seine Persönlichkeit mich entzückte, und da furchtbare Langeweile, die sich um die unthätigen Stunden seines Geschäftsrittes legte, mir den Angriff erleichterte, so stieß er mich gerade nicht zurück. Ja, es gelang mir, ihn in ein Gespräch zu verflechten, und niemals habe ich eines Menschen Mund reinere Wahrheit athmen, nie natürlicher unverstellte Tugend verkündigen hören. Ich hasse sonst diejenigen, die Profession von der Tugend machen; dieser junge Herr flößte mir Hochachtung ein. Wir geriethen in religiöse Betrachtungen. Dergleichen mit Leuten von den

verschiedensten Farben zu führen, hab' ich ein sicheres Talent, einen ruhigen Takt: eben, weil ich, zu keiner Partei gehörend, einer jeden ihr Recht widerfahren lasse. Ich stellte seiner kalten Begeisterung für die schlichte, schmucklose Form seines heimischen Gottesdienstes eine von Strohfeuer in mir auflodernde Gluth entgegen, womit ich die bunten, duftigen Bräuche der katholischen Kirche beleuchtete, eigentlich nur, um zu erproben, wie dieser schroffe Widerspruch auf ihn wirken und wie, vielleicht erzürnt, dieser besonnene junge Mann sich in heftigem Ideenkampfe vergessen werde. Aber, da ergab sich, daß er in diesem Punkte fast unkundig, weder Lehren, noch Formen des Katholizismus genau kannte. Er sprach nur oberflächlich von götzenhaft-heidnischem Bildergräuel. Ueber den Ritus war er ganz im Dunkeln, ahnete seine Bedeutung nicht, hatte noch weniger jemals die Hallen eines Domes betreten. Ich wußte ihn darauf neugierig zu machen, und bevor wir uns trennten, um schlafen zu gehen, hatte er schon den Vorsatz ausgesprochen, am nächsten Morgen das Hoch-Amt zu besuchen; — sei es nur, um neuerfrischte Geringschätzung mit heimzubringen. Freilich geschah es anders. Der Poet in ihm, den sein bisheriges Dasein so tief zurückgedrängt, den er selbst inwendig so fest gehalten hatte, hörte sich hierbei'm

Namen gerufen und steckte, sehr unerwartet, erwartungsvoll wie ein erwachter, rothbäckiger Junge, den Kopf zum Fenster heraus. Ich merkte bald, daß mein Herr Herrnhuter mit Jenem in bedenklichen Conflikt gerathen dürfte, that jedoch gar nicht dergleichen und stellte mich an, als ob ich nur spöttische Seitenhiebe erwartete. Wie sich endlich aus der schönen gothischen Kirche die Andächtigen verloren hatten, führte ich ihn dicht vor meine Maria — (konnte ich ahnen, daß dieses eine ihm durch's Loos Bestimmte war?) — und erschrak über seinen Schreck! Meine Hoffnung war gewesen, er würde strafend rügen, wie ich so Unheiliges an die Stelle des Heiligen setzen, und wie man den plumpen Betrug habe übersehen können. Denn er mußte mich unsern Zwiegesprächen zufolge für einen Ultramontanen halten. Und für diesen Fall hatte ich mir vorgesetzt, offen zu sprechen und zu bekennen, wie es mit mir bestellt sei! — Er aber, — nein, ich konnte nicht zweifeln: Was der Anblick des bewegten, reizenden Lebens um ihn her, was die jedem Jüngling entgegentretenden Verführungen bisher über ihn nicht vermocht, das hatte mein Bild gethan. In dem unschuldigsten aller Menschen war etwas Unerhörtes vorgegangen. Er liebte dies Bild mit aller Kraft seiner Sinne. Er haßte es mit aller Kraft

seines Glaubens. Und deshalb haben Sie ihn vorhin ganz falsch geschildert, als Sie von seinem Eintritt bei Lonau's erzählten. Doch das gehört wieder nicht hierher. Kurz, er war wie vom Blitze getroffen und vom Donner gerührt, stumm und wehrlos vor so mächtigen Reizen. Er seufzte tief auf und ging von dannen. Wir blieben in fortdauerndem Verkehr: ich besuchte ihn, so lange er noch Student hieß; ich besuchte ihn, nachdem er die ländlichen Besitzungen übernommen, was bald geschah. Wohl gab ich mir viel Mühe, seine Ansicht über mich zu ändern, mich von dem Verdachte, als sei ich ein Proselytenmacher, vor ihm zu reinigen; ich that, was ich vermochte, ihn aus seinen exotischen Träumereien aufzuwecken. Vergeblich. Sein Friede war dahin. Wie bereute ich aber erst, als er, im Begriff, mit seinen Eltern zur Hochzeitsfeier zu reisen, mir Namen und Wohnort der Braut nannte! Als ich erfuhr, er ziehe dahin, Diejenige lebendig zu erblicken, mit ihr verbunden zu werden, deren Konterfei schon ihn mit Todesangst vor Anfechtungen der Sinnlichkeit, vor gefürchteten Lockungen des Götzendienstes erfüllt hatte. Doch wer weiß? Vielleicht kann es gerade so recht gut werden, tröstete ich mich. Wir sagten uns Lebewohl; ich verließ die Gegend und habe ihn nicht wiedergesehen. Was in Mariens Heimath

vorgefallen, wissen Sie, die Ereignisse betreffend, ohne mich. Sie haben es mir so eben ziemlich richtig mitgetheilt. Die Empfindungen der jungen Leute dabei, ihre innerlichen Zustände mögen freilich viel anders gewesen sein, als Sie mir darstellen wollten. Aber das Resultat bleibt zuverlässig folgendes: Theobald, von den Seinigen und von deren Glauben losgerissen, trotz seinen geistigen Fähigkeiten ein Spielwerk in den Händen exaltirter Priester; Marie, in wilder Leidenschaft für einen Bräutigam, der sie von sich stieß, ihren Eltern entwichen, sein Weib in „gemischter Ehe." Beide überseelig vier Wochen lang, kalt nach etlichen Monaten; wie Hund und Katze nach einem Jahre! So ist es ausgegangen.

Nachdem Maler Lux diesen Vortrag beendet, schob er sich mit Hülfe beider Hände von einem harten Stein, auf dem er bis dahin gesessen, ein wenig höher, wo er auf weiches Moos zu sitzen kam, blickte behaglich-lächelnd umher und fragte: nun, können Sie leugnen, daß mein Pinsel die Geschichte eingerührt?

Herr, rief ich aus, wenn Ihre Bilder geeignet sind, solches Elend über Familien zu bringen, so hole der Teufel Ihre Bilder und Sie. Können Sie denn noch einen ruhigen Augenblick haben, sobald

Sie sich vor's Gewissen halten, was Sie mir geschildert haben?

Ah, sprach er, Ihnen mißfällt der Ausgang? Ja, das liegt einzig und allein an meiner schmucklosen Ausführung. Ich wähnte Sie reif für die nackte, lebendige, irdische Wahrheit, wie ein dreißigjähriger Künstler mit neunzigjähriger Erfahrung im Leibe sie gern giebt, ohne Brimborium von schönen Worten. Ich hätte das ahnen und poetischer, elegischer malen sollen. Also rasch auf eine and're Manier: Theobald krankte seit jenen Tagen. Die Kirche seiner Väter schien ihm öde; die Gesänge der Gemeinde, sammt ihren lieben Blümelein, Flüsselein, Bächelein und Lämmelein genügten nicht mehr und klangen nüchtern dem Manne, der am Zauberkelche eines hohen Amtes genippt; der, berauscht von diesem Tranke, im Anschauen meines Bildes, zum ersten Male empfunden hatte, daß es weibliche Schönheit gäbe, die ihn erregen könne! Der endlich in seiner durch höheren Rathschluß ihm zugewiesenen Braut das Urbild zu jenem Nachbild der heiligen Jungfrau — ihm noch ein Götzenbild — erkannt und zwiefache Verführung gemieden hatte, indem er ihr entflohen war! — Aber wer entflieht seinem Schicksal?? Das seinige glühte ihm ja in allen Adern und trieb ihn mit heißen Pulsschlägen zur That.

Eine Reise ward unternommen, scheinbar planlos und ohne Ziel. Es zog ihn gewaltig nach Rom, und er fand den Weg über München. Dort vollendete sich das Werk der Conversion, denn nur Geister konnten Theobalds Geist bannen. Er kehrte zurück in den Schooß der Alleinseeligmachenden, welcher seine Urväter untreu geworden. Als er theilweise ruhiger und doch von einer Seite befriediget heimkehrte zu den Seinigen, die von dem Uebertritt noch keine Ahnung hatten, fand er bei ihnen .... Lonau's. Diese hatten sich in jene Gegend übersiedelt, um (die stets wieder aufstrebenden Wünsche und Hoffnungen der Tochter im Auge) vielleicht an neuem Wohnort wieder anzuknüpfen, was im alten nicht leicht mehr gebunden werden konnte, nachdem es so stürmisch zerrissen worden. Welche Ueberraschung! Welche Freude für Marie, der man unterdessen begreiflich gemacht, nur der Abscheu vor Götzendienst, gegründet auf eine durch höllische Mächte herbeigeführte Aehnlichkeit, sei die Ursache von Theobalds zerrüttender Geisteskrankheit gewesen. Bei seiner Rückkehr werde er gewiß wieder über sich selbst und über ihr beiderseitiges Verhältniß ins Klare kommen und werde bald durchschauen, daß seine Braut keine Schuld trage! — Diese Verheissungen trafen denn auch in so fern ein, als Theobald

seiner Braut entgegentrat, wie ... wie eine schwüle Wetterwolke, die den grünen Gipfel eines Bergwaldes umzieht, um sich in feurigen Küssen zu verkünden. Und wären sie elternlos gewesen, sie hätte friedlich die Seinige werden dürfen. Jetzt aber hätte er lügen müssen, um Frieden zu erhalten, und lügen lernt ein Theobald nicht; auch nicht in Rom. Er sagte also die Wahrheit und sagte sie Allen. Denn seitdem er seine sinnliche Liebesgluth für das Original und seinen früheren Haß gegen das Altarbild miteinander versöhnt meinte durch den Rücktritt in die Mutterkirche; seitdem er jene Flamme für eine geläuterte und reine halten durfte, vermochte Nichts mehr, ihn einzuschüchtern. Er bekannte im Kreise der Eltern und Schwiegereltern, was in, — was mit, — was an ihm geschehen. Beide Mütter sanken sprachlos zusammen. Lonau ergriff der Tochter Hand und führte die Schluchzende hinweg. Der alte Stillach deutete stumm und drohend nach der Thür, seinem Sohne durch solche Geberde kund gebend, daß er nicht mehr Vater zu ihm sein wolle. Demüthig nahete ihm Theobald, Thränen im Auge, um scheidend und entsagend des Zornigen Hand zu küssen. Der Vater wendete sich von ihm und murmelte: fahre hin, für jetzt und künftig! Wir können uns weder diesseits, noch jenseits mehr

begegnen! ... Sagen Sie, ist das nicht schön? Erhebt es nicht des Menschen Herz, wenn sich darthut, wie der Glaube so über Alles geschätzt wird? Wie man die unbedeutenden Bande, die sich an Menschen knüpften, stark und edel abstreift, nur um einiger Verschiedenheit willen in Auslegung geoffenbarter Dunkelheiten? Giebt es schlagenderes Zeugniß für die Perfectibilität des Menschengeschlechtes? Ja seh'n Sie, so 'was ist göttlich! — Mein Theobald verkauft seine Besitzungen und expatriirt. Und Marie?... Nun, die erkundschaftet, wo er sich befindet, und tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß dem höchsten Willen, der nun einmal ihn für sie, sie für ihn bestimmt hatte, doch Genüge geschehen muß, sagt sie sich selbst: konnte er für seinen Glauben Vater und Mutter verlassen, warum soll ich anstehen für meine liebende Pflicht und verpflichtende Liebe Mutter und Vater zu verlassen und mich dem zuzuwenden, dem ich durch die himmlische Lotterie zugehöre? Daß er zu einer Irrlehre überging und an den Papst glaubt, kann durchaus Nichts ändern. Denn weil die Vorsehung, da sie allwissend ist, auch voraussehend sein muß, so wußte sie auch schon von Theobald's Uebertritt, als sie mich für ihn erwählte. Das Weib soll ohnehin Vater und Mutter verlassen, um ihrem Manne zu folgen. Also ich folge ihm!

Und eines schönen Morgens trat sie in der Ueberfülle ihrer gereiften Schönheit in das Betzimmer des schönsten Mannes, der niemals zur Jungfrau beten können, ohne ihrer zu gedenken. Sehr begreiflicher Weise . . . .

Hier unterbrach ich Herrn Lux, denn ich las in seinem Gesichte, daß er für den Verfolg der Erzählung verdächtige Absichten hatte, und ich gestand ihm ehrlich, die zweite Form der Ausführung hätte den üblen Eindruck der ersteren bei mir keinesweges gemildert; vielmehr hätte dabei noch mehr absichtliche Tücke durchgeblickt, als vorher, wo er wenigstens kurzweg und ohne Hinterhalt geredet.

Nun, sagte er, lassen wir dies Gespräch fallen. Wer weiß denn überhaupt, ob ein wahres Wort daran ist? Kann ich nicht die ganze Geschichte jetzt im Augenblicke erfunden und ihnen aus Narrheit vorgeschwatzt haben? Damit Sie es nur wissen, ich weiß von dem Bild ohne Gnade nicht eine Silbe mehr als Sie. Was ich von Theobald und Marien jemals hörte, hörte ich heute erst durch Ihre kurze Erzählung. Mein Vorspiel und mein Nachspiel habe ich zusammengelogen, weil ich Ihre Erdbeeren essen wollte. Nun, gehen wir.

Hm, machte ich kleinlaut; wenn dem wirklich so wäre, wie ich zu Ihrer Ehre hoffe, dann bleibt mir

immer noch die Frage: warum Sie nicht einen minder schroffen, wahrscheinlicheren Ausgang erfanden?

Erscheint er Ihnen unwahrscheinlich? fragte Lux; mir keineswegs. Ich finde Nichts natürlicher, als wenn recht innerliche Menschen lediglich durch äußerliche Gebräuche und Symbole zu den wichtigsten Thaten gelenkt und getrieben werden. Und es war von jeher so. Von dem Augenblicke an, wo sich der Mensch bei Verehrung des höchsten Wesens nicht mehr genügt; wo er einer Gemeinde, wo diese eines vermittelnden Organs, gemeinsamer Formen bedarf, ist auch der Macht sinnlicher Eindrücke die Thür geöffnet; und jemehr man sich bemüht, dieselben von der öffentlichen Andacht fern zu halten, desto häufiger wird man Personen erblicken, die, was ihnen fehlt, anderswo aufsuchen. Reisen Sie nur bei unseren modernen neuerbauten Gotteshäusern vorbei, die, hart an der staubigen Chaussee liegend, mehr einem Gebäude von der Messe gleichen, worin Dioramen aufgestellt sind, oder einer Thierbude oder einem Cirkus: Allem mehr, als einer Kirche. Und hernach denken Sie sich einen feurigen Jüngling, der in hohem ehrwürdigem Dome zum ersten Male Weihrauch riecht ....

Sie nehmen die Sache doch gar zu dürftig und

oberflächlich, entgegnete ich. Der Mensch, auf den so nichtige Zufälligkeiten wichtige Wirkungen übten, müßte doch ein Anderer sein, als wir den ausgezeichneten Theobald annahmen; und für einen Solchen könnte ich keine Achtung fühlen.

Achtung? Also Sie hegen noch Achtung, überhaupt? Dann freilich können wir nie in's Reine kommen, und ich schlage vor, Sie für unmündig erklären zu lassen, trotz jenem Anwuchs grauer Haare. Achtung für — (oder: vor? das ist einer der verteufelten Fälle, wo ich mit meinem Deutsch am Ende bin) — Menschen, Herr? Sind Sie denn erst gestern aus dem Ei gekrochen? Zuletzt wären Sie capabel, mir auch von Achtung gegen sich selbst zu reden?

Ich schlug die Augen nieder.

Nein, fuhr er fort, ich kann viel vertragen; aber wenn ich einen Menschen äußern höre: in diesem oder jenem Falle würde ich mich nicht mehr achten können ... seh'n Sie, das kann ich nicht vertragen. Heuchler, Alle miteinander. Daß Einer gegen den Andern heuchelt, das nehm' ich uns nicht übel und spiele manchmal mit. Aber, daß die Meisten auch Heuchler sind gegen sich selbst, daß Sie wähnen, es gegen Gott sein zu können, ... das bringt eine

Pfeffergurke ums Leben. Sich selbst achten, verehren, allerliebst finden, tugendhaft sein, auf Belohnung hoffen . . .

Also, Sie verachten sich? fragte ich ihn.

Ich? ich empfehle mich Ihnen, weiter Nichts; ich muß heute noch über die Gränze.

Adieu, Herr Lucifer!

Der Jäger und die Eule.

(Mährchen.)

Der Jäger küßte das schlafende Weib, die lieblichen Kleinen, dann hing er die Büchse über die Schulter, hinaus zu ziehen auf die Frühjagd, mit dem eifrigen Hunde. Durch frischen Thau nebeliger Wiesen fort schritt er, festen Fußes, fröhlichen Muthes. Alles schwieg noch in Feld und Wald, Alles dunkelte, und der Sternenhimmel hüllte sich in schwarze Wolken.

Hinter den Schirm von bergenden Zweigen stellte sich der emsige Jäger, vor sich blühendes Haidekraut, im Rücken windbewegte Tannen, zur Seite den folgsamen Hund. Hier kam das schnelle Reh, hier kam der gewaltige Hirsch vor Sonnenaufgang bisweilen auf Aesung; das wußte der kundige Waidmann. Regungslos, geduldig hielt er den Büchsenlauf hinaus über die Aeste, den Hahn gespannt, den Finger am Stecher, zum Drucke bereit.

Jetzt naht der Hirsch, . . . er hört das Knicken

dürrer Zweige in der Haide, immer deutlicher vernimmt er des Wildes Tritt. Jetzt sieht er ihn, den mächtigen Hirsch. Zwar klopft sein Herz, doch besonnen, ruhig, ohne zu zittern legt er an, — da stößt eine Eule im Fluge an sein Gewehr, und er wankt: Der Schuß geht vorbei, der Hirsch wird flüchtig. —

Im Zorne entbrannte der getäuschte Jäger. Aergerlich ging er seines Weges weiter, bis zum kleinen See. Dort holte er erst den versäumten Schlummer nach; dann lud er wieder die gute Kugelbüchse und setzte sich unter einer Eiche Schatten, den heißen Mittag erwartend, ob etwa der Hirsch, von Hitze geplagt, vom Durste gequält, von Insekten gemartert des Weges käme, sich in der Fluth zu laben.

Und abermals ging dieser Wunsch in Erfüllung. Abermals kam ein vereinzelter Hirsch, ohne Begleitung; und der Jäger meinte in ihm den nämlichen wiederzuerkennen, den er heute in der Frühe gefehlt.

Nun bist Du mein! dachte er, legte an — doch als er abdrückte, stieß der Flügel einer großen Eule wieder an seinen linken Arm, daß die Kugel weit daneben in's Wasser schlug. Und der Hirsch entkam wieder.

Eine Eule, die umherfliegt, bei hellem Sonnenschein?

Abergläubisches Grauen erfaßte ihn.

Doch er brach wieder auf und wendete sich der Gegend zu, wo des Abends der Hirsch zu wechseln pflegt. Aufmerksam neben ihm lag sein treuer Hund, bald hin, bald her sich wendend und ängstlich lauschend.

Der Waidmann gedachte der Eule, ihres wunderlichen Unwesens, aber nicht vermochte er, sich die Keckheit des Vogels mit dessen sonstiger Furchtsamkeit zusammen zu reimen. Sie muß verhext sein, die Bestie! wollte er eben ausrufen, da brach der Hirsch durch die Schonung. Es war s e i n Hirsch; unzweifelhaft derselbe, auf den er heute schon zwei Fehlschüsse abgefeuert hatte. Jetzt war er zu weit entfernt; auf einem freien Wiesenraum stand er und schien zu harren.

Der Jäger wollte ihn behutsam umschleichen. Doch eh' er seinen Standort verließ, hörte er schon wieder über sich, um sich ihre Fittige die Eule regen. Wie angezaubert blieb er stehen. Immer engere Kreise um ihn beschrieb das unheimliche Geschöpf, immer näher sauseten die Schwingen um sein Haupt, bis sie zuletzt auf einen dürren Ast, vor ihm, sich setzte. Voll Erbitterung hob er das Gewehr

gegen sie, doch die Eule sang: „Schein trügt, Farbe lügt. Feuerspiegel meine Augen! Volle Arme meine Flügel! Schöne Füße meine Krallen! Und gefallen würd' ich Dir."

Der Jäger starrte sie an, die redende Eule; starrte sie an mit dem Blicke des Entsetzens, doch zu schießen vermochte er nicht.

Die Eule erhob auf's neue ihre Stimme und stieß lockende Töne aus, die dem fernen Hirsche galten, der dann auch von diesem Rufe angezogen herbeikam, ohne des Jägers zu achten.

Find' ich Dich endlich? sagte der Hirsch zur Eule. Sodann warf er die Geweihe ab, sein Kopf verwandelte sich, sein Leib richtete sich aufrecht empor, und ein wilder, zottiger Mann schüttelte lange schwarze Locken um einen riesigen Hals. Der packte nun die Eule bei'm Flügel und herrschte ihr zu: komm', zur Höhle!

Sie aber sträubte sich, flatterte widerstrebend in seinen Fäusten und kreischte: nein, heute nicht!

Da der wilde Mann nicht abließ von ihr, schrie sie mit schneidender Stimme: hilf mir, Jäger, hilf!

Und der Jäger feuerte seinen dritten Schuß auf den fratzenhaften Spuk, und die Kugel traf des Mannes Brust, daß er rücklings zu Boden stürzte, sich krümmte, stöhnte, starb.

Und jetzt begann die Eule sich zu schütteln, zu blähen, zu zupfen, zu rupfen, riß mit starkem Schnabel die Kiele aus, dehnte sich, reckte sich, streckte sich, wuchs in Breite, Länge, Höhe, wurde ein braunes, schlankes, volles, junges Weib.

Schein trügt, Farbe lügt! lächelte sie dem Jäger zu.

Dessen Hund rannte davon, wie vom Bösen gejagt.

Das Weib knieete hin zum getödteten Manne, riß eine lange Locke aus seinem Hauptbaar, die band sie um ihren Hals und sprach zum Jäger: Darum ließ ich Dich nicht schießen, so lange er ein Hirsch war, damit ich diese Locke gewönne. Nun ist mir geholfen, und ich bin frei. — Was bebst Du, schmucker Jägersmann? Bin ich nicht jung? Bin ich nicht reizend? Betrachte mich näher und folge mir!

Sie umschlang ihn und zog den sich nur schwach Sträubenden ins Dickicht.

Als ihn wieder die Angst ergriff und er zu entweichen versuchte, umstrickte sie ihn mit ihres Haares Flechten und zwang ihn weiter.

So ging es, bis sie ein Felsengeklüft erreichten, da schlüpften sie hinein und mußten sich drängen und zwängen, denn die Höhle war schmal.

Und drinnen herrschte feuchte, laue, tiefe Nacht;

nur die silbernen Adern des Gesteines glitzerten, und einzelne Rubine glühten, wie Augen der Erde. Sie nahm ihm die Büchse von der Schulter, den schweren Waidsack, streifte sein Gewand ihm ab und zog ihn auf das Lager von weichem Moose. Da versank er in süßen Taumel, und bunte Träume trugen ihn und wiegten seine Seele in unaussprechliches Glück. Der Traum bedünkte ihn ein Augenblick und eine Ewigkeit; Beides zugleich. —

Erwachend fand er sich unter der Eiche wieder; neben ihm Kleid, Jagdtasche, Büchse. Vor ihm lag der geschossene Hirsch, doch übel zugerichtet, von unzähligem Gewürme zerfressen, entstellt, vernichtet.

So träumte ich nur? — Gottlob, ich träumte nur. Alles Grausen der Nacht, alle Todesangst, und ach, alle Wonne waren Traum? Nun auf und heim zu den Meinigen!

Auf der Hälfte des Weges umringten ihn Weib und Kinder, von des Hundes ungewöhnlicher Ankunft beängstiget.

Wo bliebst Du so lange, Mann? — Wo bist Du gewesen, Vater? — Du siehst blaß und verstört! — Hast Du etwas geschossen, Vater? —

Ich habe mich auf dem Anstand verspätet, Weib. Einen Hirsch hab' ich angeschossen, doch ich fand ihn zu spät, und das Ungeziefer hat ihn verwüstet.

Und sie gingen vollends heim; die Kinder an seiner Seite.

Doch der Hund hielt sich fern und wollte seinen Herrn nicht mehr kennen.

Als es wieder Abend wurde, saß er bei den Seinen, der müde Jägersmann, und dachte der Träume aus vergangener Nacht.

Da fuhr der Hund im Schlafe auf und knurrte.

Am Fenster draußen hing die Eule, nur dem Jäger sichtbar, und sang, nur daß er es hörte:

Waidmann mein, laß mich ein! Kennst mich? Nennst mich Liebste Dein? Folgst mir Komm' zu mir! Liebeslicht leuchtet Dir. Bin die Eule nur zur Zeit; komm', genieße Seeligkeit!

Was will der Nachtvogel an unserm Fenster? fragte, plötzlich aufschreckend, die Frau.

Die Kinder baten: verscheuche das häßliche Thier!

Der Jäger ging hinaus. Aber weil er nicht zurück kam, liefen die Seinen hinter ihm her, nach ihm zu sehen.

Da schwebte die Eule im Mondenschein vor ihm dahin!

Und der Jäger folgte ihr, immer schneller, immer weiter ....

Er ward nimmer mehr erblickt.

Der heilige Abend.

I.

Edmund war ein wohlhabender Erbe. Weit verbreitet lagen ihm fruchtbare Felder, auf der einen Seite von waldigen Bergen umkränzt, auf der andern durch ein tiefes, schmales Felsenthal begränzt, in dessen Bette ein reiner Gebirgsfluß fröhlich über glatte, glänzende Steine hin rieselte. Das jenseitige Ufer dieser anmuthig-durchströmten Schlucht bildete ebenso die Gränze einer anderen, größeren Herrschaft. Beide Familienschlösser standen sich hoch gegenüber, und aus den Fenstern des einen konnte man die Fenster des andern durch schattige Linden- und Kastanienbäume funkeln sehen, wie muntere Augen durch einen grünen Schleier.

Edmund's verstorbener Vater und der Besitzer jenes größeren, prachtvolleren Gebäudes hatten sonst lebhaften, vertraulichen Verkehr mit einander gepflogen; und weil man, um auf's jenseitige Ufer zu gelangen, immer erst den beschwerlichen Weg hinab zur Brücke am Flüßchen und wieder hinauf klettern

mußte, hatten die befreundeten Familien vorgezogen, hoch oben, wo die Felsen sich gegeneinander neigten, einen langen, schwindelnden Steig bauen zu lassen, der die Verbindung erleichterte.

Unseelige Mißverständnisse, Gränzstreitigkeiten wegen der Gerechtsame über die Fischerei im Flusse, Weibergezänk und Zwischenträgerei führten einen Prozeß herbei, der lange währte und beide Häuser trennte. Der schadenfrohe Tod raubte, gerade indem diese Zwistigkeiten walteten, dem biedern Vater Edmunds die Gattin und zwei Töchter, ließ ihm nur den einen Sohn. Deshalb zog er sich, den glücklichen Nachbar jenseits beneidend, der im vollen Kreise der Seinigen triumphirte, immer weiter von Jenen zurück, nur seiner Wirthschaft, nur der Erziehung des einzigen Sohnes hingegeben.

Zu verschiedenen Malen war später von jenseits der Wunsch rege geworden, alte, zerrissene Verhältnisse wieder anzuknüpfen, alle Mißhelligkeiten schwinden zu lassen, der vorigen Freundschaft froh zu werden. Aber schon waren Jahre der Feindschaft verstrichen; Sorglosigkeit, Sturm, Wetter hatten den Verbindungssteig zerstört; es schien fast, ein übelwollender Zauberer habe die Felsen weiter auseinander gerissen, daß ihre Spaltung ebenso groß und unausfüllbar bleibe, als jene der Herzen.

So stand es noch immer, da Edmund seines Vaters Erbschaft antrat. Und wie tief betrübte ihn dieser Zwiespalt! Ihm lachte aus den Jahren glückseeliger Kindheit die Erinnerung wehmüthig zu, als hätten Unschuld und reine Heiterkeit ihren Sitz noch unveränderlich in den Räumen des alten mächtigen Gebäu's! Des Nachbars Kinder schienen aus allen Fenstern zu winken; die Tauben vom Thurme, unbekümmert um Menschentand, besuchten wie sonst seine Dächer; die Schläge der Glocken-Uhr schwangen und klangen wie ehemals in den Schall der Seinigen hinein.

Das junge, volle, einsame Herz Edmunds schmachtete nach Versöhnung. Doch vergeblich. Man ließ ihn empfinden, daß vor Jahren die Unversöhnlichkeit von seinem verstorbenen Vater ausgegangen. Man erwiederte jetzt Gleiches mit Gleichem.

Die Unruhe des Jünglings, der sich sehnt — er weiß ja selbst kaum, wonach? — trieb Edmund in Herbst und Winter, in Feld und Wald, durch Thal und Gebirge. Auf diesen Wanderungen sprach er wohl auch in niedern Hütten ein, wurde vertraut mit manches Hausvaters Kummer, mit mancher armen Mutter Mangel, tröstete, half, that Gutes. So lernte er auch tief unten am Wasser, in der armseeligsten, unscheinbarsten Behausung einen durch

Erfahrung und Leben gebildeten Mann kennen, der sich fleißig, wenn schon dürftig von der Verfertigung zierlich geblasener bunter Glaswaaren und Spielereien ernährte, die er nach einer Niederlage der nächsten Stadt zum Verkaufe lieferte. Drei liebe Kinder, ärmlich, aber behaglich und rein, umspielten den emsigen Arbeiter, indeß die Hausfrau mit Beihülfe des ältesten zehnjährigen Knaben den mageren Viehstand besorgte und noch in den letzten Herbsttagen spärliche Grashalme vom unfruchtbaren Gestein abweidete.

Edmund war entzückt über den Fleiß, die Zufriedenheit, die ungezierte Tugend, — über den Mangel dieser Menschen. Hier, sagte er, giebt es Glück zu spenden, Freuden zu säen, Dank zu erndten. Wohl überzeugt, daß man durch große, zufällige Gaben, welche den gewöhnlichen Gang des Daseins erschüttern und verwirren, nicht selten wie mit feindseeliger Hand in die genügsame Zufriedenheit armer guter Leute eingreife, begann er damit, mancherlei Glaswaaren zu bestellen, die verhältnißmäßig leichter angefertiget und besser bezahlt werden konnten; als Wettergläser für seine Beamten, kleine Retorten zu seinen chemischen Spielereien und dergleichen Dinge. Dadurch gewann er die Freude, das steigende Wohl der armen Familie zu veranlassen, ohne

doch sie mit Almosen zu beschämen. Der Besuch in des Glasbläsers Hütte, wo er sich immer etwas Neues zu thun machte, — nur, um seinem Schützling immer Arbeit und Erwerb zuzuwenden — bildete gar bald einen unausbleiblichen Bestandtheil seiner großen Märsche; er meinte nicht schlafen zu können, hatte er nicht vorher bei seinen armen Freunden eingesprochen.

Eines Abends fand er sie nicht allein. Schon seine vertrauten Lieblinge, die Kinder, flüsterten ihm draußen auf der Schwelle zu, daß ein vornehmer Herr und ein schönes, wunderschönes Fräulein beim Vater wären.

Pochenden Herzens trat er ein. Ahnete ihm, daß dieser Abend über sein Leben bestimmen werde?

Auf den ersten Blick erkannte er — den „Nachbar von jenseits", der kleines Geld aufzählte; neben diesem die älteste Tochter, Marie. Der Nachbar, der in ihm nicht wieder den Knaben Edmund erkannte, gab ihm seine stumme Begrüßung freundlich zurück. Marie sah, indem sie die gekauften Spielereien zusammenpackte, fragend nach dem ehrlichen Gesicht, welches sie als Kind so oft gesehen. Erst als sie Edmund's bewunderndes Staunen bemerkte, senkte sie erröthend ihre Augen und folgte dem Vater.

Edmund starrte ihnen durch das niedere Schieb-

fensterchen beim Arbeitstische des Glasbläsers traurig nach, und wie er sie am Ufer entlang nach der Brücke gehen sah, murmelte er: Stände noch unser alter Felsensteig, brauchten sie den weiten Umweg nicht zu machen. Freilich wohl müßten sie, um ihn zu benützen, erst bis zu mir hinaufklettern, — und was hätten sie da zu thun?

In dieser Nacht erst entdeckte er, daß er aus seinem Schlafzimmer gerade nach einem Erkerfenster des nachbarlichen Schlosses blicken könne. Er gefiel sich in dem Gedanken, jener Erker sei von Marie'n bewohnt, und er entschlief spät, das Licht, welches dort flimmerte, für einen Stern haltend.

II.

Von jetzt an stand Edmund täglich bei dem Felsenvorsprung, der noch morsche Ueberreste jener Pfähle trug, auf denen der verbindende Steig geruhet hatte. Sehnsuchtsvoll ließ er die feuchten Augen hinübergleiten, als ob wirklich über diese Baumwipfel noch immer eine Brücke zu ihr führe, als ob sie ihn drüben erwarte.

Und wer weiß denn, ob sie's nicht that?

Sie stellte sich den verlassenen Edmund lebhaft vor, wie er in den Gemächern verstorbener Väter umherwandle, auf ihren Sesseln sitze, aus ihren

Bechern nippe, doch bei allem Ueberflusse Mangel empfinde, weil kein Herz mit dem seinigen schlage. Gern hätte sie ihn eingeladen, herüber zu kommen, wo theure Eltern im Vereine liebender Kinder nach des Tages Arbeit und Sorge den Abend traulich verschwatzten; wo sie sich stets überglücklich gefühlt.

Jetzt fehlte ihr Etwas; mitten in ihrem Glücke spürte sie eine ihr selbst unerklärliche Leere. Sie fing an zu fühlen, daß sie, längst der Kindheit entfremdet, wie eine schlanke Blume über den Kranz der Geschwister hinaus gewachsen sei.

Oft stand sie am Erkerfenster und betrachtete den fremden Freund aus der Ferne, wie er am Felsen lehnte und nach ihr schauete; — und dieser Anblick trug eben nicht bei, den Eindruck zu verlöschen, den die Zusammenkunft bei'm Glasbläser hinterlassen.

Dem Vater entging ihre Theilnahme für Edmund nicht; er besprach sich mit der Mutter. Beide beschlossen, Nichts dagegen zu thun, nur im Stillen zu beobachten. Davon ahnete sie Nichts. Unbefangen gab sie sich ihren Empfindungen hin. Und als auch die ersten Schneegestöber den ausdauernden Edmund nicht von seinem Felsen verscheuchten, da wußte sie sich geliebt und öffnete ihr reines Herz dem Frühlingshauche, der maienduftig und maienwarm in säuselnden Flocken sie umblühete.

Edmund hatte von Tage zu Tage gehofft, sie wieder ein Mal beim Glasspinner zu finden, — doch vergebens. Der Nachbar von jenseits war dazwischen getreten; er fand es bedenklich, seine Tochter in Sturm und Schnee den Weg nach der Thalhütte machen zu lassen, und beschied den Mann zu sich hinauf, damit sie bei ihm bestelle, was sie zu haben wünsche. Damit war denn Marien nur halb gedient, denn sie durfte nur verstohlen nach Edmund fragen. Doch das that sie getreulich und hörte voll Stolz auf die Lobpreisungen, die der dankbare Mann seinem Wohlthäter widmete. Daß diese Theilnahme nicht unerwähnt blieb, daß Edmund den vom Schlosse Heimkehrenden jedesmal ängstlich erwartete, um jede Silbe, die droben gewechselt worden, abzufragen, das versteht sich von selbst.

Auch er lernte glauben, daß Marie seine Neigung erwiedere. Und dieser Glaube steigerte seine Ungeduld nach baldiger Versöhnung mit dem Nachbar von jenseits. Aber wie oft er auch die Feder ansetzte zu einem herzlichen Schreiben, die richtigen Worte fand er niemals; ihn quälte die Angst, Mariens Vater könne ihn schnöde zurückweisen, und dann sei es mit jeder Hoffnung vorbei. Er verzögerte die Entscheidung, weil er sie fürchtete.

In dieser peinlichen Lage gewährte nur das Hütt-

chen im Thale einigen Trost. Hier kosete er mit den Kleinen, ließ sich durch deren Vater von Marien erzählen und betrachtete den Platz, wo sie gestanden, da er die Jungfrau zum ersten Male als solche wiedergesehen.

Weihnachten kam heran. Er gedachte der schönen Weihnachtsabende aus früherer Zeit, wo die beiden Familien vereiniget das sinnigste aller Feste miteinander begingen; er gedachte der reichen Kindheit und fühlte sich doppelt arm in seiner Einsamkeit. Wen sollte er beschenken? Für wen bunte Wachskerzen anzünden? Seine Leute hatten ehrlich gestanden, daß baares Geld ihnen lieber sei, als Bäume, Lichter und andere Spielereien. Die praktische Richtung unseres Jahrhunderts war schon bis in die Berge gedrungen. Und das betrübte den Liebenden, der so gern wieder ein Kind geworden wäre; sei es nur auf einige Abendstunden. Doch auch hier sollte das Hüttchen im Thale seinen milden Trost spenden.

Die Kinder des Glasspinners waren gewiß noch empfänglich für eine lichtfunkelnde Feier des Christabends. Für diese und für deren Eltern einzukaufen, was ihnen Freude gewähren könne, ließ er einen großen Schlitten bespannen und fuhr nach der Stadt. Dort durchlief er den Weihnachtsmarkt von Bude zu Bude, in gutmüthiger Verschwendung

zusammen kaufend, was die Verkäuferinnen ihm nur aufheften wollten, bis der Kutscher versicherte: nun sei der Schlitten voll, und er könne Nichts mehr unterbringen. Da mußte aber noch der Futtersack ausgeleert werden, daß die unzähligen Kerzen Raum fänden. Es war viel Gedräng im Laden des Wachsziehers. Edmund folgte seinem Kutscher, der ihm, den vollgepfropften schweren Sack auf dem Rücken, Bahn brach, und sah in seiner Hast gar nicht, daß die Frau des Nachbars von jenseits an der andern Ecke des Tisches gleichfalls eingekauft hatte, sah nicht, daß sie ihm freundlich zunickte, sah nicht, daß er in der Thür dicht neben Marien vorbei ging.

„Für wen kaufen Sie ein?“ lispelte eine Engelsstimme ihm in's Ohr. Nun erst entdeckte er sie und faßte zitternd ihre Hand, die bebend den leisen Druck erwiederte.

Für die Kinder in der Thalhütte, sprach er, eilte hinaus, warf sich auf seinen Schlitten und fuhr von dannen.

Der Abend brach herein; bei'm Flimmern der Sterne und des Schnee's klingelten die Pferde fröhlich durch den Wald. Alles rings umher war still. Weiß behangene Tannen senkten friedlich ihre breiten Zweige über den Weg. Edmund schauete in die helle Nacht. In seinem Innern klangen alle Nerven

nach von Mariens Anblick und Berührung. Wo war die wehmüthige Sehnsucht geblieben, die ihn bis heute gequält? Und was machte ihn so glücklich? Mit inniger Freude rief er aus: Es ist ja heiliger Abend!

Nun säuselten Himmelsharmonieen aus den immergrünen Zweigen, Engelschöre umtönten ihn: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr!" Alle Sterne wurden ihm zu Lichtern, der ganze Wald ward ein Weihnachtsbaum, hinter jedem Wachholdergebüsch guckte ein kleines Christkind hervor.

Giebt es denn noch Leiden auf dieser Erde? fragte er gläubig; wen sie drücken, der flüchte hierher und genieße die herrliche Bescheerung, daß er wieder ein Kind werde. Ja, lasset die Kindlein zu mir kommen!

„Und wehret ihnen nicht!" murmelte der Kutscher in seinen grauen Bart.

III.

Die Kinder des Glasspinners waren in die Kammer gesperrt worden, und in der Stube steckten Vater, Mutter, Edmund Lichter auf, legten vielerlei Geschenke aus, behingen die Bäume. Auch die Eltern hatte er nicht vergessen. Als endlich die Thüre geöffnet wurde, und die Kleinen, vom Glanze

geblendet, ihren Augen kaum trauten; als Alle durcheinander lachten, weinten, jauchzten, sprangen und tobten, — da, wie ein Bote aus anderen Welten stand Marie mitten unter ihnen. Sie ließ den Pelz von den Schultern herabsinken, schöpfte tief Athem, weil sie vom flüchtigen Laufe erhitzt war, und sagte dann: Ihr guten Leute, ich hatte mir die Erlaubniß erbeten, Eure Kinder heute oben bei uns zu sehen. Weil aber nun des Nachbars Liebe schon gesorgt hat, wollen wir Euch diesen schönen Abend nicht stören. Bleibt vergnügt beisammen und stellt Euch heute über acht Tage zum Sylvester ein. Alle, — alle, wie Ihr beisammen seid.

Alle? wiederholte Edmund, der sich bei ihrem Erscheinen in einen dunklen Winkel geflüchtet; — auch ich?

Meine Mutter — fuhr Marie fort — hat ausdrücklich dieses Wort gebraucht; und weil am Sylvester die Frauen herrschen, wird sie wohl zu vertreten wissen, wenn es befolgt wird. Ich wiederhole nur, was meine Mutter mir aufgetragen. Doch ich muß zurück, unser Diener wartet meiner. Gute Nacht; gute Nacht, auf diesen heiligen Abend! Und Gott mache uns den Sylvester eben so schön!

Sie verhüllte sich wieder in ihren Pelz und entschwand, wie sie gekommen.

Der Glasbläser sah dankbar-freudig seinen Wohlthäter an: ja Herr, ein Bißchen hab' ich auch mitgeholfen, glühen, blasen, spinnen, dehnen am spröden Glase um ihres Vaters Brust; und wenn's die Mutter wagt, Euch einzuladen, so müssen die Weiber auf dem Schlosse drüben der Sylvester-Nacht schon sehr gewiß sein. Aber was für ein schönes Paar wird das geben!

Edmund erröthete bei dieser ehrlich herausgesagten Bemerkung, entzog sich dem Danke der Beschenkten und eilte nach seinem Hause hinauf. Am ersten Weihnachtstage ließ er die Gruft seines Vaters öffnen, ließ sie rings mit gewebten Decken behängen, mit Fichtenzweigen ausschmücken, mit Armleuchtern erhellen und ging hinab, am Sarge des Verstorbenen dessen Todestag zu begehen. Dem theuern Vater offenbarte er Alles, was er dachte und fühlte, und betete um Segen, daß gelinge, was er vorhabe. Im Hause oben, wie nur die Feiertage vorüber, wurde dann gefegt und geräumt, etliche Gemächer mit frischen Tapeten bekleidet, neues Geräth in Eile aus der Stadt gebracht, und der Tapezierer sammt seinen Gehülfen empfingen Geld über Geld, damit sie nur möglich machten, was schier unmöglich war, bis zum letzten Dezember, vom sechsundzwanzigsten erst begonnen. Diese Eil' und

Hast brachte den liebenden Edmund recht ins Gedränge mit seinen Wünschen: wenn ihm in den Sinn kam, daß er zum Sylvesterabend die Glasspinner-Leute auf Nachbars Schloß begleiten werde, da konnte er's kaum erwarten, und es entschlüpfte ihm der Stoßseufzer, „ach lieber Gott, laß diese Tage bis dahin nur recht geschwind vorübergehen!" Ueberlegte er aber dann wieder, daß er den prachtliebenden Nachbar und dessen Damen einladen wolle, ihm auf den Neujahrstag die Ehre zu einem kleinen Versöhnungsfeste zu gönnen, und bedachte er, was bis dahin noch Alles geschafft und gefördert werden müsse, da seufzte er sogleich, „ach, lieber Gott, laß die Tage bis dahin nur recht lange dauern, damit es die Handwerker zu Stande bringen!" Unser Herrgott jedoch ließ sich durch so verkehrte Widersprüche nicht irre machen, und die Tage wurden weder kürzer noch länger, als wie es rechtschaffenen Wintertagen zukommt zwischen Weihnachten und Neujahr. Und dabei gingen sie denn auch zu Ende, allem Irdischen gleich, und der fast ebenso gefürchtete als ersehnte Abend rückte heran. Die Tapezierer „bastelten" wohl noch, da Edmund sie verließ; doch der Jüngste und Pfiffigste der Gesellen lachte ihm zu: Bis die junge Frau einzieht, lieber Herr, werden wir gewiß fertig, und länger als auf's neue Jahr brauchen wir nicht mehr.

Wenn ich sie nur schon hätte! erwiederte er dem fröhlichen Burschen und stieg hinab zur Hütte im Thale.

Dort harrte seiner eine rechte Freude: Alt und Jung war bereits gekleidet in die Stoffe, die er ihnen vor acht Tagen bescheert; der Dorfschneider und die Hausmutter im Verein hatten Wunder gethan, und die ganze Sippschaft nahm sich stattlich aus. Im Schlosse droben wurden sie von den Dienern empfangen, wie Gäste, die erwartet werden, und alsbald nach dem Saale geführt. Nur Edmund blieb zurück, ein kleines Kabinet aufsuchend, welches an den großen Saal stieß, und welches ihm noch aus der Kindheit erinnerlich war. Dem jüngsten Töchterlein des Glasbläsers vertraute er seinen Versteck, sammt einigen andern Heimlichkeiten, die das kluge Mädchen sogleich begriff.

Lauter heitere Angesichter strahlten mit den Kerzen im Saale um die Wette; sogar Mariens Vater sprach freundlich und mild mit den armen Menschen; nahm auch die bescheidenen Gaben, die der Glasbläser, für ihn bereitet, ihm darbot, huldreich an. Nur Marie stand niedergeschlagen im lauten Jubel, — denn sie vermißte Edmund.

Er hat mich nicht verstehen wollen, sprach Marie mit schwer verhaltenem Schluchzen zu ihrer Mutter.

Der Sylvesterabend ist noch nicht vorbei, mein Kind, antwortete diese. Und es mußte ein wunderbarer Trost in den wenigen mütterlichen Worten liegen, weil Marie dadurch wieder leichteren Sinnes ward und mit den Kindern scherzte und spielte.

Freust Du Dich recht, kleine Christel, über Deine Puppe? fragte sie.

Freilich freu' ich mich, erwiederte Christel, und ich habe Dir auch eine Puppe mitgebracht, Fräulein Marie.

Du, mir?

Gewiß; aber jetzt noch nicht!

Wann denn? Wann soll ich sie haben?

Der gnädige Herr mit dem finstern Gesicht muß es erst erlauben, stotterte das Kind.

Marie seufzte. Die Eltern wurden aufmerksam. Der Glasspinner zupfte verlegen am Rock; seine Frau hielt ihr Taschentuch vor den Mund und hüstelte.

Ich erlaub' es, rief nach einer bedenklichen Pause Mariens Vater.

Da lief die kleine Christel nach der Thüre des Cabinets, pochte an und schrie: komm', Puppe, Du darfst. Die Thüre ging auf, — und Edmund stand mitten unter ihnen.

Er wollte reden, doch er brachte es nur bis zum Stammeln.

Der Nachbar fiel ihm ins Wort und murmelte so Etwas von schätzbarem Besuche.

Aber nun, Fräulein Marie, meinte Christel, mußt Du auch mit Deiner Puppe spielen; siehst Du, so wie ich! Dabei nahm sie die ihr geschenkte in den Arm und herzte sie.

Kinder und Narren sagen die Wahrheit, sprach der Vater lachend; — jetzt laßt uns zur Tafel gehen! — — —

Als aber die Glocke vom Thurme ihre gewichtige Zwölfe schlug — die Glasbläser-Leute waren längst heimgekehrt — da erhob sich Edmund, ergriff Mariens Hand und trat mit ihr vor den Vater.

Ich will nicht lange forschen, wie es gekommen, sagte dieser. Ich will nur Gott danken, der also lenkte. Wir sind versöhnt, mein Sohn; ich segne Dich, meine Tochter! Es lebe das neue Jahr und das junge Paar.

Da sprang Edmund ans Fenster, riß die Flügel auf und winkte hinaus. Darauf erklangen Posaunen vom Felsen gegenüber, und ein feierliches „Nun danket alle Gott!" von vielen Stimmen ertönte. Wie es an die Strophe kam: „Ein immer fröhlich's Herz und edlen Frieden geben" — hörte man das Hammern und Klopfen der Arbeiter, welche bei Sternenschein den alten Steig über die Thalschlucht wieder herstellten.

Das Mährchen vom Monde.

> Preis der Weltkönigin, der hohen Verkünderin heiliger Welten, der Pflegerin seeliger Liebe. Sie sendet mir Dich, zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht. Nun wach' ich, denn ich bin Dein und Mein: Du hast die Nacht mir zum Leben verkündet, mich zum Menschen gemacht. Zehre mit Geistergluth meinen Leib, daß ich luftig mit Dir inniger mich mische und dann ewig die Brautnacht währe.
>
> Novalis.

Theodor saß in einsamer Kammer. Das Oel in der Lampe war ausgebrannt, sehnsüchtig schauete der Mond zum kleinen Fenster herein. Noch aber verstand er den Klang der bleichen Strahlen nicht, noch schied er blödsinnig Ton und Farbe. Starre Gelehrsamkeit hatte seinen Geist befangen, und das eitle Herz schlug selbstsüchtig im jungen Busen. Wohl fühlte er, daß der Buchstabe ihm nicht genüge, doch er war ja von der Zeit gefesselt, vom Leben mit gewohnten Banden umstrickt, von den Büchern ein=

gemauert. Eine Thräne im Auge sah er über die Papiere hinaus, in den Mond hinein, und je länger, desto bänger ward ihm.

Nun ertrug er nicht mehr die schwüle Stubenluft, es trieb ihn hinaus in die Sommernacht. Offen war seine Brust dem kosenden Zephyr, frei hing das Lockenhaar ein Spiel der Lüfte, und rosige Lippen küßten duftigen Blüthenhauch. Beseeliget stand er unter flüsternden Bäumen; so trunken in nie gefühlter Wonne, daß er die finstern Wolken nicht sah, welche den Mond umhüllten. Tiefe Nacht legte sich über ihn, um ihn. Stiller und stiller schwieg der Wald, leiser zitterten die Blätter, von keinem Winde mehr bewegt, und rauschend fielen einzelne Tropfen herab. Theodor legte sein Haupt nachdenklich an einen alten Stamm, den Blick zu Boden geheftet (wo ein Glühwurm leuchtete) auf die Wurzeln des Baumes, die in räthselhaften Krümmungen sich aus dem Erdboden hoben und verschlungen hielten. Glücklich' Thierchen, sprach er zum Glühwurm, . . . und eine Thräne der Wehmuth fiel aus des Jünglings Auge; zugleich schlug ein Regentropfen herab, der sich im Fall mit Theodor's Thräne vereinte und das glühende Würmlein bedeckte. Zischend rauchten Thräne und Regentropfen auf und stiegen als Wölkchen in die Höh,

welches glänzend sich kräuselte, bis es über Wipfeln verflog.

Nun rollten dumpfe Donner. Von allen Seiten thürmten sich blitzende Wolkenmassen. Theodor wollte dem Walde entfliehen; doch die Wurzeln umschlangen seine Füße und hielten ihn fest. Ein Feuermeer — ein furchtbarer Schlag, — der alte Baumstamm loderte in Flammen auf, — der Jüngling stürzte betäubt zu Boden.

Noch brannte der Stamm, noch rollten ferne Donner, noch zogen herabhängende Wolken, als er die Besinnung wiederfand. Vor ihm stand die Gestalt einer hehren Jungfrau, blau ihr Gewand, voll goldner Sterne; es verhüllte sie bis über's Haupt. Sie reichte dem Staunenden ihre Rechte, half ihm gütig auf und sagte mild: folge mir auf jenen Berg, dort können wir des erfrischten Thales Blüthendüfte athmen. Schüchtern, aber gern gehorchte ihr Theodor; wie sie zu steigen begannen, lehnte die Holde sich auf seine Schulter, bis sie den Gipfel erreichten. Oben wies sie nach einem steilen Abhang, über und über mit Rosengebüschen bewachsen; dort legte sie sich in's weiche Moos und bedeutete den Jüngling ein Gleiches zu thun.

Woher kommst Du? Wohin gehst Du? fragte er.

Sie entgegnete: ich komme aus der Heimath,

in die ich wieder zurückkehre; und weiter frage nicht.

So sage mir, wer Du bist?

Deiner Mutter Kind, — und weiter frage nicht.

Wovon darf ich mit Dir sprechen, unbegreifliches Wesen? Irdisches Treiben scheint Dir fremd. In welche Worte soll ich die Gefühle kleiden, die an Deiner Seite mich überströmen?

Berühre meines Gewandes Saum!

Und der Jüngling that es. Wie von einem Magnet gezogen sank sein Haupt, und er barg es an der Fremden Brust. Eine neue eigene Kraft erfüllte ihn dort, und als von ihrer Hand wieder aufgerichtet er sich erhob, war ihm, als sei ein anderer Geist in ihn gefahren.

Göttin, sprach er, wie dürfte ich armer Erdensohn mich vermessen, vorwitzig nach Deinen Geheimnissen zu forschen? Aber Dein Angesicht lass' mich unverschleiert sehen; darum nur fleh' ich.

Noch darf ich nicht, sagte sie; wende Deinen Blick nach oben und schau empor.

Die Wolken waren dünner geworden, der blaue Himmel guckte hier und da freundlich durch. Theodor suchte vergebens den Mond. Zauberhaftes Wesen, meinte er, wie schnell verschwinden doch Dir zur Seite die Stunden; und mich dünkte kaum

Augenblicke hier zu weilen. Schon ging der Mond unter.

Thor, lächelte sie, siehst Du nicht? .... Und es umfloß ihn heller Glanz, doch begriff er nicht, woher dieser kam; dennoch war es wie Mondenglanz.

O Deine Augen leuchten wie Sonne, Mond und Sterne, rief er aus und neigte sich geschlossenen Auges ihr zu. Aber sie drückte seinen Kopf an ihr Herz, umhüllte ihn mit ihren blauen Schleiern und ließ nur eine schmale Oeffnung über seiner Stirn.

Blicke empor! sprach sie abermals. Und er sah .....

Was Theodor zu sehen glaubte:

„„Die Wolken thürmten sich zu einem himmlischen Palaste; wie aus gediegenem Golde gegossen stand er da, ohne durch seinen Glanz irgend zu blenden. Hohe silberne Mauern umgaben ihn und strahlten den gelben Schein heller zurück. Drei schlanke Thürme stiegen empor, deren Kuppeln mit seltenem Edelgesteine sich kränzten. Aus den Spitzen der Thürme drangen scharfe Strahlen, sich weiter oben zu einem Kreise vereinend, und Theodor vermochte nicht zu erkennen, ob es nicht vielleicht die schwankenden Thurmgipfel selbst wären, die jenen Kreis bildeten. Ein großes Kreuz, aus Diamanten von nie gesehenem Umfang zusammengefügt, stand

auf der Höhe; daneben: Wahrheit und Freiheit; beide unbekleidet, doch von so hellem Lichte umflossen, daß keines Sterblichen Auge auf ihnen weilen durfte. Sie hatten ihre Hände um den Stamm des Kreuzes gelegt. Wohlklänge säuselten aus des Palastes Fenstern, die Edelsteine funkelten, und ihre Lichter waren es, welche unbegreiflicher Weise jene unnachahmlichen Töne hervorbrachten. Das demantene Kreuz gab einen tiefen schmerzhaft-wollüstigen Klang von sich; Wahrheit und Freiheit umarmten sich, — an des Palastes Pforte erschien der Mensch. Freiheit wies ihm in Ziergärten, innerhalb silberner Mauern, den schönsten Spielraum an. Ueppige Palmen, süße schwellende Früchte tragend, gaben duftigen Schatten; säuselndes Gras nickte ihm zu, jauchzende Vögel schwangen sich neckend auf seine Schultern, und so lustwandelte der Mensch durch Säulengänge, von springenden Wässern und klingenden Quellen perlend gebaut. Bald genoß er der köstlichen Früchte, bald ruhete er sanft im sanften Grase, bald tauchte er in laue Fluthen und spielte mit kosenden Wellen. Jetzt aber durchdrang ein heller Ton die ganze Herrlichkeit. Bald sah Theodor einen weißen Vogel, dessen Pracht und Größe Alles übertraf, aus dessen Schwingen Licht und Ton flossen. Dieser senkte sich mit ausgebreiteten Flügeln auf das Wasser. Und

das Wasser ward grün. Schwimmend sang er heilige Lieder. Der Mensch warf sich auf die Kniee zum Gebet. Freiheit und Wahrheit falteten die Hände. Alle Farben verstummten, des Gartens gaukelnde Bewohner hörten auf zu flattern, die Springbrunnen erstarrten in andächtiger Ehrfurcht, kein Blatt säuselte mehr, kein Halm flüsterte.

Der weiße Vogel erhob sich wieder, zu andern Welten entschwebend. Eine Feder war seinem Fittig entfallen.

Kaum daß der Vogel verschwand, so kehrte das frühere lebendige Regen zurück: lüsterner plätscherten springende Wässer, lockender flöteten der Vögel Stimmen, und der Mensch, in übermüthigem Entzücken, griff nach der weißen Feder. Keck und kühn grub er mit ihrer Spitze irdische Zeichen in der umstehenden Bäume weiche Rinde, gefiel sich in seltsamen Chiffern, ja, zeichnete, dem hohen Paare auf der goldenen Wolkenburg wie zum Hohne, auch Kreuze daneben. Die Bäume wurden unruhig; bis in's Innerste erzitterten sie und theilten diese Bewegung dem Grunde mit; doch ließ sich diese Regung der vorigen nicht vergleichen: jene war üppig und bequem, diese ängstlich und ahnungsvoll. Der Boden dröhnte, er borst, ein schwarzes Ungethüm wand sich ächzend aus kochendem Schlamm,

streckte den langen Hals, zog mit scharfem Schnabel die Rinde von den Bäumen, in welche der Unbesonnene seine Zeichen gedrückt. Die Bäume standen traurig umher und ließen die Zweige sinken. Das Ungethüm wand sich weiter hinauf, bis zum Kreuze, seine Beute in starker Klaue festhaltend. Dann legte es die andere Tatze an's Kreuz und schielte mit dem rechten Auge die Wahrheit, mit dem linken die Freiheit böswillig an. Beide versanken; mit ihnen das Kreuz. Nun war der geheiligte Platz leer. Der Drache nahm ihn ein. Aus der geraubten Rinde bereitete er sich ein Nest, die schönsten Perlen brach er aus dem Golde, sich Spielwerk davon zu machen; die herrlichsten Figuren verbog er zu Geräthschaften für sich. Bebend sah der Mensch, was er angerichtet, flehte Bäume, Quellen, Thiere um Hilfe. Doch Alles kehrte sich ab von ihm, dem neuen Herrscher zugewendet, der in sein Nest unaufhörlich eine Unzahl feuerrother Eier legte. Mit seinem heißen Athem brütete er sie aus, und ganze Heere wimmelnder, gleißender Geschöpfe, halb Würmer, halb Vögel, krochen hervor, zappelten, buhlten auf Zweigen und im Wasser, girrten, zwitscherten, schmeichelten dem Menschen. Umschwirrt von ihren einlullenden Weisen, faul und nachlässig auf sie horchend, gab er sich ihrer Lockung hin und ließ sich einschlä-

fern. Kaum schloß er die Augen, als ein Grab neben ihm sich öffnete — denn er lag, ohne es zu ahnen, auf Grabhügeln — und ein Gerippe hervorstieg, rasselnd seine dürren Knochen nach ihm ausstreckend. Der Schlaftrunkene sprang ängstlich auf, wich vor dem Knochenmann und trieb weichend die verführerische kleine Brut reizender Feinde zurück zu ihres Drachens elterlichem Nest. Schon wähnte er sich befreit. Doch der Drache erhob sich und versagte ihm den Ausweg. Die zwitschernden Ungethümchen pickten jetzt nach ihm, sich als Gegner geberdend. Er wußte nicht, wohin sich wenden? Da senkte sich aus unbekannter Höhe, wohin der weiße Vogel scheidend sich gewendet, eine himmelblaue Wolke nieder, und wie diese sich theilte, stand in jugendlicher Kraft ein Engel vor ihm. Dies war der Glaube. Lächelnd ergriff dieser des geängstigten Menschen Hand und führte ihn dem Gerippe in die Arme, welches ihn umschlang und sammt dem Entseelten von dem noch offenen Grabe eingesogen wurde; worauf das Grab sich wieder schloß, der grüne Hügel wieder wölbte. Glaube setzte sich still auf den Hügel. Neben ihm flüsterten die Gräser, rauschten, klangen, und eine Pflanze brach hervor, grün und schlank, in einer schwellenden Knospe endete sie. Glaube hauchte die Knospe an, — die

Rose entfaltete sich; — ein anderer Engel wiegte sich im Kelche, . . . dies war die Liebe.

Zärtlich umfingen sich Glaube und Liebe, und die ganze Umgebung wurde ein Hochzeitslied. Theodor meinte, es vergingen Jahre in einem Augenblicke. Die Liebe gebar ein Kind: dies war die Hoffnung; sie hielt es dem Vater entgegen, der es segnete. Wie rasch es emporwuchs, von Kränzen grün geschmückt!

Die Hoffnung öffnete das Grab, und von ihr geleitet stieg der Mensch wieder ans Licht. Kaum sah er sie, als er sie sehnsüchtig umschlang. Glaube und Liebe, auf die Zurückgelassenen deutend, verschwanden. Hoffnung reichte dem Wiedergeborenen die weiße Feder und führte ihn dem Palaste zu.

Noch einmal setzte sich die wimmelnde Drachenbrut zur Wehr, doch wo der Mensch die weiße Feder hinwendete, da zerstob das Gedränge. Als sie den Gipfel erreicht hatten, warf er die Feder nach dem schwarzen Ungethüm. Sausend wie eine scharfe Klinge fuhr sie diesem ins Leben; es knirschte, ächzte, stürzte tödtlich verwundet in die Tiefen. Schnell fügte sich Alles zur alten Pracht: Freiheit und Wahrheit nahmen wieder ihren Platz ein neben dem strahlenden Demantkreuz. Der Mensch hing an der Hoffnung. Wahrheit und Freiheit segneten ihren ersten

Kuß. Der weiße Vogel schwebte über ihnen; die Spitzen seiner Schwingen spielten die Farben des Regenbogens. Seine Füße griffen in das Demantkreuz. Er stieg, — stieg – nahm Alles mit sich ...""

Welche Zaubereien, rief Theodor. O Du Mächtige, Du bist es, die mich in dieses Reich der ewigen Geheimnisse blicken läßt. Von Dir allein geht dies unendliche Leben aus. Daß Du nicht so tief gehüllt bliebest in den blauen Mantel, dessen goldene Sterne mich blenden; daß ich auch Dich selbst, Du Wunder, anstaunen dürfte!

Bebend legte er den Arm um sie, und mit der Linken streifte er die blaue Hülle von ihrem Haupte. Schon genoß er den erflehten Anblick ihres schönen Leibes, als sie durch eine leichte Bewegung sich ihm entzog und mit sanftem Drucke der Hand ihn von sich wies, daß er auf glattem Moose abwärts zu sinken begann. Vergeblich war sein Bemühen, sich festzuhalten. Zweige, die er fassen wollte, gaben nach und entschlüpften ihm; Rosenblätter bedeckten ihn wie Schnee und umflorten sein Auge. Er glitt und glitt den steilen Abhang entlang, seiner selbst nicht mächtig. Bittend flehete er zu ihr hinauf. Er versuchte, wieder die Höhe zu erklimmen. Aber die Zweige, die ihm Raum gegeben, daß er hinabsinke,

stellten ihm jetzt ihre Dornen entgegen und hinderten verwundend seine Rückkehr. Weinend stand er, breitete die Arme aus nach ihr, die sich immer weiter von ihm zu entfernen schien. Jetzt war sie völlig entkleidet. Das blaue Gewand dehnte sich immer mehr aus, spannte sich zum gewölbten Zelte, goldene Punkte schimmerten darin, und sie stand leuchtend über ihm. Das goldene Haar umwallte die Schöne, wellenschlagend bedeckte es ihrer Glieder Bau, schien Eins zu werden mit ihnen. Je durchsichtiger das feine Gewebe, je gediegener der Stirne Glanz, desto undeutlicher wurden die Umrisse ihrer Gestalt; endlich schienen sie dem Erschreckten in eine feurige Kugel zu zerfließen. Bald konnten seine irdischen Augen nicht mehr unterscheiden, welches Blau dem Gewande, welches dem Himmel angehöre. Bald waren des Kleides Sterne Eines geworden mit andern Sternen und die Jungfrau der Mond.

Ich Unglücklicher, wen hab' ich umschlungen? Wie ist ihr Name, daß mein Mund ihn lalle?

Luna, sprachen die Rosen! Luna, seufzte das Echo! Luna, klagten seine Thränen.

Theodor ging heim. Die Liebe war ihm aufgegangen, das Wort der Farben hatte er vernommen, das Licht der Töne gesehen. Eine unendliche Sehnsucht blieb in ihm; eine Welt von Ahnungen und

Räthseln. Sie zu lösen vermag er nicht, so lange er im Staube wandelt. Nur in Liedern sucht er auszusprechen, was er selbst nicht versteht, und weshalb die andern Menschen ihn verspotten.

Bisweilen schleicht er einsam in die volle Mondnacht und seine Brust,

> Von bangem Sehnen angeschwellt,
> Erhebt sich seufzerschwer;
> Ihm ist, als ob die ganze Welt
> Im Mond gefangen wär'.
> Er schaut hinauf, sie schaut hernieder, —
> Er wünscht sich oft, ein Stern zu sein,
> Und will sein Leben, seine Lieder
> Dem unbekannten Wesen weih'n.

Der ewige Jude.

(1821.)

Und ist denn nicht das ganze Christenthum
Auf's Judenthum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen g'nug gekostet,
Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.
G. E. Lessing.

Ich will allhier steh'n und ruh'n, Du aber
sollst gehen bis an den jüngsten Tag.
Volksbuch.

I.

Immer einmal in der Woche versammelte sich, des Abends um sieben Uhr, eine geistreiche Gesellschaft beiderlei Geschlechtes bei einem Kunstfreunde in Leipzig zu traulichem Verein, um sich durch gegenseitige Mittheilung ihrer poetischen und literarischen Erzeugnisse zu ergötzen. Herr Salomo, ein Mitglied dieser Gesellschaft, sonst sehr eifrig und pünktlich, hat sich heute verspätet, weil er eine kleine Dichtung noch völlig in's Reine schreiben wollte, und begegnet nun im Vorübergehen einem ihm fremden und fremdartig gekleideten Menschen, der mit sich selbst redet, ärgerlich zu sein scheint, eine Last Bücher

unterm Arme schleppt und dabei den Kopf so tief senkt, daß man sein Gesicht unmöglich erkennt; um so weniger, weil es bereits dunkelt. Salomo findet die literarische Gesellschaft noch in einiger Aufregung über den vor einigen Augenblicken hier gewesenen Mann, der sich als Bücherhändler angemeldet und Sachen dargeboten, wie ehedem Bauersleute von den Märkten mit heimgebracht; als: „Eulenspiegel, die Schildbürger, Kaiser Oktavian, der Finkenritter" und mehr „solch' dummes Zeug." Wir haben auch Etwas genommen, um dem armen Teufel etliche Groschen zuzuwenden, sagte ein hübsches, gebildetes Mädchen.

Salomo äußerte: es thut mir leid, daß Sie diese Gattung der Literatur so kurz und verächtlich abfertigen; denn ich wollte gerade heute ein Gedicht vortragen, welches durch die Lektüre eines ähnlichen Volksbuches entstanden ist; was ich jetzt kaum wagen darf.

Wie heißt Ihr Gedicht, Herr Salomo? fragte Elise, eine junge, liebenswürdige Wittwe, mit sichtbarer Theilnahme.

Es heißt: Der immer in der Welt herumwandernde Jude.

„Das ist ein eigenes Zusammentreffen: gerade den hab' ich dem wandernden Krämer abgekauft.

Der Jude ist auf dem Titel abgebildet und sieht gar abscheulich aus. Doch setzen Sie sich, und beginnen Sie; die Reihe ist an Ihnen."

Salomo las:

Der ewige Jude.

Dort flimmern Feuer her,
Dort stehen Hütten.
Tragt mich bis dahin, müde Füße,
Laß' mich gehen, rasender Sturm.
Was stürzest Du mir Felsen in den Weg?
Was hab' ich Dir Leides gethan?
Warst Du ein Mensch?
Trugst Du ein Kreuz?
Rase nicht, Sturm! — Deiner
Hab' ich nicht gespottet.
Oder wärst Du nicht Herr über Dich und Dein Wüthen?
Oder jagte Dich der da, der mir die Blitze
In's Antlitz schleudert?
Die rothen Blitze?
Sie treffen,
Aber sie tödten mich nicht.
Tödte Du mich!
Sei mitleidvoll, rasender Sturm:
Wirf mich hinab
Auf die spitzen Felsen.

Köhler: Halt, Landsmann, nicht weiter.
Dort unten ist's tief.
Seid Ihr trunken oder von Sinnen?
Was wollt Ihr da unten?

Jude: Sterben! — Halte mich nicht!

Köhler: O, ich steh' fest.
Kommt mit mir zur Hütte.
Prr — das blitzt!
Ihr seid wohl gar ein Jude?

Ja, wirklich.
Wenn's wieder blitzt,
Will den Pfad ich finden zur Hütte,
Und wir gehn hinab.
Warum wolltet Ihr sterben?
Jude: Weil ich ein Elender bin.
Köhler: Hofft auf Gott!
Nun, was erschreckt Ihr?
Jude: Es blitzte.
Köhler: Wird's noch oftmals thun.
Kommt, folgt mir; betet im Gehen.
Jude: Ja, wenn ich beten könnte . . .
Köhler: Ihr betet nicht?
Habt Ihr's bei'm Schacher verlernt,
Oder beten die Juden nie?
Jude: Ich schachre nicht.
Köhler: Wovon denn lebt Ihr?
Jude: Ich lebe so eben vom Leben,
Und der Tod thut mir Nichts.
Köhler: Ihr seid ein schauriger Gast. —
Da ist die Hütte:
Weib, mach' auf!
Hier ein Fremder!
Frau: Der ist krank und furchtbar . .
Nein, den behalt' ich nicht.
Jude: Laßt mich hier, bitt' ich.
Nur um Euretwillen bitt' ich!
Frau: Was soll das heißen?
Jude: Merkt Euch die Lehre:
Niemand stoße von Dir, wenn er Dich bittet,
Denn was Du ihm thust, hast Du Dir selbst gethan.
Wenn Du ihn kränkest, kränk'st Du Dich selbst;
Wenn Du ihn schmähest, schmähest Du Dich!
Wenn Du ihn tödtest, bringst Du Dich um.
Einst war ein Jude, stand vor seinem Hause,
Als ein armer Dulder zum Tode ging;

Und verhöhnend wies der Jude
Des Armen Bitte zurück;
Eine rührende Bitte . . .
Dann . . . O laßt mich hier!
Frau: Geht hinein; dort ist ein Lager.
Wie er sich hinwirft!
Er schläft schon.
Köhler: Unruhig sein Schlaf;
Er stöhnet, — er träumt . . .
Schwere Träume . . . .
Frau: Sieh' nur, wie ängstlich athmet er!
Gieb die Lampe —
Wie greise sein Bart, wie hohl seine Augen,
Wie braun seine Haut,
Einem Todtengerippe gleich, die lange Gestalt.
Er murmelte dumpfe Töne . . . .
Höre nur . . . sieh' nur . . . .
Herr Gott im Himmel, das ist der
Ewige Jude!
Köhler: Ich glaub', er ist's.
Komm Frau! Er ruhe!
Er ruht, für neue Qualen zu erwachen.
Gerecht ist Gottes Gericht,
Aber streng' ist es Diesem.
Laß' die Thüre halb offen,
Daß er morgen entfliehe, unbemerkt.
Geweiht sei die Stätte, wo er lag,
Brünstiger Andacht. —
Gemarterter Wand'rer, auch Dir
Schlägt der Erlösung Stunde:
Das Weltgericht ist Deine Morgenröthe;
Wenn sie anbricht,
Stehst Du gereiniget da, ein Engel
Am ewigen Kreuze! —
Komm, Frau, laß' ihn liegen.
Frau: Gute Nacht, Jude!

Eine kluge Frau Räthin nahm nach beendigtem Vortrage zuerst das Wort: wie doch die Phantasie wirksam ist; wer Herrn Salomo jetzt in seiner Begeisterung sah und hörte, könnte glauben, er sei nicht abgeneigt, derlei alberne Mährchen für möglich zu halten.

Allerdings, entgegnete Salomo, ist die Phantasie mächtig, gerade bei mir sehr mächtig, und ich muß wirklich um Verzeihung bitten, wenn ich jetzt, vom Feuer fortgerissen, die nöthige Besonnenheit außer Acht gelassen habe. Werden Sie mich nicht belächeln, wenn ich gestehe, daß mich Erzählungen von Geisterspuk und Gespenstern, die nicht halb so tiefe Bedeutung haben, als der ewige Jude, in Grauen jagen können? Daß ich oft, ohne entschiedene Veranlassung, nicht allein bei Nacht, sondern auch am hellen Tage in Angst gerathe?

Ja, fuhr die schöne Elise auf, mir geht es nicht besser. Wenn ich im Finstern allein bin, mach' ich die Augen fest zu, aus Furcht, irgend etwas Unheimliches zu sehen. Mir wird dieses Buch mit dem Judenbilde jetzt schon zum Gespenst; es kommt mir vor, als ob der alte Holzschnitt die Augen bewegte. Wer nimmt es mir ab? Wenn sich Niemand meldet, werf' ich's zum Fenster hinaus.

Ehe Sie das thun, sagte Salomo, wollen Sie es mir überlassen; es fehlt ohnedies noch in meiner Sammlung.

Elise gab es ihm von Herzen gern und drückte ihm sogar ein Bißchen die Hand, als sie es ihm reichte: nehmen Sie, lieber Salomo, sprach sie leise und unbemerkt, ich wünschte, ich könnte Ihnen geben, nicht was mir zuwider, vielmehr was mir theuer ist. Ich wünschte auch, ich könnte Sie anders anreden, als Salomo; der Name klingt mir nicht recht; und — Ihr Taufname ist mir noch unbekannt.

Ich selbst ärgere mich manchmal über diesen Königsnamen, weil ich so wenig Königliches habe; doch kann ich mir keinen andern geben. Bei der Taufe wurd' ich Rafael genannt.

Das gefällt mir schon besser, versicherte Elise.

Rafael ist wohl recht hübsch, doch mir auch nicht recht. Ich kann weder dem einen, noch dem andern Ehre machen, und berühmte Namen sind fast so lästig als berühmte Väter. —

Ehe sie zum Thee gingen, ertheilte Elise dem unberühmten Rafael Salomo die Erlaubniß, sie zu besuchen.

II.

Der Student Rafael hatte ausstudirt und hieß unter seinen Bekannten nur deshalb noch immer Student, weil er eben noch nichts Anderes war. Aber sein Sinn stand danach, recht bald etwas Anderes zu werden, und zwar ein Pastor. Einige Probe-Predigten, die er bereits gehalten, waren genügend ausgefallen, und er hoffte, einem Ziele nicht mehr fern zu sein.

Beim Nachhausegehn aus jener Gesellschaft dachte er Nichts weiter, als daß Elise ihm erlaubt habe, sie zu besuchen. Eine so junge Wittwe, . . . und eine so hübsche . . . zwar, murmelte er vor sich hin, ist sie katholisch. Ein lutherischer Pastor und eine katholische Frau . . . dann wieder schlug er sich auf den Mund: ich Narr! Wer denkt denn an Heirathen? Ich soll sie ja nur besuchen! —

In seinem Stübchen, welches er, aufrichtig gesagt, nur deshalb so klein ausgewählt hatte, weil ihm ein großes Wohnzimmer mit seinen dunklen, leeren Ecken und Winkeln, wohin das Licht einer Studir-Lampe nicht reicht, bei Abende unheimlich gewesen sein würde, — nahm er ihr Geschenk heraus: es ist doch dumm von mir, daß ich sie nicht bat, ihren Namen darauf zu schreiben; hier längs dem Holzschnitte wäre gerade

Raum dazu gewesen. — Was dies doch für ein kurioses Bildchen ist!? Elise behauptete, es bewege sich, — und mir kommt es auch so vor; ja, es färbt sich, scheint mir. Wie die Augen funkeln! Nun starrt es mich an; es erhebt seinen Wanderstab. Werd' ich denn verrückt? Frau Mehlin, wachen Sie noch?

(Dabei schlug er an die Stubenthür seiner Wirthin, die ihm dies Monatzimmer vermiethet.) Ich bitte, geben Sie ein Lebenszeichen von sich, damit ich menschliche Nähe verspüre; mich gruselt's!

Was ist Ihnen denn, guter Herr Salomo? Sind Sie krank geworden? Soll ich Ihnen Thee machen? Gleich werd' ich bei Ihnen sein. Aber schrei'n Sie nicht; mein Mann schläft. Gleich bin ich da.

Salomo, der die gefällige Frau Mehlin, so nett sie sonst war, lieber im Rücken als im Gesicht haben mochte, gerieth nun in eine neue Besorgniß; denn er sah sie schon im Nachtkleide eintreten, und als ernster Theologe wollt' er sich diesem Anblicke nicht exponiren. Deshalb schrie er nun gerade um so lauter: o Frau Mehlin, wenn Ihr Ehemann vorhanden, so schicken Sie mir diesen; hätt' ich gewußt, daß er heute von seiner Reise heimgekehrt sei, so hätte ich gewiß nur nach ihm gerufen.

Ich komme schon! antwortete eine fremde Stimme, ohne daß Rafael entdecken konnte, wo sie her kam? Er hielt sie für jene des ihm gänzlich unbekannten Herrn Mehl, der in Geschäftsangelegenheiten abwesend war, als Frau Mehl die meublirte Stube an den Studenten vermiethet.

Mir kommt vor, lieber Herr Mehl, — ich wünsche guten Abend! — wir haben uns schon gesehen? Wenn ich nicht irre, sind Sie derselbe, den ich heute in der Dunkelstunde vor einer Hausthüre der Petersgasse sah? Ist's nicht so?

Kann sein. Warum schreien Sie aber so lästerlich bei Nacht, Herr Student? Sind Sie im Leib' nicht gesund?

Das ist's nicht, Herr Mehl. Gewissermaßen muß ich mich des Geständnisses schämen; — ich fürchte mich . . .

Giebt's hier Mäuse oder Ratzen?

Nein. Hier, sehen Sie, ich habe da ein Büchlein zum Geschenk erhalten, worauf sich ein plumpes Bild befindet, ein ganz gewöhnlicher Holzschnitt, . . . und dies Bild . . . es ist ein Spuk . . .

Zeigen Sie doch her. Ei, das Büchlein hab' ich verkauft, an ein allerliebstes Weibchen . . .

So sind Sie, Herr Mehl, also wirklich der Bücher- und Bilderhändler, der . . . .

Ich bin, der ich bin, Herr Salomo, und ich habe Sie sogleich erkannt. Das Bild anlangend dürfen Sie keine Bange haben. Es ist ein stilles, frommes Bild in rechtschaffen' Holz geschnitten, und rührt sich nicht.

Aber ich habe doch gesehen ...

Es ist Ihnen nur so vorgekommen. In Ihnen geht Etwas vor und bewegt sich sehr; das Bild ist unbeweglich. Kennen Sie denjenigen Mann, den es vorstellt?

Ich? ob ich den ewigen Ju ... Herr, ich glaube, Sie wollen mich auf's Neue in Entsetzen jagen? Reden Sie doch, als ob er wirklich lebte?

Vielleicht thut er das? Vielleicht lebt er wirklich. Und ich habe unterschiedene Gründe, anzunehmen, daß er dies thut. Unter andern auch Denjenigen, daß ich selbst ihn kenne. Und wenn Sie sonst wollen, sollen auch Sie ihn kennen lernen; er spricht mit Ihnen in allen Sprachen, alten und neuen. Nun gute Nacht; ein ander Mal mehr.

Die arme Mehlin! hat einen wahnsinnigen Mann. Aber dieser Besuch hat mich vollkommen geheilt von meiner lächerlichen Nervenaffektion. Es war eine Kur nach dem neu erfundenen Systeme, wie jener Arzt anwendet, welcher da draußen vor dem Thore unweit des Kuchengartens des General=

Feldmarschall's Fürsten Schwarzenberg Durchlaucht behandelt. Similia similibus curantur. —

Und der Student Rafael Salomo schlief geruhig ein.

III.

Es fügte sich, daß nach Verlauf einiger Wochen der arme Candidat der Gottesgelahrtheit für Elisens Bräutigam galt. Wie es sich gefügt, können wir wahrlich näher nicht beschreiben, denn wir haben keine sichern Belege für die mancherlei Gerüchte, welche über diese Verbindung umhergingen. So viel ist sicher, daß Elisens Freundinnen allerlei dagegen einzuwenden hatten und spottweise äußerten: nur „der ewige Jude" habe das zu Stande gebracht; woran vielleicht etwas Wahres ist.

Ein Glück kommt selten allein. So meldete sich auch jetzt eine Pfarre; nicht besonders einträglich, doch in himmlischer Gegend, unfern der Elbe. Und Salomo war unendlich froh, als Elise mit ihm übereinstimmte, ein Geistlicher könne in solchen lieblichen Weinbergen mit seiner Frau das glückseeligste Leben führen. Die Trauung wurde hinausgeschoben, bis die Vocation in des Bräutigams Händen sei. Dann wollten sie in Leipzig die Copulation feiern und als neues Ehepaar in „Friedfeld"

ihren Einzug, Salomo die festliche Antritts-Predigt halten. Er, seinerseits, hatte nur eine Bedingung zu machen: daß sie protestantisch getrauet werden müßten; worauf denn auch Elise, nach einigem Widerstreben, nachgebend und gütig einging.

Zum Zwecke einer letzten Amtsprüfung und darauf gegründeter Bestätigung seiner Wünsche mußte sich der Bewerber nach Dresden begeben, wo er am ersten Oktober des Abends spät anlangte. Unweit Leipzig geboren, nach der Eltern Tode dort als Student ein dürftiges Dasein fristend, war er noch niemals weiter gekommen, und Dresden mit seinem Gewühl von vornehmen Fremden machte einen andern Eindruck auf ihn, als der Leipziger Meßlärm. Die Gastzimmer des Hauses, wo er einkehrte, wimmelten von Reisenden, die großen Aufwand trieben. Rafael fühlte sich beängstiget, verzehrte sein mäßiges Mahl und bat den vornehmen Kellner, daß er ihm das erbetene Stübchen anweise.

Dieses war denn allerdings mehr als bescheiden, sowohl was Umfang, als Ausstattung betraf; ehrlich gesprochen, ein s c h l e c h t e s Domestikenzimmer. Ein Gast vor ihm, wahrscheinlich von Langerweile bei anhaltendem Regenwetter geplagt, hatte die schwankenden Umrisse zufälliger Figuren an den röthlich-marmorirten Wänden mit der Feder ausgefüllt und

dadurch eine Zauberwelt phantastischer Fratzen geschaffen, die nur eines Beschauers wie Salomo bedurfte, um bei dem melancholischen Zwielicht einer mageren Kerze gespenstiges Leben zu finden.

Ob ihn nur die Einbildung täuschte? Ob der Zeichner wirklich auch den mehr erwähnten Holzschnitt vor Augen und im Sinne gehabt? Salomo sah überall seinen Ahasverus. Und ihm vollends die Fassung zu rauben, mußte, nachdem er das Licht gelöscht und sich auf's Lager geworfen hatte, der Mond die geisterkühlen Blicke durch den Vorhang werfen, des Reisenden Ermüdung durch seltsame Träume zu stören. Die kleinen Bilder und Angesichter, die an den Wänden hafteten, schienen aus ihren Konturen herauszutreten und sich zu einem größeren zu vereinigen, welches nach und nach in eine wirkliche Gestalt überging. „Alle gute Geister" ... stammelte Rafael und erstaunte nicht wenig, den ungebetenen Gast mit heiserer, doch sanfter Menschenstimme ergänzen zu hören: „loben ihren Meister!"

Wer bist Du, Mann? Ich fürchte mich!

Folge mir nur, sprach der Jude; stehe auf, kleide Dich an; draußen in der Gasse will ich Deiner harren. Damit entschwand die Gestalt.

Rafael kleidete sich rascher an, denn jemals in seinem Leben, und vor lauter Furcht herzhaft, eilte

er dem Juden nach. Indem er über die Treppe mehr fliegend schwebte, als ging, dachte er: es ist wunderlich, was hier vorgeht; aber es geht doch wirklich vor. Unten im Gastzimmer lärmte es noch; der Jude wartete richtig vor der Hausthür.

Wohin führen Sie mich? fragte Salomo, da Ahasverus mit ihm über den Altmarkt ging; und Sie tragen keinen Hut?

In die Kirche, mein Sohn.

In die Kirche? Jetzt um Mitternacht?

Nichts von Mitternacht; es schlägt bald Ein Uhr: ich bin kein Gespenst, Rafael Salomo! —

An der Ecke des Altmarktes, gegenüber der Kirche, sah der Candidat ein kleines, graues Männlein vorüberschlüpfen und in der Thüre des Eckhauses verschwinden, die aber nicht geöffnet wurde; wahrscheinlich durch's Schlüsselloch.

Haben Sie das gesehen?

Ja, Rafael Salomo; es war der Phantasus; der besucht in dieser Gestalt einen Dichter; einmal drinnen bei ihm verwandelt er sich nach dessen Willen, — oder umgekehrt. Ich weiß es nicht.

An der Kirchthüre fanden sie einen Nachtwächter, der ihnen aufschloß und sagte: Sie haben die höchste Zeit, Meister Hasver, es wird eben Eins schlagen und auch bald angehn; hier sind Ihre Kerzen. —

Die Kirche war spärlich erleuchtet. In den Betstühlen knieeten alte Leute, Jedes hatte ein Lichtchen vor sich; die Meisten lasen in dem Burg'schen Gesangbuche. Ahasverus zündete seine Kerze an, reichte dem jungen Freunde eine solche, den die Uebrigen verwundert anblickten, wo er denn herkäme.

Auf dem Orgelchore war eine Gesellschaft ehrwürdiger Männer in schwarzen Kleidern und schönen Allonge-Perrücken versammelt, die sich rüsteten, ein Lied zu beginnen.

Kennst Du sie wohl, Salomo? Da sind: Paul Flemming, Georg Neumark, M. G. Gerber, Caspar Neumann, Joh. Herrmann, Andreas und Christian Gryphius, Erdmann Neumeister, Martin Opitz, Johann von Assig, Neunherz, Burchard Waldis, Simon Dach, Joh. Rist, Rodigast, Martin Rinkart, Heinrich Alberti, Paul Gerhard und viele andere Seelige.

Aber Jener, der hoch oben, den Stab in der Rechten, das Ganze leitet? Dessen Antlitz Sanftmuth, Geist und Liebe kündet . . . wer ist es, mein Ahasver?

Das ist Benjamin Schmolke, lieber Candidat!

Die Musik hob an. Es war das Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc.“ Paul Gerhard nickte hinauf zu Benjamin Schmolke und deutete ihm

an, wie er den Takt haben wollte. Rafael Salomo, als er hörte, daß die Versammelten in den Betstühlen einstimmten, erhub seine Stimme ebenfalls zu andächtigem Gesange; aber weil er das Lied nur nach der neuen verstümmelten Bearbeitung auswendig wußte, sang er es auch so. Da legte Ahasverus die Hand auf seinen Mund, sprechend: Laß' das, Liebster, Du betrübst mir meine alten Freunde!

Ein schöner Greis, dessen Gesicht eines Jünglings schien, wandelte sinnend die Gänge auf und ab, wie wenn er Etwas suchte.

Rafael blickte ihm forschend nach; ihm war es, als wüßte er ihn zu benennen und könnte nur die Buchstaben nicht finden.

Es ist Novalis, sagte Ahasverus; die Sehnsucht treibt ihn hierher.

Als nun ein Jeder sein Licht löschte, drehten auch der Jude und Salomo ihre Kerzen um und kehrten nach dem Gasthofe zurück, wo jetzt Alles still war. Ahasverus versprach, ihn wieder abzuholen, und verließ ihn; Salomo schlief glücklich ein.

Als jedoch der Kellner, der ihm das Frühstück brachte, ziemlich lange an die von innen verschlossene Thüre pochen mußte, um ihn zu erwecken; als er die Fratzen an der marmorirten Wand, da er sie bei Tageslichte betrachtete, mit seinem Holzschnitte in

gar keine Verbindung mehr zu bringen vermochte; ... da sah er wohl ein, daß er lebhaft geträumt.

Aber es war ein schöner, bedeutungsvoller Traum, besonders für einen Theologen, — sagte er zum Kellner.

IV.

Nachdem er unverdrossen und rüstig seine Geschäftsgänge und Amtsbesuche abgethan, suchte er einen Universitätsfreund auf, der mit ihm in Leipzig Fuchs gewesen, später nach Jena gezogen, jetzt aber, einem unwiderstehlichen Triebe folgend, Maler geworden war und die Dresdner Kunst-Akademie besuchte. Er freute sich übermäßig, den lieben blonden Jungen wieder einmal an's Herz zu drücken. Gustav theilte ihm seine Ansichten und Pläne mit; dagegen machte er nun wieder Jenen mit Allem bekannt, was ihn betraf: Pfarre, — Brautstand, — poetische Träume, — endlich war auch vom Traume der vergangenen Nacht die Rede; und da sie plaudernd, Arm in Arm durch die Gassen gingen, so traf es sich, daß gerade auf dem Altmarkt Salomo erzählen konnte: hier, in dieses Haus schlüpfte der graue Kobold hinein, den der Jude Phantasus nannte; und merkwürdig, obgleich mein Auge weder diesen Platz, noch dieses Haus vorher jemals gesehen, finde

ich jetzt Beides genau so, wie der Traum es mir zeigte.

Merkwürdig, allerdings, fuhr Gustav der Maler fort; denn weißt Du, wer in diesem Hause wohnt? Kein Anderer, als Ludwig Tieck.

Merkwürdig! —

Auf dem Link'schen Bade kam Herr Mehl an ihn und flüsterte ihm in's Ohr: im nächsten Jahre, zum Charfreitag werden Sie ihn sehen, den Juden; Sie können sich darauf verlassen, er sucht Sie heim.

Warum nicht eher, lieber Mehl? Und wie kommen Sie hierher? Und warum verkünden Sie mir es heute schon? Und warum? .... .

Herr Mehl war fort, ließ sich die Elbe entlang kahnen, ehe noch Salomo begriffen, wie er ihm von der Seite und aus dem Gesichte gekommen?

Wer ist denn der Jude, der Dir in's Ohr sprach und dann so schnell verschwand? fragte Gustav, der eine lange Strecke Weges schweigend neben seinem Freunde hergegangen war.

Ei, das ist kein Jude, mein Lieber; das ist meiner Wirthin Mann aus Leipzig, Mehl mit Namen.

Dein Wirth kann er immer sein, doch ein Jude ist er darum nicht minder.

Mir fällt da eben Etwas auf . . . ähnlich sieht er ihm allerdings.

Wem?

Dem Traumgesicht. Und ist so rasch von Leipzig mir nachgefolgt? . . . Nicht wahr, Gustav, Du bleibst heute Nacht bei mir?

Gern; aber was hast Du?

Ich meine doch, Herr Mehl ist ein schöner Mann, obgleich dürr und bleich; die Züge seines Angesichtes sind edel; und es liegt etwas Geheimnißvolles darin . . . Du mußt das ja am Besten beurtheilen können, als Künstler, der solche Studien zu seiner Aufgabe macht.

Gewiß, daß sein Kopf mich interessirt. Auch kam er mir einigermaßen bekannt vor; nur weiß ich nicht, wohin mit ihm?

Wenn er es selbst wäre, den er mir ankündigte? Wenn er . . . o Gustav, mir graut!"

Laß' uns die Brühl'sche Terrasse besteigen, Salomo; Du mußt auf andere Gedanken kommen, sonst wirst Du mir krank. Sieh in die Berge, die himmlische Gegend, athme die reine Herbstluft . . . kann kindische Gespensterfurcht Stand halten vor einem solchen klaren, hellen, heilig-schönen Abend? Wirf den Unsinn der Träume von Dir und halte Dich an's Leben.

Du hast Recht, Gustav; Du beschämst mich, aber Du beruhigest mich nicht. Der ewige Jude ist kein Gespenst, hat seinen Körper noch, kann nicht sterben, darf nicht sterben; das ist seine schaudervolle Bedeutung. Ich bin nun einmal in Aufregung: das bewegliche Bild auf dem Volksbuche, die Bilder an der Wand, der Traum, Herr Mehl, der auch Dir wie der Jude erschien ... Alles trägt dazu bei. Und überhaupt, daß ich es Dir nur gestehe (nur Dir, denn einem Anderen würde der Candidat, der im Begriffe steht, Pastor zu werden, solche Mittheilung nicht machen!): Die Schönheit der Natur, wie sehr ich sie liebe; der Glaube an einen allgerechten und mildwaltenden Gott; sie vermögen nicht die — Furcht vor einer im Dunkeln geschäftigen, grauenhaften Welt aus meiner Seele zu verbannen. Ich bin außer Stande, mich der Gegenwart zu freuen, ohne daß bisweilen Etwas in mir aufzuckt und mich an eine Vergangenheit mahnt, die ich zwar nicht durchlebt habe, deren Unendlichkeit jedoch mir nicht fremd scheint. Die Regungen der Gespensterfurcht, — die mich bei Tage wie bei Nacht überfallen können, sobald Ort und Zeit ihnen günstig sind. — scheinen mir nur Anklänge jener geheimnißvollen Erinnerungen. Als Lehrer des geläuterten, rationellen Christenthums glaube

ich so wenig an Gespenster, wie an Hexen, . . . aber, mein lieber Gustav, ich fürchte sie; und das ist fürchterlich.

Gustav wollte den Freund trösten, deshalb sagte er ihm: der Unterschied zwischen Dir und andern Menschen von Geist, Herz, Phantasie wäre folglich kein so großer, denn mehr oder weniger spürt ein Jeder Etwas von Deinen Skrupeln.

Mit diesem allgemeinen Satze triffst Du meinen besonderen Zustand nicht. Die Inconsequenzen freilich, die theilen wir alle; an den Widersprüchen seiner Ansichten ist Jeder krank. Viele sind ungläubig aus Muth und muthig aus Unglauben; viele zieren sich mit ihrer Furchtlosigkeit. Sie bannen mit der schaalsten, nüchternsten Prosa der Wirklichkeit alle Mystik — und alle Poesie aus der Nacht. Sie heucheln wohl gar daneben einen staatsbürgerlichen Glauben an die Wunder der Offenbarung und vergessen, daß der sinnige Beobachter die Aufrichtigkeit dieses Glaubens bezweifeln muß, wenn er sie alle Wunder, die uns täglich umgeben, auf trockene chemische Vorkehrungen reduciren sieht. Sie finden es herkömmlich, daß Herzen und Seelen einiger Menschen sich anziehen, Anderer sich abstoßen, — aber die nächsten Wirkungen der Sympathie und Antipathie nennen sie albernen Aberglauben. So wird auch

die Mehrzahl Jener, die stillschweigend „concedo“ nickt, wenn von des Lazarus Auferweckung aus dem Grabe die Rede ist, verächtlich den Kopf schütteln, sobald man des ewigen Juden erwähnt; und dennoch wäre das erstere eigentlich das größere Wunder, weil . . . aber sieh, Gustav, sitzt dort am eisernen Gitter Herr Mehl, oder täuscht mich die zweifelhafte Dämmerung?

Nein, sie täuscht Dich nicht. Er ist es in Wahrheit. Wie er lebhaft mit sich selbst redet! Laß' uns ihn belauschen.

Sie schlichen sich hinter ihn. Es murmelte der Einsame:

Hätte doch Herr Paulus von Eitzen damals die Sache nicht bekannt gemacht, als ich mit ihm und dem Hamburger Rektor geredet. Jetzt spukt es wieder aus dem alten halbvergessenen Büchlein nach; der Görres hat es aufgewärmt, und ich weiß nicht, soll ich den Salomo . . .?

Mehr verstanden sie nicht; der Jude ging, ohne ein Zeichen, daß er die Lauscher hinter sich bemerkt habe.

Der Jude! Denn von diesem Augenblicke hegte Rafael nicht den geringsten Zweifel, daß dieser vermeintliche Herr Mehl nicht ein Herr Mehl, sondern der ewige Jude sei. Gustav machte die dringendsten

Einwendungen, unter anderen fragte er: wie kann, mein theurer, verrückter Freund, der ewige Jude — sofern Du nun einmal an ihn glauben willst — der Mann Deiner Wirthin in Leipzig gewesen sein?

Aber, liebster Gustav, ich sah ja diesen Mehl vorher nie; sah ihn nachher nicht mehr, da die Mehlin des nächsten Morgens mir erzählte, ihr Gatte sei schon wieder auf Reisen gegangen, seinem kleinen Handel nachzuhängen. Verdächtig wurd' es mir gleich, daß sie Nichts wissen wollte von seinem Verkehr mit Volksbüchern, da ich doch mit Zuversicht behaupten durfte, der Bücherhändler von der Petersgasse sei er. Mein erster Gang in Leipzig soll in meine alte Wohnung sein, und dort will ich der Sache auf den Grund kommen.

Wenn nur, lachte Gustav, die ganze Geschichte nicht eine Neckerei ist, die etwa von Elisen herrührt, welche ihres Bräutigams schwächste Seite kennt!

Das wär' ein unzarter Scherz, den ich ihr nicht zutraue. Uebrigens, Gustav, erfüllst Du Dein Versprechen und bleibst diese Nacht bei mir!?

V.

Rafael Salomo an Gustav.

Meine Braut, bester Gustav, wird täglich schöner, und ich liebe sie stündlich inniger. Sie ist sehr

zufrieden mit der mir zugesprochenen, wenn auch wenig einträglichen Predigerstelle, wegen des damit verbundenen stillen Lebens in reizender Gegend.

Nun zu Herrn Mehl! Es wird immer verworrener in dieser Angelegenheit, und das ist das Einzige, was mich jetzt bekümmert. Ja, lache nur! Es bekümmert mich recht ernstlich. Nur die Anmuth meiner Braut, die ich in einigen Tagen mein Weib nennen darf, verscheucht bisweilen alle trüben Gedanken. Herr Mehl ist nicht unser Mehl. Ich habe den rechten Mehl, den Mann meiner Wirthin jetzt gesehen: es ist ein ganz anderes Gewächs, als unser Jude; sieht eher einem Zwerge gleich, als dem Bilde von der Brühlschen Terrasse. Da ich ihn wegen seines vermeintlichen Nachtbesuches auf meinem Zimmer befragte, entschuldigte er sich, er habe zwar meinen Angstruf gehört, sei auch Willens gewesen, Folge zu leisten, aber von der Reise abgemattet sogleich wieder in Schlaf gesunken. Seine Frau hätte nicht mehr gewagt, bei mir einzudringen, weil ich mit verschiedenen Stimmen geredet und phantasirt. Beide haben mich für toll gehalten und sind froh gewesen, daß ich unmittelbar darauf die Wohnung wechselte.

Wenn ich Dir nun all' meine nächtlichen Visionen als solche preisgebe, was denken wir denn von

der Begegnung beim Linkschen Bade? Von der Hindeutung auf den Charfreitag? Von seinem Selbstgespräch auf der Terrasse, wovon Du Zeuge warst? Du mußt mir zugestehen, daß Alles zusammengenommen, wie es mich nach und nach betroffen, geeignet wäre, einen Stärkeren zu erschüttern.

Nächsten Charfreitag bin ich auf meiner Pfarre schon völlig heimisch. Wenn nicht eher, besuche uns dann, damit wir das Osterlamm gemeinschaftlich essen und vorher des Wanderers gemeinschaftlich harren.

Elise freut sich, den lieben Maler kennen zu lernen, und ich bin ewig Dein Rafael.

Der ganze „Apollo" — so nannte sich jener poetisch-literarische Zirkel — war bei Salomo's Verbindung mit Elisen versammelt und sang die Neuvermählten heftig an. Vielfältige Trinksprüche zu erwiedern nahm der junge Pastor das Wort: Hier, in diesem Kreise fand ich Elisen; ihm danke ich mein Glück und trinke auf das Wohl des „Apollo!"

Dann mußt Du auch, fuhr Elise fort, des Buchhändlers Wohl trinken, dem ich den ewigen Juden abkaufte; denn dieser hat uns vereint; Herr Mehl soll leben!

Er soll leben! wiederholte Rafael mit furchtsamer Begeisterung.

Der ewige Jude soll leben! tönte es unten an der Tafel wieder; warum nicht? Wenn es sein muß, lebe auch Dieser!

Die Gläser klangen; man lachte, jubelte; ein Toast jagte den andern. Die Anwesenden tranken das Wohl der Abwesenden, ohne zu ahnen, daß sie selbst schon begannen, an Abwesenheiten zu leiden, und das junge Paar benützte das Durcheinander, sich allen Wünschen und lästigen Scherzen heimlich zu entziehen. Noch an dem nämlichen Tage traten sie ihre Abreise an nach dem Orte der neuen Bestimmung.

Als sie in der Friedfelder Amtswohnung einzogen, die sie einige Wochen vorher noch vom Spätherbst umlaubt gefunden, die aber jetzt, ganz winterkahl und dürr, ihr ärmliches Ansehn zur Schau trug, da wollte sich ein peinliches Gefühl ihrer bemächtigen, ein Bangen vor ländlicher Einsamkeit. Doch Elise faßte sich schnell, führte den stummen Freund durch all' die kleinen Gemächer, wo eine fleißige Magd schon seit Wochen geordnet; wo vielerlei angenehme Entbehrlichkeiten (heimlich aus Leipzig vorangesendet) der dürftigen Mauern Armuth schmückten; wo es denn endlich recht heimlich und hübsch war.

Laß' uns, sprach sie zu ihm, hier die ganze Welt in unserer Liebe finden, und vergönne mir, Dich zu nennen, wie jene treue Christine ihren Stilling noch sterbend nannte: mein Engel und mein Alles!

Und der nächste Morgen fand sie glücklich, heimisch, zufrieden. —

Rafaels Gemeinde war von der Probepredigt, die er vor ihr gehalten, vollkommen erbaut gewesen und hatte einstimmig über den neuen Pastor Freude kundgegeben. Aber nachdem er eingezogen und im Dorfe verlautete, des Herrn Predigers Eheweib sei katholisch, nahmen die strengen Protestanten daran großes Aergerniß. Die Nachricht davon, welche durch die Dienstboten an ihn gelangte, ergriff ihn heftig. Weil er nun, gleich den meisten jungen Leuten, mit dem Kopfe durch die Wände rennen wollte, anstatt in besonnener Geduld und vorsichtig zu handeln, so predigte er bei nächster Gelegenheit ein Langes und Breites über die Pflichten der Duldung, wie wir am Besten aus einem Bruchstück seiner Rede entnehmen werden:

Deshalb also, meine andächtigen Freunde, sollt Ihr gerecht sein gegen Diejenigen, welche einen andern Glauben hegen, als Ihr, oder vielmehr ihren Glauben in andere Formen kleiden. Glauben nicht alle Christen an Christum? Laßt uns doch, Ihr meine

treuen Lutheraner, laßt uns doch nicht Richter sein des christlichen Bruders, der die Anschauung eines Bildes, den Klang anmuthiger Töne, die Uebung bedeutungsvoller Gebräuche wünscht, um sich durch diese zur Andacht zu stimmen. Noch größere Duldung aber laßt uns gegen unsere christlichen Schwestern üben. Denn der Mann, berufen und geschaffen, sich selbst zu vertreten, vermag wohl eher, sich loszumachen vom Tempeldienste der Sinnenwelt. Das Weib aber, hingebend und vertrauend von Natur, weich und gefühlvoll, willig, dem Aeusseren Werth zu leihen, oft nicht stark genug, ihre Gottesverehrung nur geistig zu begründen — laßt sie, meine Freunde, knieen und beten vor dem Bilde ihrer Hochgebenedeiten; gönnt der Schwachen den Trost, daß sie in trüben Stunden Hülfe von ihren Heiligen erwarten dürfe. Ach, ist das Leben doch so arm, wenn wir es nicht ausschmücken mit Glaube, Liebe, Hoffnung. Der Glaube ist allmächtig und beseeliget. Nehmt dem Manne, wenn es nicht anders sein kann, die bequeme gläubige Hingebung; regt ihn auf, zu forschen, zu denken; . . er soll kämpfen und ringen, weil er ein Mann heißt. Aber dem Weibe gönnt doch die schwärmerische, träumende, blumenumhüllte Andacht; die Zuversicht auf ihre heilige Jungfrau! Laßt . . .

Die Kirchkinder vermochten nicht länger sich zu bändigen; im Gotteshause entstand ein lautes Murren; die Männer nahmen ihre Gesangbücher unter den Arm und gingen hinaus; die Weiber folgten ihnen. Bald stand Salomo auf der Kanzel allein in der Kirche, . . . und ihm gegenüber an einem Pfeiler stand der Jude!

Hab' ich einen Frevel begangen, daß ich solche Züchtigung verdiene? rief der Pastor Jenem hinüber, der jedoch keine Antwort gab, sondern sich kopfschüttelnd verlor und nicht mehr eingeholt werden konnte.

Tief bekümmert kam Salomo heim und begrüßte Elisen mit den Worten: Heute bin ich ein Märtyrer für Dich!

Elise, schon unterrichtet von dem Vorfall in der Kirche und voller Angst, daß ihres Gatten Stellung durch sie vielleicht ganz unhaltbar werden könne, hatte sich an ihrem kleinen, halbversteckten Hausaltärchen vor dem herrlichen Müller'schen Kupferstich der berühmten Dresdener Madonna niedergeworfen, wo sie betete. Rafael umfaßte, noch im kirchlichen Ornate, die Weinende und knieete, sie tröstend, neben ihr hin, obgleich er selbst des Trostes bedürftig war.

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf, und der Gerichtsscholz mit den Geschworenen trat ein.

Was brauchen wir weiter gegen Sie zu zeugen, begann der alte Mann; Sie sind Ihr schlimmster Zeuge gegen sich, Herr Pastor. Hier kommen wir zu Ihnen, um über die heutige Predigt mit Ihnen zu rechten, und finden Sie, wie Sie mit Ihrer Frau Liebsten Götzendienst betreiben vor dem schwarzen heidnischen Bilde.

Das ist ein Zufall, liebe Leute, sprach Rafael; hört mich ...

Wir haben Nichts mehr zu hören, erwiederte der Schultheiß; kommt, Ihr Männer.

Und sie ließen die armen Ehegatten allein.

VI

Seit diesem Tage wurde der Prediger Rafael Salomo nicht mehr heiter. Ihm wurde bekannt, daß die Bauern eine Klage gegen ihn eingereicht; er sah, wie Elise, die sich als Ursache dieser Mißverhältnisse betrachtete, trübe umherschlich; er mußte sich's eingestehen, es sei von einem protestantischen Theologen unklug und inconsequent, sich mit einer katholischen Christin ehelich zu verbinden; ... und zu all' diesen Erwägungen gesellte sich noch der Aerger über seine Gemeinde, deren Mitglieder sich in benachbarte Kirchspiele verliefen und dort sogar taufen und copuliren ließen. Er hätte zwar Gleiches

mit Gleichem vergelten und sowohl diese Uebertreter des Gesetzes, als seine habsüchtigen Amtsbrüder verklagen können; aber dazu dachte er zu edel.

Seine Predigten übrigens blieben darum nicht minder besucht; denn obschon die Friedfelder Kirchkinder selten erschienen, so fehlte es doch niemals an neugierigen Fremden, welche aus der Nähe und Ferne sich einfanden, angezogen von den verschiedenen Gerüchten über vorgefallene Unruhen.

Am grünen Donnerstage vor Ostern, als der Pastor und seine Frau ihren Dienstboten die Honig-Semmel reichten, stellte Gustav der Maler sich ein. Seine Ankunft gewährte Beiden freudigen Trost. Sie theilten ihm Alles mit; auch die Besorgniß für morgen. Rafael hatte für den Charfreitag, wo sonst Morgengottesdienst stattgefunden, eine Nachmittagspredigt angesetzt, was er jetzt bereuete; denn gerade heute, meinte er, als der feierliche Tag endlich angebrochen war, gerade heute werden meine Gegner und Feinde auf jedes Wort lauern; . . . und dann, Gott bewahr' uns, will auch der Jude . . . .

Er blickte aus dem kleinen Fenster seiner Studirstube in die Berge hinaus, auf denen schon der Frühling sich regte. Vorbereitet auf seine Rede war er noch nicht. Er sann wohl hin und her, doch ohne klaren Zweck. Da fiel ihm sein Dresdener

Traum wieder ein: Sangen sie nicht das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden?“ Und hab' ich dieses nicht auswendig gelernt, wie es im alten Gesangbuche steht? Wenn heute Ahasverus wirklich käme, so brauchte er mich nicht mehr schweigen zu heißen, wie damals im Traume. Ja, über dieses Lied will ich heute predigen, und des Dichters Geist schwebe über mir.

Die Kirche war ungemein voll, alle Zuhörer in Trauerkleidern.

Rafael verlas vom Altare das Evangelium (Lucä 23), und wie er an die Stelle kam: „als er das gesagt, verschied er,“ — da läutete es auf dem Thurme, die Gemeinde knieete nieder zu stillem Gebet, und wer etwa krank zu Hause lag, faltete sogleich die Hände.

Dann wurde das Lied gesungen, bei dessen letztem Verse der Prediger die Kanzel bestieg und sogleich begann: „O Haupt voll Blut und Wunden, theures, geliebtes Haupt des großen Menschenfreundes, sei uns gegrüßet, Du Haupt voll Schmerz! Wer, meine Andächtigen, vergießt nicht Thränen bei dem lebhaften Gedanken an eines Freundes Haupt, welches er an sein volles Herz drücken wollte; eines Freundes, den er frisch und heiter verließ, und den er jetzt von Blut gefärbt,

von Wunden zerstört; von Schmerz gefoltert weiß? Wem regt sich nicht Mitleid in der Seele, selbst wenn es eines Feindes Haupt wäre? Und nun das Haupt Dessen, der in Liebe kam, in Liebe lebte und lehrte, in Liebe litt! Ach, seinem Schmerz gesellte sich giftiger Hohn, darum heißt es: o Haupt, zum Spott gebunden mit einer Dornenkron'; o Haupt, sonst schön gezieret mit höchster Ehr' und Zier, jetzt aber hoch schimpfiret, gegrüßet sei'st Du mir! Ja, gegrüßet uns Allen, Meister voll Huld, leidender, verhöhnter Mann der Wahrheit! Dreimal heute, am Gedächtnißtage Deines Todes! Mich dünkt, ich sehe Dich vor mir, sehe die Milde, die aus Deinen Zügen spricht, Du edles Angesichte; sehe, wie Dein brechendes Auge noch siegreich strahlt, sehe die Majestät am Kreuze? Sehe das Antlitz, davor sonst schrickt und scheut das große Weltgewichte: (der Stolz eitlen irdischen Treibens, die Ruhmsucht des Reichthums, der thörichten Macht armer Erdengröße;) theures Antlitz, wie bist Du so bespei't! Wie bist Du so erbleichet? Wer hat Dein Augenlicht, dem sonst kein Licht mehr gleichet, so schändlich zugericht't? — Wer hat Dich geschmäht, als Jene, denen Du wohlgethan, die Du durch Weisheit erleuchten wolltest?

Dennoch sprichst Du: vergieb ihnen, Vater! Von Qualen durchzuckt, mit den Abzeichen schmählichster Verachtung belehnt, gegeißelt, geschlagen, mit Dornen gekrönt, am Kreuze verhöhnt; — und dennoch: Vater, vergieb ihnen!

O ja, vergieb auch uns. Wir wissen so oft nicht, was wir thun.

Und ist es möglich: sie umstehen Dein Hochgericht, Dieselben, die Dich mit Jubelgeschrei, dem täuschenden Frohlocken des schwankenden Volkes empfingen. Die Dich in der Blüthe Deiner Mannheit als ihren Lehrer begrüßten; sie können sich an Deinen Martern weiden? Die Farbe Deiner Wangen, der rothen Lippen Pracht ist hin und ganz vergangen; des blassen Todes Macht hat Alles hingenommen, hat Alles hingerafft, und dafür bist Du kommen von Deines Leibes Kraft. Für wen leidest Du, Unschuldiger? Für wen kamest Du, Menschengestalt anzunehmen, des Menschen Schmerzen zu dulden, seine Leiden mitzufühlen, seine Selbstsucht zu tragen, mit allen Segnungen, die Du brachtest, verkannt zu werden? Nun, was Du Herr erduldet, ist Alles meine Last. Auch für mich, der ich jetzt so viel hundert Jahre nach Dir lebe, um Dich weine und mich dennoch an Deiner Lehre ver-

sündige; auch für mich: ich hab' es selbst verschuldet, was Du getragen hast. Darum, vergieb auch mir. Siehe mich hier, vor meiner mir zürnenden, dennoch von mir geliebten Gemeinde, in deren Namen ich bitte und bete: vergieb! —

Schau' her, hier lieg' ich Armer, der Zorn verdienet hat; aber Du zürnest nicht, Du segnest nur. Gieb mir, o mein Erbarmer, den Anblick Deiner Gnad'! Und da thut sich der Himmel auf, der Lichtglanz des nahen Osterfestes schwebt mit Glockenklang über die Fluren, tausend Blüthen duften schon, ewige Gnade zu verkünden, und der Wald stimmt seine Frühlingslieder an. Inniges Entzücken durchströmt mich; beseeliget darf ich's aussprechen, daß ich, wenn auch ein gebrechlicher Mensch, Dir angehöre, ein Lamm Deiner Heerde bleibe. Erkenne mich, mein Hüter, mein Hirte, nimm mich an! O ich fühl' es tief, wie die Liebe zu Dir den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, wie sie das ganze Leben begleiten, schmücken, veredeln sollte. Von Dir, Quell aller Güter, ist mir viel Gut's gethan: Dein Mund hat mich begabet mit Milch und süßer Kost. Alle Worte, die Du gesprochen, sind ewige geworden. Laß' sie mich wiederholen, bis sie mir unwandelbar fest im Herzen stehen, daß ich sie mit mir

trage, als den größten unveräußerlichen Schatz. Wie reich bin ich dann; wie sicher und gewiß meines Reichthums: denn wer wird ihn mir rauben? Dein Geist hat mich begabet mit mancher Himmelslust. Von dieser durch und durch erfüllt werd' ich an Dir halten, werde ausrufen: Ich will hier bei Dir stehen! Mag es stürmen; an Dich, du Fels, darf sich der Schwächste muthig lehnen; verachte mich doch nicht! Nein, das thust Du nicht. Du bist die demüthige Milde selbst; Du wirst dulden, daß ich mich Dir anschließe, daß ich mich Dein nenne. Treu will ich Dir bleiben. Und kämest Du noch einmal auf Erden, Dich unserer noch einmal anzunehmen, ich würde Dir folgen, würde Dein Jünger sein, wie ich jetzt Dein Diener bin. Ja, wenn Dich auf's Neue die Welt verließe, der Undank Dich kreuzigte, es wäre Wonne, nur um desto fester an Dir zu halten. Von Dir will ich nicht gehen, wenn Dir Dein Herze bricht. Wenn Dein Haupt wird erblassen im letzten Todesstoß, dann nicht, Du blutender Held, will ich feig entfliehen oder gar einstimmen in den Hohn, der Dich tiefer kränkte, denn alle Liebesqualen; nein, alsdann will ich Dich fassen in meinen Arm und Schooß. Das Glück, Dich halten zu dürfen in diesen Armen, die stark werden würden von

solcher Berührung; das Glück, mit meinen Zähren Deine Wunden zu waschen; . . . ich weiß nicht, was ich rede, will nicht durch meine Zunge die Glorie Deines Andenkens entweihen; aber, sieh': Es dient zu meinen Freuden und kommt mir herzlich wohl, wenn ich in Deinen Leiden mein Heil, mich finden soll. Ganz versenkt in die Tiefe dieses Gedankens verlier' ich die Lust an den Lockungen des Daseins; Alles um mich her, sei es noch so glänzend, wandelt sich um in nichtige Schatten; Alles möcht' ich hingebend opfern, um Dir folgen zu dürfen und mit Zuversicht ausrufen zu können: ach möcht' ich, o mein Leben, an Deinem Kreuze hier, mein Leben von mir geben, wie wohl geschähe mir! — Aber noch hält mich des Erdenlebens Band; noch hab' ich die Pflicht, hienieden zu wirken und zu schaffen, wie mein Beruf mir befiehlt. Nicht einer wehmüthig-süßen, erschlaffenden Sehnsucht nach dem Tode, nicht dem dumpf-geheimnißvollen Hange eines durch Leid wie Freude ermüdeten Leibes nach dem Grabe; nicht den Thränen der Wehmuth und Schwärmerei für Deine Passionszeit darf ich mich hingeben. Nicht hindern soll mich Dein Bild, meine Laufbahn rüstig zu verfolgen, — nein, fördern soll es mich dem rechten Ziele entgegen. Ich danke Dir von Herzen,

o Jesu, liebster Freund, für Deines Todes Schmerzen, da Du's so gut gemeint. Ach gieb, daß ich mich halte zu Dir und Deiner Treu', und, wenn ich nun erkalte, in Dir mein Ende sei. Wenn ich den Weg des Staubgeborenen durchwandelt, seinen Frühling voll Blumen und Blüthen genossen, seine Früchte gekostet, seine Stürme bestanden habe; wenn das Blut meiner Adern schwächer und kälter zu fließen beginnt, die Nächsten absterben, weder Liebe, noch Freundschaft mir kosend ihren Arm reichen wollen, Alles um mich her einsam wird; wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir. Bleibe Du bei mir, wenn es will Abend werden, wenn es dunkelt vor meinen Blicken, wenn ich die Nacht des Todes fühle, wie sie den schweren Fittig ausbreitet über mir, der alle lächelnden Bilder des Tages verscheucht; wenn ich den Tod soll leiden, dessen Ernst auch Du bitter empfandest, so tritt Du dann herfür! Und wenn der gebrochene Blick, was ihn umgiebt, nicht mehr aufzufassen, wenn die röchelnde Brust des Lebens frischen Athem nicht mehr einzusaugen vermag; wenn die arme Hand schon zu schwach ist, sich noch einmal segnend zu erheben; wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein, reiß' Du mich aus den Aengsten,

kraft Deiner Angst und Pein. Wenn düst're Erinnerungen an irdische Schwächen und Vergehen sich noch einmal drohend vor meine scheidende Seele drängen wollen: erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod, und laß' mich seh'n Dein Bilde in Deiner Kreuzesnoth. Laß' mich Dein Bild vor Dir sehen, die Qual Deines Leibes, Deiner Seele am harten Kreuze; laß' mich Trost finden in dem Gedanken, daß Du auch für mich littest. Da will ich nach Dir blicken, will flehend die Arme ausstrecken nach Dir! Und Du wirst herniedersteigen, mir von Haupt und Herz fortnehmen, was mich noch beängstiget, meine sterbenden Hände in Deine Wunden legen. Da wird, was irdisch, vergehen um mich her! . . rein seh' ich den Aether, . . . höre den Preisgesang verklärter Engel, . . . fühle mich emporgetragen zur Ewigkeit, . . . da will ich glaubensvoll Dich an mein Herze drücken; wer so stirbt, der stirbt wohl."

Bis hierher reichen die Nachweisungen, welche der blonde Maler Gustav über seinen Freund geben konnte — oder wollte. Was nachfolgt, rührt aus Salomo's eigener Feder und trägt die Spuren des Irrsinns, worin er später starb. Man lieset in

seinem Tagebuche unter anderen nachstehende Bemerkungen:

„Nachdem ich diese meine letzte Predigt gehalten und mich in gewaltiger Aufregung nach der Sakristei begab, wurde ich daselbst von Gustav erwartet, der mir entgegenrief: jetzt glaub' auch ich an den ewigen Juden, er ist hier; er stand an einen Pfeiler gelehnt, fast ungesehen von der Menge, und hat, wie es im Volksbuche heißt, wenn der Name des Heilandes genennet wurde, sich zum höchsten und demüthiglichsten geneigt, an seine Brust geschlagen und inniglich geseufzet. —

Er wollte ja heute kommen, sprach ich, nun so wird er sich bei mir sehen lassen.

An der Hausthüre stand er denn auch: wird Dein Weib meinen Anblick ertragen können, Salomo?

Warum nicht? Dein Ansehn ist ernst, doch nicht fürchterlich. Tritt ein und ruhe bei uns.

Ruhen? lächelte er. Ich seh' wohl, Du bist derselbe, der in Leipzig das kindische Gedicht vorlas. Ich ruhe nie, mein Sohn. Führe mich auf Dein Zimmer.

Dies that ich. Er schlug den grauen Mantel zurück, ließ Kopf- und Bart-Haare, die verhüllt gewesen, in langen Locken herausfallen, daß sie um Brust und Nacken flatterten. Ich sah Nichts als Knochen und Sehnen und eine braune Haut; doch

kraftvoll streckte sich die edle Gestalt. Sage mir, begann ich, bist du Ahasverus, der ewige Jude?

Er nickte bedeutsam.

So beschwör' ich Dich, im Namen Gottes, was willst Du von mir, daß Du mich verfolgest?

Ach sie fürchten sich Alle vor mir, Salomo; ist das nicht schrecklich? Seit so vielen hundert Jahren zieh' ich von Ort zu Ort, und wo ich versuchte, mich kenntlich zu machen, wichen sie schaudernd von mir. Das Leben bin ich nun gewohnt. Die Sehnsucht nach dem Tode war in den ersten fünfhundert Jahren überwunden. Aber, daß ich nicht sagen darf, wer ich bin; nicht klagen darf, was ich leide; daß ich verstellt umher rennen muß, das ist ein Jammer! O dürft ich nur meinen Busen ausschütten, . . . nur einmal, bis Er kommt . . . wenn ich's den Felsen künde, sie verstehen's nicht, die Blumen verblühen wieder, und die Vögel ziehen fort. Nur ein Herz für mein Herz!

Hier ist es, Jude, rief ich; rede mit mir, ich höre Dich.

Und er: ich lag vor meinem Hause, den Zug erwartend, der die Missethäter nach Golgatha geleiten wollte. Den falschen Judenkönig in den Tod gehen zu sehen, dieses Anblicks freute ich mich. Wie sie mir zu lange wegblieben, lief ich hinauf zum Pilatus

und mischte mich unter das Volk. Kreuzige, kreuzige ihn! scholl über meine Lippen zuerst; und dann: sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Wilder Taumel wüthete in uns Allen. Endlich war sein Tod entschieden. Ich eilte heim: sie bringen ihn! Laßt Eure Arbeit liegen, tretet hinaus, ihn kommen zu sehn, ihn zu verhöhnen! Weib, Kinder, Gesinde stellten sich hinaus; mein Kleinstes nahm ich auf den Arm. Er kam. Er war abgemattet. Vor meinem Hause wollt' er ausruhn. Ich schlug nach ihm und stieß ihn fort; das Kind raufte seinen Bart. Da erhob er das blasse Angesicht und sagte: ich will hier stehn und ruhn, Du aber sollst wandern, bis ich wiederkomme! Da setzte ich mein Kind nieder und folgte ihm; mir war, als müßte ich ihm folgen. Von Augenblick zu Augenblick wurde der Haß gegen ihn schwächer; als er gestorben war, ergriff mich unaussprechliche Wehmuth.

Ich brach in heiße Thränen aus, meine ganze Seele zerfloß in Sehnsucht. Sehnsucht nach dem Messias! Ich stürzte über Berg und Thal, bei Tage wie bei Nacht, ich ermüdete, wollte schlafen, die Sehnsucht jagte mich auf, . . . Hunger und Durst quälten mich — Speise und Trank gewährten keine Labung mehr, . . . es litt mich nirgend; ich mußte fort und weiter — weiter! Und so wandre ich bis

heute, suche den Herrn, kann ihn nicht finden; diene ihm, wo ich bin, flehe ihn an, vernehme ihn nirgend. Mein einziger Trost war es, verwandte Seelen, in Demuth und Glauben verwandt, aufzusuchen. Aber sie werden immer seltener. Nun Du, mein theurer Salomo, — ach, wenn Du wüßtest . . . gestehe mir, wann kam Dir zuerst der Gedanke an mich? Was trieb Dich an, die Verse niederzuschreiben, die mir gelten?

Ich berichtete ihm, wie ich mich an einem sommerheißen Sonntage nach dem Gottesdienst auf's Gras des Kirchhofes gelegt habe und entschlummert sei. Da wäre mir ein Mann im Traume erschienen, den ich für Ahasverus hielt, und so wäre das Gedicht später entstanden.

Den Traum gab ich Dir ein, Salomo, ich bewachte Deinen Schlummer; so wie auch in Dresden! . . Ein ander Mal mehr! Jetzt muß ich fort... Dein Weib sucht Dich. . . . Leb' wohl, mein Sohn!"

Dies sind die letzten lesbaren Zeilen in Rafael Salomo's Tagebuche. Bald nachher brach der Wahnsinn aus.

Die Aerzte, die ihn behandelt, waren der Meinung, er habe bei Gelegenheit seiner Verheirathung, wo es nöthig wurde, gewisse Urkunden über seine

Herkunft herbeizuschaffen, in Erfahrung gebracht, daß er, ein Waisenkind, von milden Pflegern aufgenommen, der Sohn jüdischer, umherziehender Eltern gewesen, die in Mangel und Elend untergingen. Diese Entdeckung, verbunden mit dem Grame über die Unzufriedenheit seiner Gemeinde wegen der gemischten Ehe, worin ihr Pastor lebte, habe vollendet, was natürliche Anlagen zur Geistesverwirrung in diesem excentrischen Menschen vorbereitet.

Er starb in der fixen Idee, daß er des ewigen Juden Ahasverus leiblicher Sohn sei.

Die Kröten-Mühle.

I.

In tiefer Bergschlucht, dicht an der Landesgrenze liegt ein Stein- und Schutthaufen, den die Bewohner kleiner Hütten im Gebirge „Ruine der Kröten-Mühle" nennen. Zerstört sind jene Dämme, welche einstmals den muntern Bach zu seiner Pflicht geleitet haben; leer und sumpfig, von struppigem Schilfrohre umwachsen, ist der Mühlteich ein Tummelplatz neckender Irrwische und ein Lustort hundertjähriger Kröten geworden, die in lauen Sommernächten aus dem zerbröckelnden Gestein der Ruinen kriechend, ihren alten Kellerstaub abschüttelnd, sich im Schlammboden verjüngen. Drohend, als könnte er bei jedem Donnerschlage, welcher durch die Berge nachdröhnt, herabstürzen und den blauen Sumpf bedecken, ragt ein schroffer Felsenvorsprung weit herüber. Wer den selten betretenen Fußpfad entlang an dieser Stelle vorbeiwandelt, sucht einen Umweg zu

machen, um der verrufenen Stätte so weit als mög-
lich auszuweichen; und kein Bergbewohner, wenn er
bei Mondenschein in die bedenkliche Gegend kommt,
wird es wagen, seinen Blick zu jener Grotte zu erhe-
ben, welche sich über der Ruine im Felsenvorsprung
zeigt, denn Jeder befürchtet, eine weiße Gestalt zu
schauen, die mit lockenden Geberden bisweilen am
Eingange der düsteren Grotte stehen soll. Alles nun,
was sich als Sage an die Kröten-Mühle und deren
Andenken knüpft, will ich Dir, lieber Leser, jetzt erzäh-
len. Ich weiß wohl, daß wir in einem Zeitalter leben,
wo der dunkle und thörichte Aberglaube, wie er noch
vor einem halben Jahrhundert aus Kinderstube und
Ammenmund ertönte, siegreich beseitigt ist; ich weiß,
daß wir sämmtlich höchst aufgeklärte, wissenschaftlich
gebildete Leute sind, die mit Dampfwagen fahren
und zu Gespenstergeschichten nur mitleidig lächeln;
ich weiß, daß wir wissen, wie Alles zusammenhängt,
was unsere Vorfahren in Erstaunen setzte, und weiß,
daß unsere Knaben, die Cigarre im Munde, die
Brille auf der Nase und die Kuffe mit bairischem
Bier vor sich auf dem Tische, über Nichts mehr erstau-
nen können, weil das Bier sie ermuthigt, die Brille
ihre Einsicht schärft und der Glimmstengel jedes Dun-
kel erleuchtet! Aber ich weiß auch, daß trotz aller
Technik, Mechanik und Physik, trotz aller Frühreife

und Altklugheit, die Träume jener Kinderstuben und Ammenmährchen oft noch ihr altes Anrecht auf das Menschenherz behaupten; weiß, daß des Wunderbaren Macht und Gewalt gelten wird, so lang' es unaufgelösete Räthsel um uns, über uns, unter uns giebt; und weiß endlich, daß die Weisesten ohne Scheu eingestehen, wie das höchste Ziel ihres Erkennens in dem offenen Bekenntniß liegt, über das Wichtigste Nichts zu wissen.

Und so möge denn auch mein Mährchen von der schönen Grethe seinen Platz finden. Es dreht sich um einen Aberglauben, der so alt ist, als die Geschichte; der unter verschiedenen Formen und mit wechselnden Gebräuchen immer und überall wiederkehrt, und der (wenn schon im Stillen!) vielleicht mehr gläubige Anhänger zählt, als glaublich scheint.

Margarethe, die Müllerin, war des alten Müllers Pflegekind gewesen und noch in des Greises spätesten Tagen sein junges Weib geworden. Dunkle, kränkende Gerüchte lasteten auf jenem ungleichen Bündniß; denn in den Bergen flüsterte man sich zu, Grethe sei des Müllers leibliche Tochter. Ein altes, häßliches Zigeunerweib — welches denn freilich zu seiner Zeit auch ein Mal jung und hübsch gewesen, wie Zigeunerinnen es oftmals sein sollen — habe dem Vater sein Kind vor die Mühle gelegt, und dieser habe in

einem Zeitraume von sechszehn Jahren vergessen gelernt, w e r des Kindes Mutter und was sie i h m gewesen! Aber das Gerücht blieb Gerücht. Niemand wußte nähere Auskunft darüber zu geben; Einer wollte es vom Andern gehört haben; jeder Beweis, jedes nähere Anzeichen fehlte. Zudem war der alte Müller reich, und so saß er unangefochten in seinem steinernen Hause, verschanzt wie in einer kleinen Burg und achtete des Geschwätzes nicht. Alles, was Gut und Geld dem irdischen Menschen gewähren können, das gewährten sie ihm, und er wußte es wohl zu schätzen. Er pflegte seines Leichnams so sorgfältig, daß er lange rüstig blieb und an des jungen Weibes Seite noch gar manchen Jüngeren beschämte. Auch hing die Hausfrau an dem alten Eheherrn, den sie einst Vater genannt; ja, sie nannte ihn schmeichelnd noch immer „Väterchen" und blieb ihm darum nicht minder treu in Gedanken und That. Beide galten für glücklich und wurden nicht weniger beneidet, als verlästert; was sich gewöhnlich vereint, bis denn die letzte Stunde dem Glück des Müllers ein Ende machte. Es mag ein schweres Ding sein um diese letzte Stunde, und Denen, die da Ursache haben, zu fürchten, daß sie bei dem Tausch, der ihnen bevorsteht, nur verlieren können, doppelt schwer. So ging es auch bei Grethens väterlichem Gatten. Er konnte

sich gar nicht losreißen vom Leben und von seines schönen Weibes thränenfeuchtem Antlitz; schon sterbend raffte sich der zähe, willensstarke Mann ein= um's andre Mal zusammen und sprach es geradezu aus, er möge noch nicht sterben! seine Zeit sei noch nicht kommen! der Tod solle sich zum Teufel scheeren! Ein paar Stunden lang ließ sich der Tod auch wirklich ins Bockshorn jagen und trat aus Rücksicht für den Muth des Sterbenden vom Kopfkissen zurück. Aber als der Alte, von Margarethens Lippen zur Ruhe geküßt, sich so weit vergaß, in einen erquickenden Schlummer zu sinken, da hatte er verspielt. Er wachte nicht mehr auf; Margarethe hielt eine kalte Leiche im Arm, und der Tod lachte sich ins Fäustchen.

Nun war Grethe eine junge, schöne, reiche Wittwe. Der Müller, ohne sonstige Verwandte, hatte ihr sein ganzes Besitzthum hinterlassen. In der Mühle ging Alles seinen alten Gang; die Mühlburschen versahen ihre Arbeit, wie sie's bisher gethan, weil der Alte, seitdem er verheirathet gewesen, sich nur um die Frau bekümmert; und diese ließ Alles gehen, zählte die blanken Goldstücke, die jetzt ihr eigen waren, und tröstete sich schnell. Freilich, nachdem sie erst getröstet war, fing ihr die Zeit entsetzlich lang zu werden an. Goldstücke mochte sie nicht immer zählen; als der Vorrath erst einige Male

durchgezählt war, fand sie keine Freude mehr daran. Ja, sie fühlte beim Anblick der blinkenden Münzen ein wachsendes Unbehagen und fragte sich wohl gar: was hilft mir all' der Reichthum, wenn ich mir keine Freude dadurch zu erkaufen weiß? Ein Tag verstrich wie der andere; Niemand wagte sie, die Herrin, zu schelten; Niemand wagte sie zu liebkosen. Und an Beides war sie, vom Verstorbenen her, so gewöhnt. Umgang mit Leuten aus dem Gebirge hatte sie, so lange sie verheirathet gewesen, nicht gepflogen; ihr Gatte hatte durch sein barsches, zurückstoßendes Wesen auch diejenigen fern zu halten gewußt, die um eines guten Trunkes und eines fetten Bissens willen der öffentlichen Meinung gern Trotz geboten und mit den Müllersleuten Verkehr gehabt hätten. Ihre Mägde waren plump, dumm und roh; mit denen wollte sie Nichts gemein haben. Die drei Mühlburschen hatten sich niemals erdreisten dürfen, ein Wort an sie zu richten; das hätte der Meister übel vermerkt. Sie thaten es auch jetzt nicht, und nur der Aelteste von ihnen, der eigentlich das Wort führte, redete mit ihr, was unumgänglich Noth that, von der Arbeit; nicht eine Silbe darüber. Er war ohnedies ein zurückhaltender, einsilbiger Mensch, ein Ausländer, Horrja mit Namen. Keines Menschen Freund, war er gegen die jüngeren Gesellen

streng und ernst und blieb es auch gegen seine Gebieterin. Dennoch hätte, wer sich darauf versteht, in eines finstern Mannes Auge zu lesen, nicht selten Seitenblicke wahrnehmen können, die der schweigende Horrja auf Frau Grethe warf, wenn er sich unbelauscht wähnte; Blicke, die Funken zu sprühen schienen und bei äußerer Kälte und Gleichgültigkeit wildes, inneres Feuer verriethen. Jakob und Ulrich waren ein paar hübsche, munkere Jungen; nur schüchtern und verzagt, wenn der Altgesell in ihrer Nähe sich befand; und still und schweigsam, wenn sie befürchten mußten, von ihm gehört zu werden. Nicht gar lange vor des Alten Ende aufgenommen, fühlten sie sich noch immer nicht recht heimisch in dem unfreundlichen Steingeklüft. Ja, sie wären schon längst auf- und davongegangen, hätte nicht der Frau Müllerin Anblick sie festgehalten. So 'was Schönes hatten die armen Jungen noch niemals gesehen; meinten auch durchaus nicht, daß es auf Erden etwas Schöneres geben könne! Und vielleicht hatten sie so Unrecht nicht. Beide blieben oftmals bei der Arbeit stehen, wie die Bildsäulen, wenn Margareth in ihrer leichten Haustracht an ihnen vorüberging, und standen dann, ihrer fünf Sinne unmächtig, so lange, bis Horrja's scheltende Stimme sie wieder ins Leben rief. Dabei waren sie gegenseitig die besten Freunde

und vertrauten, in kindlicher Offenheit, Einer dem Andern die bittersüßen Gefühle, denen sie zum Opfer wurden. Jakob war blond und weiß, wie ein Mädchen, mit blauen Augen; Ulrich trug braune Locken und hatte lebhafte, braune Augen, sonst sahen sie sich ähnlich wie Brüder, und man hielt sie wohl auch dafür. Beide gingen nach einem Schnitt gekleidet, waren von einer Größe und Gestalt, aßen aus einer Schüssel, schliefen in einem Bett und theilten ein Liebesleid. Daß ihrer Zwei waren, und daß diese Zwei nur Einer zu sein schienen, immer unzertrennlich, bei der Arbeit, beim Mahl und bei der Ruhe, das mag wohl die schöne Grethe verhindert haben, Einem von ihnen manchmal ein freundlich aufmunterndes Wort zu gönnen; wozu sonst die Einförmigkeit ihres abgetrennten Daseins und die quälende Leere ihres Herzens sie getrieben haben würde, obschon sie die Meisterin war und die armen Jungen ihre Diener. Ja, hätte Einer von Beiden Muth fassen mögen, ihr sein Herz zu gestehen, gleichviel welcher, sie wäre gewiß nicht unempfindlich geblieben. Aber eher hätten sie ja den Kopf zwischen die Mühlsteine gesteckt, gerade wenn der Bach am heftigsten trieb.

Nun war einmal in der Mühle Nichts zu thun; denn es war Sonntag und um die Mittagsstunde,

wo Gottes Sonne über den Fluren glüht und auch in die Bergschluchten wärmend dringt, und wo Mensch und Thier zu ruhen lieben. Die Mägde saßen reingewaschen und vollgegessen vor der Hausthür und legten die Hände in den Schooß.

Frau Margareth schlich, gelangweilt und verdrießlich, langsamen Schrittes der Laube zu, wo sie sich gähnend auf eine Rasenbank streckte, zu versuchen, ob es ihr gelingen möchte, den ewig-langen Tag um ein verschlafenes Stündchen zu täuschen. Da hört sie, eben wie sie zu schlummern beginnt, hinter sich Tritte und erkennt die Stimmen der jungen Freunde Ulrich und Jakob, die sich, von dichten Büschen umgeben und ohne der Frau Meisterin Nähe zu ahnen, neben einander auf's weiche Gras legen. Ihr leises Gespräch wird fast vom Summen der Bienen übertönt, welche zu ihrer süßen Arbeit singen, und die schöne Schläferin will schon jenem sanften Schlummerliede nachgeben, als plötzlich durch die Blätter ihr Name an ihr Ohr schlägt. Das macht sie munter, und nun horcht sie emsig auf. Da vernimmt sie denn, mit bangem Erstaunen, welche glühende Leidenschaft für sie und ihre Schönheit in zwei jugendlichen, unschuldigen Herzen lebt! Vernimmt mit noch größerem Erstaunen, daß zwei so entschiedene Nebenbuhler zugleich so innige, ver-

traute Freunde sein und sich Lieb' und Leid aufrichtig gestehen können. Ihr wird gar seltsam um's Gemüthe. So nahe bei sich weiß sie nun die Neigung, nach der sie, wie nach etwas Fernem, Unerreichbarem, sich in langen, unruhigen Nächten vergebens gesehnt hat? Und sie versucht in ihrer Einbildungskraft die Burschen, deren Flüstern sie fortwährend hört, mit einander zu vergleichen, ihr Aussehen sich vor's innere Auge zu rufen; gleichsam zu prüfen, welchem der Vorzug gebühre? Vergebens! Die jugendlichen Gestalten verschwimmen in einander; braune und blonde Locken verwirren sich, blaue und dunkle Augen strahlen von einem und demselben Feuer; und kein bestimmtes Bild vermag die sehnsüchtige Träumerin gesondert festzuhalten. Da richtet sie den im matten Thränenthau schwimmenden Blick, als ob sie von oben herab Klarheit suchte, durch die Blätter empor in's Blaue, und siehe: in den Aesten der alten Tanne, die ein Dach hoch über ihrer Laube bilden, sieht Margareth den finstern Horrja sitzen, und wie ihre Augen den seinen begegnen, wird es ihr deutlich, daß er jenen gefährlichen Sitz mühsam erstieg, um sie, die Schlummernde, gierig zu belauschen. Hatten die Bekenntnisse der harmlosen Jungen wehmüthige Theilnahme bei ihr erweckt, so erfüllt Horrja's wilde Keckheit sie mit Furcht und Wider-

willen. Zornig springt sie auf und verläßt die Laube.

Von diesem Tage an ward ihr Zustand um so peinlicher, je unliebenswürdiger Horrja mit seinem listig-tückischen Lächeln ihr erschien, und je weniger sie im Stande war, Ulrich und Jakob in ihrem Herzen von einander zu trennen. Sie hätte so gern, wär' es auch nur ein Spiel des Augenblicks geworden, mit Einem von Beiden angebunden; aber immer, wenn sie im Begriff stand, sich für Diesen zu erklären, trat Jener dazwischen — und so umgekehrt. Sie wähnte Beide zu lieben und liebte darum Keinen. Im Hause, im Garten fand sie nicht Ruhe mehr. Da nahm sie manchmal ihres seeligen Herrn Rohrstab in die Hand, setzte einen großen Strohhut auf, machte den greisen Sultan, den ältesten der Mühlenhof-Hunde von der Kette los und stieg, von diesem begleitet, in den Bergen umher. Sultan war zu seiner Zeit ein wildes, böses Thier gewesen. So lang' er Zähne hatte, durfte kein Mensch ihm nahe kommen, außer der kleinen Grethe. Jetzt war er alt, schwach und gebrechlich; des Lebens satt, lag er in seinem Hause; nur wenn die Frau rief, erhob er sich, und mit ihr gehen zu dürfen fand er seine Kräfte wieder. Auf einer dieser Wanderungen, wo sie nur selten einem menschlichen Wesen begegneten, denn

die schöne Wittwe suchte stets abgelegene Stellen, blieb Sultan plötzlich vor einem Strauche stehen und wandte seiner Gebieterin einen bittenden Blick zu, in welchem zugleich etwas Warnendes lag. Grethe begriff nicht, was dem sonst so muthigen Thiere begegnet sei, und rief ihn vergebens an, in den Strauch vorzudringen. Je lebhafter sie rief, desto ängstlicher zog sich Sultan zurück. Als aber eine kreischende Stimme aus der Hecke heraus seinen Namen rief, kehrt' er auf der Stelle um und rannte, so rasch als seine alten Beine ihn tragen mochten, mit eingeklemmtem Schwanze und bangem Geheul auf und davon. Während Grethe vergebens hinter ihm her schrie, theilten sich die Dornengesträuche, und ein scheußlich anzusehendes altes Weib kroch hervor. Herrlich, meine Tochter, sprach die Alte, daß Du zu mir kommst; Du ersparst mir einen unnützen Gang; ich war auf dem Wege zu Deiner Mühle. Wittwe bist Du? Das ist gut! Du bist schön! Bist Du auch glücklich? — Wer seid Ihr? stöhnte Grethe, kaum hörbar, daß Ihr mich Tochter nennt? — Wer ich bin? Je nun, ein altes Weib. Daß ich Dich Du nannte? Ei, sagen nicht alte Leute oftmals zu jungen: mein Sohn!? Meine Tochter!? Das ist so eine leere Redensart. Manchmal bedeutet sie was — aber das geht Dich Nichts an! Hab' keinen

Kummer; fürchte Dich nicht vor mir. Ich begehre Nichts von Dir! Du bist reich, ich weiß wohl. Aber ich bin reicher als Du, denn ich brauche Nichts. Brauche Nichts von Dir. Vielleicht brauchst Du ein Mal mich und meine Hülfe! Deshalb wollt' ich zu Dir kommen, schon seitdem Du Wittwe bist. Nur nah' ich ungern der großen Mühle. Heisa, der Alte ist todt! Und wie steht es, Töchterchen, um einen Jungen? Wenn Du mein bedarfst, so ruf' mich. Hier oben findest Du mich, immer von Sonnabend zu Sonntag, um zwölf Uhr in der Nacht! Hörst Du, Grethchen, Fleisch von meinem Fleisch! Wenn Du mich brauchst, — denn ich vermag den Liebestrank zu bereiten! — wenn Du mich einmal brauchst, Du weißt nun, wo Du mich findest! Rufe nur dreimal: Sibylle! Und Mutter Sibylle wird da sein! Mit diesen Worten verkroch sich die Alte wieder im Gebüsch, wo sie Grethe's Blicken bald entschwand. Unterdessen war es fast dunkel geworden. Von streitenden Empfindungen gepeinigt, trat die Wittwe den Rückweg an. Dunkle Träume ihrer frühesten Kindheit, vereinigt mit den Erzählungen und Anspielungen jener Mägde, die vor länger als zehn Jahren in der Mühle gedient, beunruhigten sie und schienen dieser unerwarteten Begegnung eine niederschlagende Deutung geben zu wollen. Als sie den

Hofraum betrat, kam Sultan, der sie so feig und treulos verlassen, ihr wieder in's Gedächtniß. Sie ging vor seine Hütte und nannte ihn bei Namen. Ein dumpfes Gewinsel tönte heraus. Und als sie noch einmal „Sultan" rief, schleppte sich der sterbende Hund mühsam bis zu ihren Füßen, that einen tiefen Athemzug, als wollt' er heulen, — und war todt. Mußte sie doch weinen um ihn, und Jakob und Ulrich, als sie die Frau Meisterin weinen sahen, weinten redlich mit; gruben auch dem Dahingeschiedenen ein Grab im Garten, schön und tief, wie sich's nur ein vornehmer Herr wünschen könnte, wo sie der Bestie ordentlich anständig die letzte Ehre erwiesen; Alles der Frau Meisterin zur Lieb' und Ehre. Mit dieser jedoch stand es jetzt heftig schlimm und alltäglich schlimmer. Die Sibylle wich ihr nicht mehr aus dem Kopfe, so wenig als die Liebessehnsucht aus dem Herzen weichen wollte, und das junge, blühende Weib fing an zu kränkeln vor lauter Fülle der Gesundheit. Seitdem Sultan todt und begraben war, wagte sie auch nicht mehr in die Berge zu klettern, um so weniger, weil sie der alten Sibylle wider Willen zu begegnen fürchtete. Sollte jene Mißgestalt, sagte sie, während sie sich und ihre unbezweifelten Reize betrachtete, oftmals zu sich selbst, wirklich meine Mutter sein können? Sollten die

Mägde mit ihren heimlichen Neckereien Recht gehabt haben? Sollte gar mein verstorbener Eheherr ...., hier überkam sie ein inneres Entsetzen und tödtete für ein Weilchen jede Lebenslust und Liebeshoffnung, bis sie dann mit leichtem Sinn und warmem Blute die drohenden Warnungen wieder in den Wind schlug und in Sibyllens Anrede Nichts weiter mehr finden mochte, als den Unsinn einer halb Wahnwitzigen. Im Uebrigen geschah nichts Neues. Der Sommer grünte und blühte ruhig fort, ein Tag folgte dem andern, die Mühlräder drehten sich, die Forellen blitzten im Bergwasser hin und her, die Amseln und Drosseln schwatzten in den Erlenbüschen, die Mägde fraßen, wuschen und schliefen, Horrja schielte mit gierigen Blicken lauernd nach Margarethen, Ulrich und Jakob klagten sich ihrer Herzen Wund und Weh', — und die Müllerin konnte nicht in's Klare mit sich kommen, welchen von Beiden sie hübscher fände? Schon fingen die großen Haselnüsse zu reifen an, und sie wußte immer noch nicht, woran sie mit ihrer Liebe war? Und weil sie vor Bergen und Felsen jetzt dunkle Scheu hegte, zog sie vor, im Thale hin zu schlendern, wo Gottes Natur sanfter waltete, und wo sie wohl auch den Leuten begegnete, die nach der Mühle mit Körnern, oder sonst ihres Weges wandelten; vor denen sie aber doch — als

wäre sie sich bittrer Schuld bewußt — erröthend die Augen niederschlug. Am liebsten waren ihr die frühen Morgenstunden, die voll erfrischendem Athem ihre heiße Brust kühlten, wenn sie, dem einsamen Lager entflohen, unbemerkt aus der Mühle schlüpfen und mit ihren kleinen, sauberen Füßen den Thau vom Grase streifen konnte. Stieg dann der Tag höher, und senkte er sich wärmer in's Thal, da suchte sie ein stilles, umwachsenes Schattenplätzchen, wo sie sich recht unbemerkt ausweinen mochte. In solcher Einsamkeit fand sie Trost, der ihr nur getrübt wurde, sobald ein schelmischer Vogel durch's Gebüsch rauschte und dann die Furcht, Sibyllens Antlitz werde jetzt gleich aus den Blättern hervorgrinsen, ihren Gedanken eine traurige Richtung gab. Wie aber geschah der Aermsten, als nun wirklich einmal die Zweige sich theilten und wirklich ein menschliches Angesicht ihr entgegen schaute! Doch Sibyllens war es nicht. Denn trug diese garstige Hexe auch schon den Anflug eines dunklen Bartes unter ihrer krummen Nase, so schien der Bart, den Margarethe jetzt erblickte, von ganz anderer Gattung, wie er sich so glänzend und zierlich gehalten über dem schönsten Munde wölbte, aus dem zwei Reihen perlengleicher Zähne, freundlich herauslachten. Und bald folgte diesem Barte, diesem Munde, diesem edlen Kopfe

der ganze Mensch in Gestalt des herrlichsten Jünglings, den sich ein junges Weib nur denken, wie sie ihn nur in ihren kühnsten Träumen sich selbst erschaffen könnte. Der stand vor ihr und sah sichtlich überrascht auf das Müllerweib im grünen Grase. Sie wollte eiligst aufstehen, aber vermocht es nicht, und als sie sich nur halb erhoben, blieb sie, auf ihren Arm gestützt, regungslos, den Fremden anstarrend, wie wenn er ein Wesen höherer Gattung wäre, vor dem Sterbliche in Ehrfurcht verstummen müssen.

„Solche Geschöpfe wandeln auf dieser Erde umher? Solche Männer giebt es?“ Das waren die Gedanken, die in ihr aufdämmerten; in ihr, welche außer dem verstorbenen Gatten und seinen Gesellen nur unsaubere Landsleute gesehen und in Ulrich und Jakob bisher den Inbegriff männlicher Schönheit vermuthet hatte. Seinerseits dachte wieder der Fremde: „Solche Blumen blühen in diesem vergessenen Thale? Solche Weiber leben unter Zigeunern?“ Denn für eine Tochter dieses ausgestoßenen Stammes war er geneigt seine unerwartete Begegnung zu halten, und er warf die Blicke rechts und links, jene Gefährten suchend, welche die Bande bilden möchten. Doch war ihre Kleidung so bürgersam-ländlich, einfach und rein,

ihr Wesen so bescheiden-schüchtern, ihre verschämte Angst so ausdrucksvoll und wahr, daß er mit artigen Fragen nach ihrer Heimath und Herkunft forschte. Da kam denn bald ein zierlich Gespräch in Gang, und ehe sich's Grethe versah, saß der schöne Herr plaudernd neben ihr auf dem Rasen. Sie mußte ihm ihr ganzes Leben erzählen, und sie that es mit einer Offenheit, die den Hörer entzückte, wobei sie freilich, mit angeborner Schlauheit, jede Aeußerung zu umgehen wußte, die an die Geheimnisse ihrer Herkunft und Ehe, oder gar an ihre Furcht vor der alten Sibylle erinnert haben würde.

Horrja jedoch, sammt seiner verbissenen und fast tückischen Leidenschaft, so auch Jakob und Ulrich mit ihrer verschwiegenen und doch vielberedten Liebe, nebst allem Zubehör eigner Seelenkämpfe wurden treulich beschrieben. Wer hätte einer so reizenden Sprecherin widerstehen können, wär er auch zehnmal Bräutigam der schönsten und vornehmsten Braut gewesen? Wer hätte nicht, unmerklich näher rückend, Schulter an Schulter gedrängt und von der bezaubernden Erzählung, wie von einem idyllischen Gedicht hingerissen, endlich die weiße, weiche Hand der Erzählerin sanft ergriffen, um in bebendem Drucke und zitterndem Gegendruck den Gang der kleinen Mühlengeschichte theilnehmend zu beglei-

ten? Als nun Margareth mit der Schilderung ihrer Zustände bis auf den heutigen Tag, bis auf die jetzige Stunde gelangt war, da hielt sie forschend inne, als wolle sie dem holden Nachbar sagen: nun bin ich fertig, und was weiter mit mir werden soll, das hängt von Dir ab. — Ich kann Dir meine Geschichte nur erzählen, so weit sie reicht; von heute an magst Du sie selbst machen. Der Fremde schien ihre Gedanken zu errathen, denn er sah bald verwirrt, bald verlegen in's Gras vor sich hin und suchte lange nach Worten, um den Faden des abgerissenen Gesprächs schicklich aufzunehmen. Weil es aber damit nicht sogleich gerathen wollte, so begnügte sich der sich're Weiberkenner für's Erste mit fortgesetzten Händedrücken zu reden, worauf Margarethe, obschon diese Sprache ihr neu war, voll bewunderungswürdiger Gelehrigkeit einging. Denn die Weiber lernen rasch, sobald sie wollen. Wenn ich aber sagen soll, was ich für das unbescheidenste Wesen auf Gottes Erdboden halten mag, so sag ich: eines Mannes Hand, die eine schöne Hand gedrückt und ihres Druckes Erwiederung gefühlt hat. Es ist, als ob der böse Geist in solchen fünf Fingern wohnte; sie können nicht Ruhe halten. Und so machte Grethens Fremdling seine Hand, die so warm und wohnlich in ihrer Hand lag (einen Die-

besfinger um den andern) los, bis er sie alle fünf frei hatte, und dann folgte der Arm, und nachdem er mit diesem erhobenen Arm seiner Nachbarin Nakken umschlungen und sie zärtlich herangezogen hatte, daß ihr Lockenhaupt recht fest an seinem Herzen lag, fragte der Bösewicht, anstatt, schuldigen Dankes voll, jetzt seine Lebensgeschichte zum Besten zu geben, mit lispelnder Lippe: Wie heißest Du denn? Margarethe spürte keine Abneigung, ihren ehrlichen Namen zu nennen; sie nannte ihn dreist heraus. Weil sie nun aber auch gern des Fremden Namen gewußt, und weil sie doch mit sich nicht einig war, ob es sich zieme, sein Du zu erwiedern, so stockte sie lange, ohne zu fragen. Da fühlte sie — und ein ahnendes Zittern flog durch ihre Glieder — die bärtige Lippe auf ihrer Stirn, auf ihrem Augenlied, auf ihrer Wange. „Und Du?“ fragte sie zitternd. „Stanislas,“ war die Antwort, doch Antwort und Kuß berührten zu gleicher Zeit ihren Mund, und die letzte Silbe des schönen Namens ging im Kusse verloren.

Das war ein langer Kuß. In ihm flammte der armen Grethe Leben auf. Sie wähnte sich am Ziele. Thörin! wer hieß Dich im Uebermaß Deines Glückes diesen heiligen Kuß, die erste und letzte

Seligkeit, stören, um jene eitlen Worte: Stanislas, ewig mein! dem Geliebten in's Ohr zu hauchen!?

Das Wort ist ausgesprochen, — der Schatz versinkt. — Wie von einer Schlange gebissen, fuhr Stanislas zurück, machte sich los aus Grethens Armen, sprang auf beiden Füßen empor und schaute wild um sich her, mit rollenden Augen und drohender Geberde. Margareth blieb am Boden sitzen und stierte zu ihm hinauf, mit einer Miene, als erwarte sie sehnsüchtig den Tod von seiner Hand.

„Weib," hub Stanislas, nachdem er sich ein wenig beruhigt, mit ernstem, aber nicht unfreundlichem Tone an, „ich bin Fürst Stanislas * * *. Meine Herrschaften liegen jenseit der Berge. Ich reise nach Falkenschloß. Auf der Landstraße ziehen meine Wagen und Diener. Des staubigen Weges satt, wollt' ich zu Fuß und allein durch diese Thalschlucht wandern, an deren Ausgang die Meinen mich erwarten. Wärest Du vor einem Jahre mir begegnet, wohl hättest Du mein werden müssen, und ich wäre Dein gewesen — wenn auch nicht auf ewig, wie Du meintest. Jetzt ziemt mir nicht mehr, was dem freien Jüngling gestattet war. Wir trennen uns, seh'n uns nimmer wieder! Die junge

Gräfin im Falkenschloß ist meine Braut, und bevor die Sonne zum dritten Male über Deinen Bergen aufgeht, bin ich ihr Gemahl. Leb' wohl, Margareth!" —

Sie saß allein und weinte vor sich hin. Ein Fürst! Ein Fürst! wiederholte sie mehrmals, und kopfschüttelnd fügte sie hinzu: die junge Gräfin vom Falkenschloß seine Braut! Dann senkte sie traurig ihr Haupt und sah zum Boden, wo ihre Thränen in's Gras tropften. Glänzten sie doch wie Thau an den Halmen, die warmen Thränen, und blitzten und flimmerten lustig im Abend-Sonnenlicht; so lustig, als ob sie Freudenthränen wären. Aber was blitzt, was glänzt dort unten aus dem Rasen herauf? Das ist keine Thräne! das flimmert wie Gold? Das ist ein Ring! den hat der junge Fürst von seinem Finger gestreift, als er meine Hand in der seinen hielt! Inwendig eine Inschrift: Sophia — das ist sein Verlobungsring! Mag sie ihm einen andern geben. Diesen Ring hat er getragen; dieser Ring ist mein!

Und mit ihrem köstlichen Funde schlich die unglückliche Grethe langsam der Mühle zu.

II.

In dem alten, neu ausgeputzten Falkenschlosse war große Bewegung und Unruhe. Diener rannten mit Kerzen durch Gang und Flur. Graf und Gräfin gingen unruhigen Schrittes auf und ab, und Sophia, Beider einziges Kind, schaute sinnend und nachdenkend auf den Schloßhof, wo die Leute ihres Bräutigams beim hellen Schein großer Stocklaternen und Fackeln sich und ihren Pferden Unterkunft suchten. Stanislas war noch nicht eingetroffen. Vergebens hatten, seinem Befehle gemäß, die Seinigen ihn am Ausgange des engen Thalgrundes erwartet, wo er bei nur mäßigem Gange längst vor ihnen, die dem großen Umweg der Heerstraße folgen müssen, hätte eintreffen können. Sie waren, nachdem sie stundenlang seiner geharrt, einstimmig der Meinung geworden, ihr Gebieter habe, von Bräutigams-Ungeduld fürbaß getrieben, seines säumigen Gefolges nicht weiter geachtet, und sie würden ihn bereits im Falkenschloß treffen. So trafen sie denn glücklich ohne den Fürsten ein und erregten im Schlosse um desto größere Besorgnisse, als von allen Seiten drohende Wetter aufstiegen, die eine üble Nacht und anschwellende Bergströme befürchten ließen. Merkwürdig hätte einem unbefangenen

Beobachter der Gegensatz scheinen müssen, den die Bewegung und sichtbare Aengstlichkeit der Eltern im Vergleich zu Sophia's Ruhe bildete. Während Vater wie Mutter von einer Minute zur andern die Hände rangen oder ihrer Angst durch laute Seufzer und durch den Ausruf: heilige Mutter Gottes, was ist aus ihm geworden! Luft machten, blieb die Tochter regungslos am Fenster stehen und schaute noch immer hinab in den Hofraum, als Wagen, Pferde und Diener schon untergebracht und ein Theil der Schloßbewohner, der nächsten Umgebung besser kundig, als des Fürsten Leute, mit Windlichtern hinausgesendet war, den Verirrten zu suchen. Es war nicht Besorgniß um den Bräutigam, nicht Sehnsucht nach ihm, nicht der Ausdruck liebender Erwartung, was aus Sophia's Zügen sprach. Vielmehr hätte man stillschweigende Hingebung, willenlose Demuth, vereint mit jungfräulichem Stolz, mit kalter Unempfindlichkeit darin lesen können.

Liebte sie den Fürsten nicht? Ward sie vielleicht gar zu diesem Bunde gezwungen? O nein! Betrachtet nur die sanften greisen Eltern, denen all' ihre blühenden Kinder frühzeitig hinstarben, und die nur auf diesen Spätling ihrer frommen Ehe jenen Ueberfluß von Liebe häufen, welcher für eine große

Kinderschaar ausgereicht haben würde. Nein, von Zwang konnte da nicht die Rede sein. Sophia behielt vollkommen freie Wahl. Sie hat den Fürsten vergangenen Winter in der großen Stadt kennen gelernt; sie hat sich ihm vom ersten Ersehen günstig und wohlgeneigt erwiesen; sie hat seine Werbung huldreich aufgenommen, und sie hat auf die Fragen der Eltern mit festem Ton erwiedert: Ich kenne keinen Würdigeren! Und so ist es auch. Sie sieht in ihm den Hochgebornen, ihrem Range, ihrem Besitzthum entsprechenden Gemahl. Gewiegt und auferzogen in der Ansicht, daß es ihre Pflicht und Ehre sei, den Beruf des Weibes als Gattin und Hausfrau vorwurfsfrei und sonder Makel zu üben, betrachtet sie Stanislas als einen willkommenen Lebensgefährten. Aber sie fühlt Nichts für ihn als Hochachtung, und wenn sie auch Augen hat, zu sehen, er sei der schönste Mann, seine Haltung die vornehmste, seine Sitten die edelsten, so ist doch in ihrer Brust noch kein Wunsch aufgegangen, der zur Liebe führen könnte. Eine zu tiefe Kluft liegt zwischen ihrer reinen, durch kein Stäubchen eines weltlichen Traumes berührten Jugend — und zwischen jenen Bildern der Phantasie, welche ihr fremd blieben, welche ihr bei dieser Erziehung, dieser Umgebung, dieser mütterlichen Führung fremd bleiben

mußten. Sie denkt der Ehe, wie einer nothwendigen Form, einer herkömmlichen Uebereinkunft, gemeinsam ihr großes Haus zu führen, und erwartet im Gemahl eben nur den ritterlichen Begleiter, den hohen Beschützer, den weisen Verwalter ausgebreiteten Besitzthums. Dabei von fester Gesundheit und unerschütterlichen Nerven, hält sie den Irrweg eines jungen Spaziergängers für unverfänglich und zweifelt nicht im Geringsten, daß er wohlbehalten, wenn auch ein wenig durchnäßt, über kurz oder lang eintreffen werde. Scheint sie gleichwohl in tiefes Sinnen versenkt, so richtet sich dasselbe auf andere Gegenstände, als auf die Gefahren des Fürsten bei nächtlichen Ungewittern. Die Anstalten, welche seitens der häuslich-waltenden Mutter zum nahe bevorstehenden Hochzeitsfeste getroffen werden, haben Sophien stutzig gemacht. Fern von dem Flügel des Schlosses, der die zahlreich geladenen Gäste aufnehmen und in seinen reich ausgestatteten Gemächern beherbergen wird, hat sie im abgelegenen Säulengange mehrere neu eingerichtete Zimmer entdeckt, die bisher unbeachtet und verschlossen geblieben waren, zu denen ihr Fuß sie niemals getragen. Dort haben geschickte Arbeiter aus der Stadt mit regem Fleiße geschmückt und geschaffen. In reichen Falten hängen schwer-seidene Stoffe um die hohen

gothisch-gewölbten Fensterbogen, welche mit bunten, kostbaren Glasmalereien ausgefüllt sind; wunderbar liebliche Tapeten bedecken ringsumher die alten steinernen Wände; mit rothem Sammt üppig ausgepolstert, laden tiefe, vergoldete Lehnstühle zur Ruhe ein; kleine Tische, mit tausendfältigen Spielereien beladen, schmücken Winkel, Nischen und Ecken; und im geheimnißvollsten, dunkelsten, kühlsten dieser hohen Zimmer, in dessen einziges Fenster dickstämmiger Ephen mit jungen saftgrünen Blättern äugelt, steht ein großes, breites, gar nicht zu beschreibendes Himmelbett, welches der erstaunt und besorgt Fragenden von einer bejahrten, niemals lächelnden Kammerfrau der alten Gräfin, voll andächtiger Würde als „ihr hochfürstliches Brautbett" bezeichnet worden ist. Sie hat nicht gewagt, weiter zu fragen und mehr zu erforschen. Sie kann nur grübeln, zweifeln, fürchten — sie begreift nicht, was dies bedeutet, weiß nicht, was ihrer wartet. Und noch hat Liebe jene Brücke nicht für sie gebaut, auf welcher sie in ihren kindischen Gedanken vom stillen, unbelauschten, jungfräulichen Lager zu diesem neuen Wohnplatz dunkler Zukunft wandeln möchte. Deshalb geht sie schon den ganzen Tag über nachdenklich sinnend umher; — deshalb machten die Besorgnisse der Eltern auf sie so geringen Eindruck.

Von drei Seiten zugleich leuchteten die Blitze. Tiefe Nacht wurde durch sie zum hellen Tage. In die Seufzer und Klagen der Eltern mischten sich dringende Stoßgebete, an den Einen gerichtet, der den Zug der Wolken leitet und dem Sturm gebietet. Sophia blieb unerschüttert; kein Zucken ihrer Wimpern folgte dem heftigsten Blitz, kein Beben ihrer Glieder dem krachenden Donner. — „Da ist der Fürst!“ — rief sie plötzlich nicht ohne Lebhaftigkeit aus. Sie sah ihn beim Licht des himmlischen Feuers, unbegleitet und hastigen Laufes durch eine kleine Seitenpforte in den Schloßhof dringen. „Er ist den Fußpfad herauf über die Felsenseite geklettert,“ — sprach sie, zu den Eltern gewendet, — „aber naß wird er sein! Man muß ihm seine Leute mit trockenen Kleidern entgegenschicken!“ — „Ueber die Felsenseite, den steilen Fußpfad herauf?“ jammerte der Graf.

„Er liebt die Umwege nicht,“ sprach Sophia und schellte den Dienern.

Am fröhlich-lodernden Kaminfeuer saßen nach Verlauf einer Stunde Vater und Mutter, Bräutigam und Braut. Mit verklärten Blicken sahen die Eltern auf ihr junges, schönes Paar. Zum ersten Male, seitdem sie verlobet, wagte heute, der anders-

wo so kühne Stanislas, schüchtern und verzagt, wie ein Schulknabe, die Hand der hohen Sophia zu fassen. Sie ließ ihm die Hand, als ob sie es aus Gehorsam gegen den künftigen Gemahl, aus Achtung für die anwesenden Eltern thäte. Aber nicht eine Regung dieser Hand verrieth, daß sie einem lebenden Wesen angehöre; kein noch so leises Zeichen gab dem bescheidenen Frager bejahende Antwort. Unwillkürlich mußte er nun der Müllerin gedenken. Aermste Grethe, der Vergleich, wie ihn der durchlauchtigste Jüngling jetzt eben zwischen Dir und Deiner Nebenbuhlerin angestellt — zu Deinen Gunsten fällt er nicht aus. Wie eines trüben Rausches mußte Stanislas auf die Stunden im Mühlthale zurückblicken. Zur hellsten Klarheit erwacht, nahm er Sophia's himmlische Schönheit, ihre unentweihte Reinheit mit anbetender Begeisterung wahr, und als wollt' er Verzeihung flehen für die flüchtige, bald besiegte Untreu' an Margarethe's Seite, führte er die zierlich-gegliederte, fast durchsichtige Hand seiner Braut lebhaft an den Mund. Das Erste, was seine Lippen berührten, war der Verlobungsring, den er ihr vor drei Monaten im glänzenden Kreise einer vornehmen Gesellschaft feierlich überreichen dürfen. Ohne zu wissen warum, bewegt er seine Linke, nach dem goldenen Pfande zu fühlen, welches

der Graf ihm, dem künftigen Sohne, in der einzigen Tochter Namen damals an den Finger gesteckt; — der Ring war fort!

Wer ihn trägt, mein lieber Leser, das wissen wir Beide. Der Fürst wußt' es freilich nicht, aber ahnen mocht' er's, denn finstere Runzeln furchten sich in seine prächtige Stirn, und sein ganzes Wesen bekam einen Anflug von Düsterheit. Die Unterhaltung stockte. Stanislas zog seine Rechte von Sophia's kalter Hand zurück und hätte am liebsten seiner Linken den treulosen Finger ausgerissen, der einen so kostbaren, glückverheißenden Reifen nicht besser festzuhalten gewußt.

Da nun die Wetter ausgetobt haben und der helle Mond am blauen Himmel lacht, so dürfen wir uns, hub der alte Graf an, denk' ich, unbesorgt zur Ruhe begeben; unser Fürst scheint ihrer auch bedürftig.

Sie brachen auf und gingen „Ein Jedes in sein Kämmerlein;" wohin wir ihnen nicht folgen dürfen, weil daselbst Jeder und Jede ihren eigensten Gedanken nachhängen. Und so weit hat es noch kein Erzähler gebracht, daß er diese genau erriethe. Gewöhnlich sind es des Erzählers Gedanken, die er in solchen Fällen zu Markte bringt.

III.

Frau Margareth saß denn auch in ihrem Stübchen und küßte den gefundenen Ring. Wenn sie sich satt geküßt hatte, warf sie ihn auf den Boden, indem sie ausrief: „er kommt von ihr!“ Dann aber rief sie wieder: „Stanislas hat ihn aber getragen!“ Dann warf sie sich zur Erde und kroch in alle Winkel und scharrte in allen Ritzen, bis sie den Ring wieder am Finger hatte, den der Fürst an dem seinigen getragen, und die Küsserei fing wieder an. Dies Spiel beschäftigte unsere junge Wittwe so lebhaft, daß sie der Wetter, welche sich dick über dem Thale gethürmet, kaum achtete. Mocht' es blitzen, stürmen und krachen — sie küßte ihren Ring. Gerade als einer der heftigsten Donnerschläge das Haus bis in seine Kellergründe durchdröhnte, und alle Thüren und Fenster in ihren Fugen knackten und klirrten, öffnete sich Margarethens Stubenthür und Horrja, der garstige Horrja trat ein. Ehe Margarethe noch die herrische Frage, wer ihm erlaube, in ihr Schlafgemach zu treten? vollendet hatte, stand er schon mit seinem Antrage vor ihr. Frau, begann er mit fester Stimme, wenn die Sonne scheint und die Grillen zirpen, ist mir nicht wohl in meiner Haut; dann hab' ich keine Courage und bin maulfaul. Aber bei einem Wetter,

wie es gerade heut' in den Bergen steckt, fühl' ich mich aufgelegt zu Allem! Da wird einem tüchtigen Kerl beherzt zu Muthe, und er möchte die Welt stürmen! Da hab' ich mir denn dieses Stündlein ersehen, Euch zur Frau zu begehren, — laßt mich ausreden, Margarethe! — Ihr mögt mich nicht. Aber, das thut Nichts. Einmal mein Weib, werdet Ihr an mir hangen wie eine Klette. Ich weiß, was ich sage. Noch niemals hat Eine von mir gelassen. Ich war es, der ihnen den Rücken drehte, wenn ich ihrer satt war. Das werd ich Euch nicht thun; weder Euch, noch der Mühle. Seid mein Weib! Ich weiß, was ich verspreche. Ich weiß auch, was Euch fehlt. Und bildet Euch nicht ein, Einer von den dummen Jungen könnt' Euch genügen. Zehn solche Knäbchen zusammen, wie unsere Burschen, geben noch keinen Horrja. Ich bin der Mann für Euch, glaubt mir's und nehmt mich!!

Wie ein heftiger Donnerstoß seinen Eintritt in der Müllerin Zimmer vorbereitet, so bezeichnete ein ähnlicher jetzt den Schluß der frechen Anrede.

Unverschämter Mensch, sagte Grethe, wie mögt Ihr Euch erdreisten, so mit mir zu sprechen? Hab' ich Euch jemals nur durch ein freundliches Wort zu solchen Anträgen berechtigt? Möcht' ich doch eher zu meinem verstorbenen Manne in den

Sarg steigen, als Euch zu meinem Herrn machen! Nie, niemals! Und morgen am Tage verlaßt Ihr die Mühle.

Steht es so? erwiederte Horrja. Hm, ich dachte nicht, daß Eure Wittwenschaft Euch so bequem wäre; meinte, Ihr brenntet vor Ungeduld, sie abzustreifen, wie ein schweres Tuchkleid in den Hundstagen. Sagt mir ein Mal die reine Wahrheit: wollt Ihr gar keinen Mann mehr nehmen?

Bin ich Euch Rechenschaft schuldig? rief hocherröthend die Gepeinigte.

Und den Purpur auf ihren Wangen wahrnehmend, lachte Horrja spöttisch auf: Also denkt Ihr wirklich an einen von den zwei Gelbschnäbeln? Nun, gut bekomm's. Aber nehmt ihn wohl in Acht, bis er Euch ins Brautbett folgt, sonst könntet Ihr ihn eines Tages mit zerschlagenen Gliedern vor Eurer Thüre als Krüppel finden. Versteht Ihr mich? Aufgeblasenes Weibsbild! Ist doch bekannt, wer Eure Mutter gewesen, wenngleich über den Vater die Leute verschiedener Meinung sind. Sei's drum, morgen verläßt Horrja die Mühle. —

Grethe blieb allein, den wilden Kämpfen in ihrer Brust preisgegeben. Abneigung gegen den zudringlichen Werber, unbezwingliche Sehnsucht nach Stanislas stritten in ihr mit der quälenden Angst, durch

Horrja's letzte Worte hervorgerufen. Gespenstig stand die alte Sibylle vor ihrer Einbildungskraft, und wie eine unabweisliche Zauberformel schlugen die nur halbverständlichen Worte, die sie ihr aus dem Dornengebüsch entgegengekreischt, wieder an ihr Ohr. Sie fühlte sich gedrungen, Silbe bei Silbe willenlos ins Gedächtniß zurückzurufen. Da kam sie auch an die Worte: „denn ich weiß den Liebestrank zu bereiten!" und kaum hatte sie diese in ihrer tiefsten Bedeutung durchdacht, als ein Fieberfrost wildester Begier mit unbesieglicher Gewalt sie durchschüttelte, das Herz in ihrem Busen krampfhaft zusammenpressend. Dem Wahnsinn nahe warf sie sich auf's Bett, raufte ihre Haare, drückte vor Kälte klappernd ihren Kopf in die Kissen und riß gleich nachher, weil sie sich im Feuer zu verzehren meinte, ungestüm ihr Kleid in Stücke. Sie trieb es arg, die schöne Grethe; man könnte ihr zürnen, wenn wir nicht alle Eva's Kinder wären.

Luft! frische Luft! schrie sie dann weinend, von banger Raserei erschöpft und stieß die Laden, die Fenster weit auf. Siehe da: das Gewitter hatte sich zertheilt, getrennte Wolken ließen ganze Stücke voll Sternenhimmel durch, und derselbe Mond, der in sanfter Klarheit die hochgebornen Bewohner des Falkenschlosses angelächelt, strahlte mit seinem räth=

selhaften Lichte auch auf die niedrig geborne Müllerin. Sie streckte ihre nackten, weißen Arme nach ihm empor, als wollte sie ihn zu ihrem Beistande herabrufen. Aber er kam nicht; recht wie ein vornehmer Herr; zu dem die Armen sich hin bemühen müssen, wenn sie Hülfe bei ihm suchen. Ach, Grethe hätte sich so gern zu ihm hinaufziehen lassen, wäre es möglich gewesen; hätte gern ihr irdisches Theil der Erde gegönnt und wäre mit dem, was göttlich in ihr waltete, — denn in jedem liebenden Herzen, auch wenn es zuckt und bricht, wohnt Gott — ihrem Leib' entflohen. Doch hielt der Leib sie so fest, und der Mond lockte nur, er erhob sie nicht. Elfmal schlug die Wanduhr und der alte Gukuk im kunstreichen Werke wiederholte mit seiner hölzernen Stimme den Stundenschlag. Noch eine Stunde nur, sprach Grethe in's Grüne hinaus, und der Tag des Herrn beginnt. Eine sanftere Stimmung schien sich ihrer bemächtigen zu wollen, und schon neigte sich das wogende Herz gläubig zu frommer Entsagung, als wiederum das Bild der Zigeunerin und mit diesem die Erinnerung an deren Worte in ihr auftauchte. „Hier oben findest Du mich, immer von Sonnabend zu Sonntag, um zwölf Uhr in der Nacht.“

Elf hat es geschlagen; bis Zwölf kann der Berg, wo ich sie traf, erstiegen sein! Den Liebestrank ver-

steht sie zu bereiten! der Mond scheint — Gott sei mir gnädig, es muß geschehen! Bald war ein Mäntelchen über Grethen's zerstörten Anzug geworfen, eine Börse voll schwerer Goldstücke eingesteckt, und mit einer Kraft, mit einer Gewandtheit, wie sie ihr in ruhigem Zustande niemals zu Gebote gestanden haben würden, schwang sie sich über die Fensterbrüstung hinaus, hing nur eine Sekunde lang, mit den Händen festgeklammert, unschlüssig in der Luft, ließ sich dann dreist auf den Erdboden fallen, kam glücklich auf beide Füße zu stehen und verfolgte alsogleich den kürzesten Weg, indem sie den Mühlgarten quer durchschnitt. Ein dumpfes Geheul, dem Jammern eines im tiefsten Keller versperrten Hundes ähnlich, hemmte ihren raschen Gang. Sie horchte auf und glaubte die heisere Stimme des treuen Sultan zu hören; wirklich stand sie auf dem kleinen Grabhügel, den die Burschen ihm gewölbt. Noch einmal sank ihr Muth; schon wollte sie umkehren. Da trat der Mond wieder in voller Macht hervor; dies Erscheinen galt ihr als Zeichen der Ermunterung; sie überstieg den Zaun des Gartens, und binnen drei Viertelstunden fand sie sich, athemlos vom raschen Steigen, am Ziele der unseeligen Wanderung. Dort zeigte sich jenes struppige, wildverwachsene Dornengebüsch; leicht kenntlich, weil es das einzige auf dem Kamme

der Berge war; man sagte, es verhülle in seiner weiteren Ausdehnung den Eingang zu verrufenen Höhlen. Kalter Wind strich über die Berge. Margarethe klimperte vor Angst mit den Goldstücken in ihrer Tasche; ob es ihr vielleicht gelingen möchte, durch diesen Klang die ersehnte Gefürchtete aus dem Schlupfwinkel hervorzulocken, da sie den Namen „Sibylle" laut auszusprechen nicht Kraft genug in sich verspürte. Lange währt' es auch nicht, so zeigte sich das Schreckensweib. Schon heute, schönes Töchterlein? rief sie der verbleichenden Grethe entgegen. Und was bringst Du mir?

Mit zitternder Hand hielt die Müllerin das Gold im Schatten des Mondes der Alten vor Augen, die es hastig nahm und dabei murmelte: nicht für mich, welche des Plunders nicht bedarf; nur zu frommen Werken! Auch wollt' ich nicht fragen, was Du mir bringst! Ich wollte hören, was Du von mir verlangst. Womit kann die weise Mutter des Berges ihr üppig Töchterlein beglücken?

Jetzt oder nie, dachte Grethe; hab' ich den Weg hierher gewagt, — bin ich den bösen Mächten verfallen, — nun, so sei auch die verbotene Frucht gepflückt! Und bringt sie mir Tod, desto besser! Sibylle, so sprach die Müllerin laut und vernehmlich, Du verstehst den Liebestrank zu bereiten! Ich bedarf

dessen! Ich hab' ihn gesehen, den ich besitzen will! Was muß ich thun, daß er mein werde!?

Mir gehorchen! Weiter Nichts! Aber eh' wir beginnen, ist Eins nöthig, und das wird schwierig sein. Einen güldenen Ring müssen wir haben, den Dein Auserwählter mindestens durch drei und dreißig Nächte an seinem Finger getragen, und einen solchen —

Besitz' ich, rief Margareth so laut und jubelnd, daß es in den Bergen wiederhallte.

Du hast ihn schon? Ei, Du bist mein kluges Kind. Dann können wir ohne Aufschub zum Beginn schreiten. Folg' mir in mein steinern' Gemach; und wenn Du Dich am Dornengebüsch ein wenig ritzen solltest, acht' es nicht, Grethchen: wir brauchen ohnedies warmes Blut zum Tränkchen, nebst andern guten Dingen. — Gierig griff die Alte mit ihren dürren braunen Krallen in Margarethens vollen Arm und zerrte die Willenlose wie ein Opfer hinter sich her. Der Mond aber verhüllte sich schamhaft in dicke schwarze Wolken, und tiefe Nacht trat ein.

IV.

Welch' ein herrliches Paar! ging es durch die Reihen der Gäste und der Dienerschaft von Mund zu Mund, als Fürst Stanislas an Sophia's Seite

aus der Schloßkapelle kam. Sie war ernster, als je. Daß Stanislas den Verlobungsring verloren, war ihr schwer auf die Seele gefallen, und sie, jedem Aberglauben so fern, fühlte sich von diesem Zufall, wie von dem Gewicht einer traurigen Ahnung bedrückt. Deshalb hatte sie alle Voranstalten zu einem rauschendem Hochzeitsfeste bittend rückgängig zu machen gewußt, und der lange Tag schlich, da die Trauung bereits am Morgen geschehen war, ohne Sang, ohne Tanz, ohne heitere Spiele, nur durch ein glänzend-kaltes Mahl unterbrochen, einförmig und freudlos dahin. Mit feuriger Ungeduld zwar, aber dennoch mit düstrer Vorempfindung, harrte Stanislas der Abend-Dämmerung entgegen, vor deren Geheimnissen Sophia, fast weinend, erbangte. Auch die Aeltern konnten das Entzücken nicht wiederfinden, mit welchem sie längst schon auf den ersehnten Abend geblickt. Ueber alle Bewohner des Schlosses schien ein grauer Schleier ausgebreitet zu sein, unter dem sie beängstigt athmeten.

Schon hatte die Sonne scheidend einen schönen Morgen verkündigt; schon suchten die Schwalben ihre Nester; schon schwebten hungrige Fledermäuse wie abgeschiedene Geister durch des Schlosses lange Gänge; schon brannten bunt-vergoldete Wachskerzen im Gesellschaftssaale, — als der Kammerdiener des

Fürsten in die Thüre trat und den Gebieter durch einen bescheidenen, doch verständlichen Wink abrief. Durchlaucht, sprach er draußen zu ihm, da ist ein wunderlich-aufgeputztes altes Weib, einer Zigeunerin ähnlich, und will durchaus mit Euer hochfürstlichen Gnaden sprechen. Sie giebt vor, die wichtigste Kunde zu bringen, und läßt sich nicht abweisen. Ich sollte nur den Namen „Rosaura" nennen, dann sei sie sicher, vorgelassen zu werden. Nun hatte Stanislas in seinem ganzen Leben keine Rosaura gekannt, und darum gerade machte die Zuversicht der Fremden ihn neugierig, zu erfahren, was sie mit ihrer Rosaura von ihm wolle? Er befahl, sie in die von ihm bewohnten Gastzimmer zu bringen, und als sie daselbst, fast zugleich mit ihm eintrat, wendete sie sich halb kriechend, halb gebietend an den Kammerdiener, den sie beschwor, ihr mit des Herrn Vergünstigung einen Becher guten Weines zu holen, da sie der Erquickung nach langem, beschwerlichem Marsche höchst bedürftig sei. Der Fürst gab Erlaubniß, daß der Kammerdiener den begehrten Labetrunk herbeihole, und seinem Befehle, der Kellermeister möge eine Flasche Rheinwein senden, fügte Sibylle den Nachruf bei: und zwei Gläser! — Sollen wir etwa miteinander zechen, krumme Hexe? fragte der Fürst höhnisch. Sibylle aber ließ sich weiter nicht irre

machen und erwiederte nur: wär' es doch nicht zum ersten Male, daß ich mit Fürsten poculirte. Dann nahm sie eine kleine verbogene Brille aus ihrem Schubsack, gab ihr die nöthige Form und betrachtete, nachdem sie die scharfen Gläser auf ihre krumme Nase gezwickt, den jungen Ehemann mit langen, vergnüglichen Blicken, ohne ihn anzureden.

Werd' ich bald erfahren, rief jener unwillig aus, was es mit Deiner Rosaura soll? Aus welchem Narrenhause trugst Du die Bestellung?

Du hast Recht zu schelten, mein Sohn, sprach mit verlegenem Zögern die Alte. Sibyllchen hat diesmal einen dummen Streich begangen. Sie hat sich von der schönen Rosaura und deren Jammer irre führen lassen; Du bist gar nicht, den wir suchen; mein Auftrag gilt einem Andern! O weh mir, daß ich die kostbare Zeit verloren! Ach weh mir Aermsten, wie wird die stolze mächtige Rosaura zürnen! Mein Lohn ist dahin, mein schönes Gold ist dahin!

Krächze nicht, habsüchtige Vettel, sagte der Fürst. Nimm diese Börse als Entschädigung und zieh' Deines Weges.

Nicht ohne dieses reiche Geschenk vergolten zu haben. Sibylle bleibt Nichts schuldig. Reiche mir Deine Hand, schmucker Jüngling, ich will Dir wahrsagen.

Ungläubig gab ihr Stanislas seine Linke!

Hm, hm, flüsterte das Weib, da sieht's närrisch aus: Glück und Unheil, Wonne, Lust und Elend bunt durcheinander.

Zigeunergeschwätz, meinte der Fürst achselzuckend.

Zigeuner? Ja, Zigeuner nennt Ihr uns, weil Ihr's nicht besser wißt. Mein Vater war, — und hier richtete sie sich stolz empor, und ihr Auge funkelte mächtig durch die grünen Brillengläser — mein Vater war aus indischem Königsstamme, ein anderer Fürst, als Du und Deines Gleichen! — —

So beliebe es Deiner Majestät fortzufahren, denn meine Geduld geht zu Ende! —

Krumm und gebückt in ihre erste Stellung zurückfallend, betrachtete Sibylle immer emsiger des Fürsten Hand. Da seh' ich einen Ring am Finger, — aber es ist Täuschung; der Ring ist nicht mehr da. Wo hast Du den Ring, Unglücklicher?

Weiß ich's? rief Stanislas, bang' erstaunt über die Zaubergaben des Weibes; ich hab' ihn verloren.

Schlimm, sehr schlimm, mein Söhnchen; das bedeutet . . . .

Bei diesen Worten trat der Kammerdiener mit der Flasche und den Gläsern ein; der Fürst hieß ihn sich sogleich wieder entfernen und schloß sorglich hinter ihm die Thür.

Was bedeutet's, alte Eule? Vollende!

Je nun, daß Eure junge Frau Euch nicht treu bleiben wird.

Mir! nicht treu? Mir? Und als er dies aussprach, warf er sich stolz und zuversichtlich in die Brust.

Wärst Du nicht so tief unter mir, Satan, ich erdrosselte Dich mit eigener Hand für dies schandbare Wort.

Thut, was Ihr mögt und dürft, junger Herr, erwiederte die Zigeunerin jetzt mit ganz anderer, kräftigerer Stimme! Aendern werdet Ihr Nichts, und wenn Ihr mich spießen und braten laßt. Ich nehm's Euch nicht übel, daß Ihr zornig seid. Will Keinem in den Kopf, daß ihm die Ansätze zu den Hörnern schon in der Stirn stecken; hilft aber Alles Nichts. Ja, Fürst, ich schenk' ein und bring's Euch. Auf eine glückliche Nacht! Und weil Ihr meinem Schaden Mitleid gegönnt, und weil Ihr mich reich beschenkt, so will ich Euch beweisen, daß edles Blut in meinen Adern rollt, daß ich aus wahrhaft königlichem Stamme bin, will's Euch durch Großmuth beweisen. Hier, füllt Euer Glas zur Hälfte und jetzt laßt mich den Inhalt dieses kleinen Fläschchens dazu gießen. So! Seht Ihr, Herr, jetzt habt Ihr's in Eurer Macht: trinkt diesen Saft, eh' Ihr ins Braut=

bett steigt, und Euer Weib ist mit unauflöslichen Banden an Euch gefesselt; Ihr seid ihrer auf immer gewiß. Das Arkanum ist uralt in unserm Stamme; unfehlbar ist's, und so hat sich's bewährt seit Jahrtausenden. Ihr lächelt? Kennt Ihr die Geheimnisse der Natur? Habt Ihr sie ergründet? Wißt denn, meines Trankes Gluth duftet in balsamischen Tropfen aus Euren Poren, und die während dieser Nacht in Euren Armen lag, kann sich nie mehr einem Andern ergeben! — Ihr zweifelt noch? Wohlan denn, gießt das schlechte Gebräu zum Fenster hinaus! Was thut's mir! Ich habe Dankes Pflicht erfüllt. Jetzt aber öffnet die Thür und gebt mir meinen Abschied.

Stanislas rief den Kammerdiener und befahl ihm, das Weib unbemerkt aus dem Schlosse zu schaffen. Während dieser sie durch die kleine Seitenpforte des Hofes entließ, vernahm er noch aus ihrem murmelnden Selbstgespräch die ihm unerklärlichen Worte: ob er trunken wird? Ob? Ha, er müßte kein Mann sein! — —

Da saß denn Stanislas allein und nachdenklich vor dem Tisch und dicht vor ihm der Zaubertrank. Trotz seines gerechten Mißtrauens gegen die Alte hatten ihre Aeußerungen doch tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Auch Gebildete und Vornehme, ja

sogar Gelehrte und Priester glaubten damals noch an Hexerei und Teufelsspuk! — Daß Sibylle den Mangel des verlorenen Ringes zu entdecken vermocht, gab in des Fürsten Meinung auch ihrer Prophetenkunst einiges Gewicht, und Sophia's Benehmen war in diesen letzten Tagen, die doch eigentlich schon der innigsten Annäherung zweier Liebenden gewidmet schienen, noch kalt und zurückhaltend genug gewesen, um Zweifeln an wirklicher Liebe von ihrer Seite Raum zu gönnen! Wenn nun am Ende gar ein bisher ungeahnter Nebenbuhler im Hintergrunde lauerte? Wenn die schauderhafte Vorherverkündigung der Zigeunerin über kurz oder lang ins Leben treten, wenn des Fürsten Ehre so gekränkt werden könnte? — Und dennoch, nein, es ist nicht möglich, diese reine, himmlische Gestalt, dieses Abbild jeglicher Tugend kann nicht sinken. — Aber, auch Sophia ist ein Weib — und Weiber, mögen sie Engel scheinen, bleiben doch schwache Weiber! — Wie, wenn ich den Römer leerte!? — Doch, wer weiß, was er enthält!? Ob vielleicht nicht gar Gift oder sonst ein unheilvolles — .... schon streckte er die Hand nach dem Glase, schon führt' er's an den Mund und sog den verführerischen Duft gierig ein. Seltsam, je länger er es hielt und prüfte, desto weniger war er im Stande, sich wieder davon zu trennen. Aber eben=

so wenig war er vermögend, sich, so lang' er den Geruch des Trankes spürte, das Bild seiner jungen Gemahlin, mit welcher doch seine ganze Seele gerade so lebhaft beschäftiget gewesen, klar und deutlich ins Gedächtniß zu rufen. Immer war es, wie wenn aus dem grünen Becher ein Auge blickte, und um dieses Auge formte sich dann ein Antlitz, und dieses Antlitz gehörte — Grethen, der Müllerin. Stanislas strengte sich gewaltsam an, der edlen Gattin zu denken, sich auszumalen, wie sie mit Thränen und rührenden Bitten seinen Umarmungen sich hingeben werde; — wider Willen sah er Margarethen und sich, sie umschlingend, neben ihr im Grase sitzen. Ein niegefühlter Durst begann ihn zu quälen. Er setzte den Römer an den Mund, versuchte zu nippen, und kaum hatte der erste Tropfen seinen Gaumen berührt, als er, unfähig abzusetzen, ihn bis auf den Grund leerte. Im Augenblick empfand er die Wirkung: wollüstige Wärme durchdrang ihn von Kopf zu Fuß, jedes Bangen war gewichen, neue Lebenskraft rieselte durch seine Adern. In diesem Zustande erhöhter Jugendlust fand ihn sein würdiger Schwiegervater, der bescheiden zu ihm trat, ihm zu melden, daß Sophia bereits von den Frauen ins Brautbett geleitet und daß es wohl des Gatten Pflicht sei, ihr zu folgen. Beide Hände legte der Greis mit frommer Würde

zum Segen auf des Jünglings Haupt und entfernte sich, sanft lächelnd, wie er gekommen. An gehorsames Schweigen gewöhnt entkleidete jetzt der Kammerdiener seinen fürstlichen Herrn, ohne des Besuches der Zigeunerin und des unerklärlichen Zwiegespräches weiter noch zu erwähnen; wenngleich bang erstaunt, seinen Gebieter in einem noch niemals beobachteten Zustande der Aufregung zu erblicken, schob er die Schuld davon auf die schöne Stunde, welche nächtlich des jungen Ehemannes harrte. Einen silbernen Armleuchter vor ihm hertragend, führt' er ihn pflichtgemäß bis an den Eingang zum Brautgemach und legte, als er sich dort von ihm trennte, alle tiefempfundenen Glückwünsche des ergrauten und vom verstorbenen Fürsten-Vater auf den Sohn überkommenen Dieners in eine lange, stumme Verbeugung.

Einem Wilden, Berauschten ähnlich, stürzte Stanislas zu Sophien, die mit gefalteten Händen betend da lag, vom bleichen Schimmer der alabasternen Ampel beschienen, wie ein Marmorbild anzuschauen. Heftig riß er sie empor, daß die Zarte laut aufschrie; wüthend zog er sie an seine Brust; aber mit einem Blick, der sie im Feuer verzehren zu wollen schien, stieß er sie wieder von sich, daß sie taumelnd in die seidenen Kissen sank. Du bist's nicht! rief er zürnend

aus, und bevor die halb Ohnmächtige ihn über die Bedeutung dieses wahnsinnigen Wortes befragen konnte, war sie allein ihren Thränen, ihrem herzdurchbohrenden Jammer überlassen. Am nächsten Tage fand man sie, heftigstem Fieber zur Beute, auf ihrem jungfräulichen Lager; der Fürst war verschwunden, Niemand konnte eine Spur von ihm entdecken; nur der Burgwächter sagte aus, daß er in vergangener Nacht eine Gestalt im weißen Gewande, wie Mondsüchtige etwa thun, über die Mauer habe steigen sehen, und daß er, aus Furcht vor Gespenstern, unterlassen habe, darnach zu rufen oder sie zu verfolgen.

Stanislas schien verloren, und Sophia mußte für eine bräutliche Wittwe gelten.

In welche Trauer hochgräfliche Sippschaft und sämmtliche Einwohnerzahl des Falkenschlosses versank, brauch' ich Dir, mein gütiger Leser, wohl nicht erst zu schildern. Graf und Gräfin wichen nicht vom Bette der geliebten Tochter und lauschten ihren wirren Reden, aus denen sich eben nichts Anderes entnehmen ließ, als daß sie böslich und auf kränkende Weise verschmäht und verlassen worden. Der Schloßkaplan ordnete eine Betübung um die andere an, so daß Jung und Alt schier gar nicht mehr von

den Knieen auf die Füße kamen. Aber das brachte den Fürsten nicht wieder.

Nur sein Kammerdiener war der höchst irreligiösen Meinung, um einen Verlorenen zu finden, sei nach ihm zu suchen ein besseres Mittel, als für ihn zu beten, und durchkreuzte die Gegend ringsumher; nicht ohne dabei nach der ihm höchst verdächtigen alten Zigeunerin zu forschen. Auch seine redlichen Bemühungen blieben fruchtlos, und als er ermattet heimkehrte, theilte er seine Befürchtungen mit, indem er erzählte, was er am Hochzeitabend gesehen und gehört. Daß Hexenkunst im Spiele sei, daran zweifelte nun wohl keine Seele im ganzen Schlosse mehr. Waren doch zu jener Zeit noch viele arme Weiber, lediglich, weil sie entzündete Augenlider hatten, gefoltert und ersäuft worden. Die geheimnißvolle Sibylle, wie des Fürsten Kammerdiener sie sammt ihren Aeußerungen bei'm Ausgang aus dem Schloßhofe beschrieb, wollte der gräfliche Justizamtmann nun gar verbrennen lassen. Aber, die Nürnberger hängen Keinen, es sei denn, sie hätten ihn zuvor; und so hielten sie's auch auf Falkenschloß mit dem Verbrennen.

Sophia's Zustand fing sich nach Verlauf der zweiten Nacht sichtlich zu bessern an; sie wurde ruhiger, redete nicht mehr irre und zögerte nicht mehr, der

geliebten Mutter ihre ganze Seele zu öffnen. Da kam denn eine merkwürdige Veränderung zu Tage. Die scheinbar Kalte, Gleichgültige, von Erdenliebe Unberührte war glühend, zärtlich, sehnsuchtsvoll geworden; was süße Worte und schmachtende Blicke des Liebenden nicht vermocht, das hatte Eifersucht gethan: sie zitterte, ihn in den Armen einer Andern zu wissen, und ließ sich's nicht ausreden, der Fürst sei nicht toll, er sei treulos!

Neue Bedenklichkeiten! Neue Zweifel!

Neue Gebete des Schloßkaplan's!

In diese bedenklichen Zweifel, in diese zweifelhaften Gebete trat unerwartet Gewißheit, und zwar durch eine sehr widerwärtige Person: durch den uns längst bekannten Müller Horrja, der auf dem gräflichen Schloß erschien, seiner Rache freien Lauf zu lassen. Die Kunde vom weggezauberten fürstlichen Bräutigam war bis in's Mühlthal gedrungen. Grethe, die Müllerin, ward in ihrer Behausung zu gleicher Zeit vermißt. Horrja hatte bald erlauert, daß hier ein Zusammenhang stattfinden könnte; hatte sich's nicht verdrießen lassen, eine Nacht im Freien zuzubringen, und konnte nun die sichere Nachricht mittheilen, daß in der Grotte des Felsenvorsprungs, der seit der Sündfluth über die Mühle hinhängt, seine Meisterin mit einem Fremden weile,

und daß er ein Hexenungethüm bei Mondlicht habe ein= und auskriechen sehen. Dieser Bericht setzte das ganze Schloß in Bewegung; Jäger und Diener bewaffneten sich mit Flinten und Schwerdtern; Weiber und Kinder mit Rosenkränzen; der Schloßkaplan ergriff ein Kreuz; der alte Graf bestieg sein bestes Roß und führte, Horrja an der Seite, den langen Zug nach der Mühle an. Gräfin Mutter blieb bei Sophien, die Unglückliche mit frommen Formeln zu trösten, welche jedoch nicht mehr verfangen, welche nicht mehr genügen wollten. Die Jungfrau war zum Weibe geworden, durch ihre Gedanken.

Als die Schaar vor der Mühle erschien, gafften die dummen Mägde mit glotzenden Augen und offenem Munde aus dem Küchenfenster. Jakob und Ulrich, auf stillstehende Mühlräder gelehnt, sahen betrübt mit dumpfer Ergebung darein. Horrja beurlaubte sich vom Grafen, indem er anzeigte, er wolle hinter der Mühle emporklimmen, um oben das Paar aus der Grotte zu locken. Einige Jäger, die jüngsten, und rüstigsten, wurden befehligt, ihn zu begleiten; sie konnten nur schwer zum Gehorsam vermocht werden, und erst, nachdem der Kaplan sie von oben bis unten mit seinem Weihwedel besprengt und angefrischt, entschlossen sie sich, dem wuthschnaubenden Horrja zu folgen, der so rasch klet=

terte, daß er einen großen Vorsprung gewann und sehr bald die Felsenkuppe erreicht hatte, von der er sich gewandt herabschwang und auf einem Berg-hollunderstrauch, handhoch über dem Eingang zur Grotte, sitzen blieb. Mit vorgebeugtem Haupte rief er in die Höhle hinein: „Margarethe, verfluchte Zauberin, zeige Dich dem irdischen Gerichte!“ — Ein gellender Schrei drang aus der Grotte, und schon sprang Grethe, einer Tigerin zu vergleichen, die ihre Kleinen vertheidigen will, an's helle Licht des Tages. Welch' ein Anblick! Fürchterlich-schön war sie zu betrachten.

„Was wollt Ihr?“ schrie sie hinab zu der unten versammelten Menge; „warum stört Ihr die Freuden meiner Brautnacht? Was begehrt Ihr?“

Meinen Sohn, den Fürsten, antwortete der Graf; im Namen Gottes und aller Heiligen gieb ihn heraus!

Seid Ihr thöricht? Das Herz könnt Ihr aus der Brust mir reißen, nicht Stanislas aus meinen Armen. Und was hülf' es Euch, wenn ich ihn her-gäbe? Möchtet Ihr ihn führen durch's ganze Land — so wie ich seinen Namen ausspreche und ihm befehle zu kommen, muß er ja doch mir folgen! Da, seht selbst!

Mit dem Ausdruck höhnischen Trotzes rief sie „Stanislas!“ Augenblicklich wankte der Fürst aus

der Grotte, blaß, mit verwildertem Haar, wie ein Sterbender, und stürzte anbetend zu ihren Füßen.

Was meint Ihr nun? Nützt er Euch noch? — Mein ist er, nur mein! Den Liebestrank hat er getrunken, seinen Ring trag' ich am Finger, und erst mit meinem Tode erlischt der Zauber.

So erlösch' er jetzt gleich! brüllte Horrja; von seinem Hollunderstrauch auf sie springend, riß er die Müllerin mit zu Boden und bohrt' ihr, eh' die vorsichtig herabsteigenden Jäger zu Hilfe kommen konnten, ein scharfes Messer in die bloße Brust.

Stanislas! röchelte noch einmal die Getödtete, dann erstickte sie im Strom ihres dunklen Blutes.

Bei der letzten Zuckung, welche durch ihre Glieder ging, sank Stanislas den Jägern in die Arme, als ob er auch todt wäre! Behutsam wurd' er in's Thal, langsam nach Falkenschloß gebracht; sie trugen ihn, wie einen verwundeten Krieger aus der Schlacht, auf zusammengeflochtenen Zweigen.

Horrja zog den Ring von Grethens Finger, eilte damit auf's Falkenschloß, empfing eine reiche Belohnung und verließ bei Nacht und Nebel jene Gegend.

Jakob und Ulrich verscharrten, als erst wieder Dunkel auf den Bergen lag, den Leichnam der Geliebten, von ihren Thränen gebadet, im Garten, neben Sultan's Grab. Dann sagten sie der Mühle

Lebewohl und zogen mitsammen in die weite Welt. Auch die dummen Mägde zerstreuten sich, indem sie Kreuze über Kreuze schlugen.

Nach etlichen Tagen, bevor noch das Gericht eingeschritten war und Haussuchung gehalten hatte, brannte die Mühle nieder. Man will in den Flammen ein altes Weib gesehen haben; Einige sagen, es sei mit verbrannt; Andere behaupten, Sibylle habe des Müllers Gold aus dem Brande gerettet und sei dann auf und davon gegangen.

Mir scheint, die Mühle hat ursprünglich „Grethen-Mühle" geheißen und ist erst später in Volkes Mund zur „Kröten-Mühle" geworden. Nun, Kröten, wie gesagt, hat's genug im Sumpfe, der ein Teich war.

Fürst Stanislas erholte sich gar bald bei guter Pflege und jugendlicher Kraft zur vorigen Schönheit. Der Zeit in der Grotte wußt' er sich nur wie eines Traumes zu erinnern, und liebte nicht, daß man davon redete. Völlig genesen, gab er seiner schönen Gemahlin das Glück in reicher Fülle, dessen sie so würdig; sie liebten sich sehr, waren mildthätig, fröhlich und guter Dinge; begruben in Schmerzen die Eltern, erzogen in Freuden ihre Kinder; und wahrhaftig, wenn sie nicht gestorben wären, könnten sie heute noch leben.

Bella.
(1828.)

I.

Am Gesundbrunnen zu R. stellte sich vor einigen Jahren ein junges Paar ein, welches die Aufmerksamkeit sämmtlicher Badegäste auf sich zog. Der Mann ein bleicher, düstrer Dreißiger mit scheuem Blick und verlegenem Benehmen; die Frau vielleicht zehn Jahre jünger, ein Bild der sittsamsten Anmuth, doch sicher und frei in ihrem Wesen.

Beide waren sichtbar krank, auch trotz einer gewissen Zierlichkeit in Tracht und Haltung ziemlich dürftig. Man sah sie nur des Morgens und Abends am Brunnen, sonst in keinem geselligen Kreise. Desto höher steigerte sich das Interesse, welches Männer und Frauen für Frau und Mann nährten. Diesem Interesse gesellten sich bald Neugierde und — Argwohn. Die jungen Leute schienen sich sehr zu lieben; ja, oft glich ihr Verhältniß mehr einer eben geschlossenen glühenden Verbindung, als einer seit Monaten bestehenden Ehe. Dann aber sah

man sie wieder verstimmt, kalt und unfreundlich neben einander her gehen.

Das Unglück lag auf ihnen und breitete sich über sie wie ein schwarzer Schleier, durch den, nur umhüllt, die Schönheit der Frau, der unsichere Feuerblick des Mannes strahlte. Wohl fehlte es nicht an jungen Damen, die jenem Feuerblicke gern begegnen und sich unter dem Fremden (wir nennen ihn Hugo) einen sehr geistreichen Mann denken mochten. Aber noch größer war die Zahl junger und älterer Bewunderer, die an Nataliens Bewegungen hingen und im Salon ziemlich unverhohlen gestanden, daß sie den geselligen Zusammenkünften sehr fehle. Jede Bemühung, das Paar dorthin zu locken, blieb fruchtlos. Beide wiesen alle Einladungen zurück, erwiederten keinen Besuch und schnitten so den hoffnungslosen Verehrern die Aussicht auf nähere Bekanntschaft ab. Daß es mir gelang, der Freund Hugo's zu werden, verdank' ich einem Zufall. Ich würde darüber, so wie über das ganze Ereigniß, meinem Worte getreu, ewiges Stillschweigen beobachten, hätte nicht der Tod, dieser Entbinder von so mancher treu bewahrten Pflicht, mich auch meines Versprechens entbunden. Erst vor Kurzem empfing ich aus Paris die Nachricht von Hugo's Tode. Mit ihr zugleich ein Briefchen von ihm, kurz vor seinem

Ende geschrieben, in welchem er mich geradezu auffordert, seine Geschichte zu erzählen. Er nimmt in diesen mit zitternder Hand geschriebenen Zeilen einen recht rührenden Abschied vom Leben und mir; deutet, wenn gleich unklar und schwankend, die Hoffnung an, mit geliebten vorangegangenen Wesen wieder vereinigt zu werden, und erinnert mich in tiefer Wehmuth an die Tage, wo wir uns fanden! — In meinem Gedächtniß hatten jene Tage und ihre Begebenheiten nur noch dunkel gelebt. Neuere, frischere Lebensbilder hatten sie schnell verdrängt. Aber Hugo's Zeilen riefen sie mächtig wieder hervor. Das Blatt war von seinen Händen gefaltet, diese Züge von seiner Feder geschrieben, diese Lettern von seinen Thränen verwischt. Und so sah ich ihn denn vor mir, wie damals in R., als ich sinnend und schwermüthig über strauchbewachsene Felsen kletternd, plötzlich mit ihm zusammen traf. Wir hatten uns seit drei Wochen täglich in der Brunnen-Allee gesehen; jetzt staunte ich ihn an, als kämen wir uns zum ersten Male entgegen.

Retten Sie mich, rief er mir zu, retten Sie mich vor dem Alten, er verfolgt mich noch immer! und mit diesen in höchster Angst ausgestoßenen Worten, warf er sich in meine Arme.

Welcher Alte?

Der Mann mit dem grauen Barte, sprach er und deutete in den Abgrund hinab, aus dem er emporgeklettert war. Ich folgte seiner Hand mit den Augen und erblickte Niemand.

Unter dem Namen „der Alte mit dem Barte" war ein Franzose im Bade bekannt, der sich schon früher dort eingefunden hatte, als irgend Jemand von der ganzen Gesellschaft.

Man sagte, er halte in einem abgelegenen Bauernhäuschen eine kranke Tochter verborgen; doch wußte Niemand etwas Genaues von ihr, und Niemand hatte sie gesehen. Sein Aeußeres war nur abschreckend, deshalb bekümmerte man sich nicht um ihn; auch ihm schien es gleichgültig, was im Orte vorgehe; ja er verweigerte der Gesellschaft sogar recht absichtlich die gewöhnlichsten Höflichkeitsbezeugungen. Was er mit diesem Alten zu schaffen habe, war natürlich meine erste Frage an Hugo.

Was ich mit ihm zu schaffen habe? Was ich mit ihm zu schaffen habe? Weiß ich's, den er verfolgt wie ein Gespenst? — Was haben Sie mit einem Traume zu schaffen, der Nacht für Nacht Sie ängstigt und endlich sogar am Tage, in Gottes heiterm Sonnenlichte vor Ihnen aufsteigen will? — Ich kenne ihn nicht, ich weiß Nichts von ihm! und doch wird mir bange, wenn ich ihn sehe. Heute, von

häuslichem Kummer belastet — meine arme Frau ist wieder krank — benütze ich einen ruhigen Augenblick, wo sie sanfter schlief, um frische Bergluft zu schöpfen. Kaum bin ich im Freien, seh' ich ihn hinter mir, und je schneller ich laufe, desto näher ist mir der Widerwärtige. Zuletzt muß es nur sein Schatten gewesen sein, der zauberhaft an den meinen gebunden ist; denn eben, als ich Sie sah, glaubte ich ihn dicht hinter mir — und nun sind wir zu Zweien. O verlassen Sie mich nicht, und erlauben Sie mir, mit Ihnen zurückzukehren.

Ich faßte den Arm des Geängstigten, und wir traten langsam den Rückweg an. Welche Besorgniß, nahm ich endlich das Wort, kann Sie, einen starken jungen Mann, zur Flucht vor dem thörichten Greise anspornen? Haben Sie Gründe zu glauben, daß er Ihnen ein Leid zufügen will? Kennen Sie ihn denn gar nicht? Haben Sie niemals in einem Verhältniß mit ihm gestanden? — Ich muß, begann Hugo mit mehr Fassung als zuvor, ich muß ihn schon einmal im Leben gesehen haben. Aber fragen Sie nicht wie, wann und wo? Ich selbst würde glauben, daß auch eine Schuld gegen ihn auf mir laste, deren Bewußtsein mich in Furcht jagt, wenn ich mich nur auf irgend einen, auch den kleinsten Umstand besinnen könnte. In Frankreich war ich

allerdings früher; — dort habe ich meine Frau kennen gelernt. Dort auch kann ich das Schreckbild, welches mich hier peinigt, schon gesehen haben. Aber niemals bin ich mit ihm in Berührung gekommen. Ich müßte es ja wissen! Ich bin ja noch nicht wahnsinnig! Ich weiß ja zu genau, was um mich her, fühle, ach! zu tief, was in mir vorgeht! Mein Gedächtniß ist nur zu gut; denn oft würde ich mein halbes Leben darum geben, daß die Vergangenheit minder hell vor mir läge! Warum also schreckt mich der Alte? Sein Blick ist mir drohend. Wenn er vor meiner Wohnung auf- und abgeht, wag' ich nicht aus der Thür zu treten. Wenn er hinaufblickt, zieh' ich mich vom Fenster zurück. Und Natalie — —

Kennt diese vielleicht ihren Landsmann?

Meine Frau ist eine Deutsche. Aber auch sie fühlt sich beängstigt, wenn er uns begegnet.

Hier brach er ab. Es schien ihm in diesem Augenblick unangenehm, Natalien genannt zu haben, und unser Gespräch stockte. Wir gingen einen schmalen Bergsteig, im tiefsten Schatten dichtbelaubter Buchen, aus denen einzelne Tannen und Fichten emporstiegen. Die Einsamkeit der Gegend erweckte noch düsterere Gefühle in meiner Seele, und der Anblick meines Begleiters war nicht geeignet, mich umzustimmen. Ich hatte nun recht lange Zeit,

ihn zu beobachten. Das bleiche, verlebte Gesicht war reich an Ausdruck von Sanftmuth und Güte. Nur der Schmerz lag auf diesen edlen Zügen; kein Hohn, keine Bitterkeit. Sollte er wahnsinnig sein? fragte ich mich, und als er nun mich freundlich ansah, als unsere Augen sich begegneten, mußte ich mir sagen: nein!

Gleichsam um das Unrecht gut zu machen, welches ich stillschweigend gegen ihn begangen, reichte ich ihm die Hand. Er hielt sie lange und fest. Endlich sprach er mit bebenden Lippen: Sollte mir der heutige trübe Tag in Ihnen zugeführt haben, was ich vergebens suche, einen Freund?

Es hängt nur von Ihnen ab, mich dazu zu machen.

O das sagen Sie nicht; in diesen Worten liegt eine schwere Grausamkeit. Ja, Sie fühlen sich zu mir gezogen, das fühle ich, indem ich Ihre Hand fasse, indem ich Ihrem Blicke vertraue. Aber es ist mein Schicksal, mein altes Schicksal, meine Freunde noch schneller zu verlieren, als ich sie gewann. Auch Sie werden sich von mir wenden, wenn Sie mich kennen, wenn Ihnen meine Erscheinung nicht mehr neu sein wird. Der zerstörte Unglückliche, der Sie jetzt noch interessirt, wird Ihnen lästig werden, wenn er Ihnen erst Gelegenheit gab, zu bemerken,

daß der Kern seines Lebens von einem Wurme durchnagt ist. Ja, auch Sie werden sich von mir wenden, und wenn Sie das thun wollen, so thun Sie es jetzt! Lassen Sie mich hier allein, im tiefsten Walde. Stoßen Sie mich zurück, ehe ich noch zu hoffen beginne, daß ich Sie Freund nennen darf.

Und lastete ein Mord auf Ihrem Gewissen, Sie könnten nicht wüster, nicht verzweifelter sprechen. Ich würde lügen, wenn ich Ihnen verschweigen wollte, daß dies Zusammentreffen, daß diese halben Bekenntnisse mir peinlich sind. Auch gehöre ich nicht zu den Menschen, die als Vermittler, Tröster und Berather der Schwachen auftreten wollen. Wer so wie ich mit sich selbst und seinem eignen Leben nur zu oft uneinig ist, nur zu oft den stützenden Stab, den sichern Weg verloren hat, der würde einem mit sich Zerfallenen gegenüber ebenso oft in Verlegenheit gerathen. Deshalb rufe ich den Genius der Freundschaft, die Sie von mir wünschen, ich rufe Ihr Vertrauen auf. Sagen Sie mir, was Sie quält, und erwarten Sie von mir volle Aufrichtigkeit. Ich werde Ihnen den Eindruck nicht verheimlichen, den Ihre Geständnisse auf mich machen. Dann wird es sich bald erklären, ob wir Freunde werden können.

Hugo's Antlitz verfinsterte sich; Auge und Mund

zuckten unwillkürlich. Mit einem ganz veränderten Tone sagt er: Sie halten mich für einen Verbrecher, der vor der Polizei flieht und Sie in Verlegenheit setzen könnte durch seinen Umgang. Sorgen Sie nicht. Meine Papiere sind in der besten Ordnung, und die Gensdarmen sind mir nicht so peinlich, als der Alte mit dem Barte. Er wendete sich ab und wollte gehen. Ich hielt ihn nicht zurück. Aber nachdem er einige Schritte von mir war, kehrte er aus eignem Antriebe um.

Halten Sie mich für einen Verbrecher?

Ich schwieg und schlug die Augen nieder.

Oder für einen Wahnsinnigen?

Ja, erwiederte ich, für einen zerstörten Menschen, auf dessen Seele ein finstres Bewußtsein lastet, welches ihm die Freiheit des Willens, die Klarheit des Denkens raubt, die wir als höchstes Gut des gebildeten Menschen bezeichnen.

Ich gebe Ihnen Recht, sagte Hugo mit schwerem Athemzuge, dieses höchste Gut habe ich verloren. Aber das Bewußtsein des Frevels gilt nur als Anklage gegen mich selbst. Ich bin Thäter und Erdulder in einer Person. Nur gegen mich habe ich gesündigt, nur mir habe ich Böses zugefügt. Eine edle Natur, begabt mit allen Vorzügen des Körpers und Geistes, trat ich in's Leben; früh ent=

wickelten sich die schönsten Keime zu frischen Blüthen; — — ich habe sie gebrochen, ehe sie mir oder der Welt Früchte tragen konnten, mit wildem Uebermuthe hab' ich an den kräftigen Stamm Hand gelegt, habe ihn gerüttelt, daß er bis in's innerste Mark es büßte. Ich habe mein Dasein in Nichts — aufgelöst, habe in eitlem Leichtsinn das Schicksal eines liebenden Weibes an das meine gekettet. Weil ich sie liebte, hab' ich sie unglücklich gemacht; weil sie ohne mich unglücklich wäre, ist sie durch mich elend geworden. Das ist mein Leiden. Verpfuscht und verdorben ist mir die Zukunft. Regellos liegen meine Talente um mich her, wie ein verwilderter Garten, den das Unkraut nun einmal erstickt hat. Zur Erhebung fehlt mir der Muth, zur Verzweiflung die Kraft. Natalie zieht mich mit Liebesbanden in die Wirklichkeit zurück, der mich die wehmüthige Erinnerung an frühere Zeiten oft entführen möchte. — — Der Tag verschleicht in nächtlichen Träumen, in halber Thätigkeit und fauler Sehnsucht. Die Nacht bringt glühende Thränen, grauenhafte Ungeduld. Ja, ich bin auf dem Wege, wahnsinnig zu werden, — und würde es schon sein, wenn Natalie mich nicht umgäbe. So lange sie mich erheitert, ist mir wohler. Jetzt, wo sie kränkelt, weiß ich mir keinen Rath.

Warum aber ziehen Sie sich so geflissentlich von der Welt zurück, von dem Umgange mit Menschen, der sie zerstreuen würde?

Sie kennen nicht, war seine Antwort, das Schicksal eines Mannes, der eine schöne Frau hat. Ich bin wahrhaftig nicht zur Eifersucht geneigt, und gegen Natalien wäre sie Frevel. Aber ich kann die Art der jungen Leute nicht ertragen, die jeder Schönheit mit mehr oder minder versteckten Ansprüchen nahen. Kommt nun gar ein Paar, wie ich und Natalie, in die schöne Welt, in die gute Gesellschaft, so heißt es: der Mann ist ein Träumer, ein Genie, er vernachlässigt die arme kleine Frau, und jeder Laffe glaubt ein Recht auf sie zu haben. Es würde mit Mord und Todtschlag enden. Und dann kommen die Zierlichen, die mit frühem Morgen nach dem Befinden der Gnädigen fragen, und wenn sie des Mittags mit noch Gnädigeren promeniren, die Gnädige von diesem Morgen kaum noch zu kennen scheinen. Natalie ist so gut, ich bin zu heftig — —

Und so wäre Ihre Frau Schuld, daß Sie keinen Freund haben — —?

Beinahe. Aber auch sie ist Schuld, daß sie keine Freundin hat, denn sie ist eifersüchtig.

Weiß sie vielleicht, daß sie Ursache dazu hat,

und weiß sie es vielleicht ebenso gewiß, als Sie von ihr das Gegentheil? fragte ich halb scherzend.

Hugo wurde feuerroth. Sie sollen Sie kennen lernen, sagte er. Ich werde Sie bei uns einführen, sobald Natalie sich wohler fühlt. Wenn Sie wollen, setzte er gleich darauf argwöhnisch hinzu; wenn Sie den Umgang eines Paares nicht fürchten, dessen eine Hälfte körperlich, — — die andere geistig krank ist.

Ich erwiederte: so passe ich vollkommen zu Ihnen, denn daß ich körperlich krank bin, dafür bürge Ihnen mein Aufenthalt an diesem langweiligen Badeorte; daß ich es geistig bin, werden Sie zeitig genug erfahren. Vielleicht können wir uns gegenseitig erheitern.

II.

Ich hütete mich wohl, in der Gesellschaft von dieser neuen Bekanntschaft Etwas laut werden zu lassen. Hugo schien dies Benehmen zu billigen; denn wenn wir uns vor Zeugen sahen, war er so fremd und gleichgültig, wie früher. Als ich ihn aber nach einigen Tagen an Nataliens Arm erscheinen sah, gab er mir einen Wink, der mir deutlich sagte, daß er nun meinen Besuch wünsche. Ich machte mich von einer Lustpartie, welche die ganze Gesell-

schaft an diesem Tage nach einem benachbarten Berge unternahm, durch nichtigen Vorwand los und ging, nicht ohne Besorgniß, dem entlegenen Häuschen zu, an dessen Thür mich Hugo schon erwartete. Gottlob, daß Sie mich verstanden haben, rief er mir entgegen, Sie sind mir heute doppelt willkommen; schon seit einer Stunde streift der Alte mit dem Barte hier auf und ab, und einmal machte er schon eine entschiedene Bewegung, in die Thür zu treten.

Natalie empfing mich sehr freundlich. Ich muß Ihnen danken, sagte sie, daß Sie Hugo's Bitten Gehör gegeben, und will nur um unser Aller Willen wünschen, daß Sie es nicht sehr bald bereuen mögen, in ein Haus getreten zu sein, dessen Bewohner wunderliche Leute sind. Es giebt übrigens eine Art von stillem Wahnsinn, der sich noch am leichtesten ertragen läßt. Von einer solchen ist der unsrige, und bis auf einen gewissen Punkt werden Sie mich, denk' ich, ziemlich vernünftig finden.

Ich wußte nicht recht, was ich antworten sollte, stotterte endlich Etwas von längst gehegten Wünschen einer solchen Bekanntschaft.

Hugo lachte höhnisch. Ja, sie wünschen es Alle hier, die charmanten Leute. Läßt man sich doch, wenn man einmal in Pirna ist, gern auf den Son=

nenstein locken. Nun, fürchten Sie Nichts, wir wollen uns heute recht gut aufführen. Dies, liebe Natalie, ist der Mann, den ich eben im Walde kennen lernte, als Du neulich krank warst und der Alte mich verfolgte. Ich bin diesem Herrn für seine Güte und Geduld viel Dank schuldig. Unterhalte ihn, so gut Du kannst, ich muß mich zur Ruhe legen. Diese ganze Nacht (fuhr er zu mir gewendet fort) hab' ich kein Auge zugethan; die Hitze ist drükkend. In einer Stunde bin ich wieder hier. Er ging. Ich war allein mit Natalien. Es herrschte ein langes Stillschweigen. Nachdem sie mich einige Male fragend angesehen, nahm sie das Wort:

Was mögen Sie nur von uns denken, mein Herr? — Rechnen Sie es nicht einem Mangel an Zartgefühl, rechnen Sie es vielmehr der Seltsamkeit unserer Lage zu, wenn ich unsere Bekanntschaft damit eröffne, Ihnen von mir und meinen Verhältnissen zu sprechen. Ich weiß, es ist wider die Formen der großen Welt. Es ist in einem Bade am wenigsten angebracht, wo man sich nur begegnet, um sich bald wieder, oft für immer, zu trennen. Da pflegen nur die oberflächlichsten Erörterungen zu erfolgen, und man ist gegenseitig damit zufrieden. Bei mir trifft das nicht zu. Wer allen Bekanntschaften aus dem Wege geht, sucht, wenn er

einmal eine schließt, mehr als eine augenblickliche Unterhaltung. Hugo hat Sie zum Opfer ausersehen; Sie sind so großmüthig gewesen, ihm nicht zu widerstreben — nun ist kein Entrinnen mehr. Bedenken Sie, daß ich ein Weib bin, ein Weib, das Mondenlang über ihr Schicksal geschwiegen; denn mit Hugo'n darf ich nicht besprechen, was in mir vorgeht; und wenn ich es dürfte, wenn er es duldete — ich würde es nicht, um ihn zu schonen. Er ist krank; ja, daß ich es Ihnen bekenne: er ist dem Wahnsinn nahe, und oft glaub' ich es auch zu sein, wenn ich so mit ihm allein bin. Daher meine nur halb scherzhaft gemeinte Begrüßung von vorhin. Ich bin, was Ihnen ein Blick auf meine Umgebung schon gesagt haben wird, Malerin. Als Lehrerin ihrer Töchter, war ich mit einer vornehmen Dame nach Paris gegangen. Dort lernte ich Hugo kennen und lieben. Wir konnten unsere Bekanntschaft nur heimlich fortsetzen. Meine Gräfin übte eine Art von Mutterrecht über mich, die, eine Waise, ihren Wohlthaten sehr viel zu verdanken hatte. Diese war vom ersten Moment an gegen Hugo eingenommen. Unsere Verbindung war eine heimliche, und unsere Abreise könnte Flucht genannt werden. Nur zu bald kehrte uns die Besinnung zurück, als die Wirklichkeit und der mit ihr verbundene Man=

gel uns drückte. Hugo ist ein gebildeter, kenntnißreicher Mann, Dilettant in allem Schönen, aber in Nichts vollendeter Künstler, und wie es sich später fand, jetzt ganz arm. Ich suchte Pinsel und Palette hervor, um durch meine Kunst und die Eitelkeit der Menschen bestehen zu können. Bald störte mich die Krankheit, die Hugo's unerklärliches Benehmen vermehrt. Von dem Tage unserer Verbindung an ist ein anderer Geist über ihn gekommen. Er fühlt sich unglücklich — ich sehe ihn nur mit Grauen an. Von allen Menschen hat er sich bisher zurückgezogen. Sie sind der Erste, den er mir zuführt. Ich beschwöre Sie, mein Herr, nehmen Sie sich unserer an. Entreißen Sie durch das Uebergewicht, welches Sie gegen einen unglücklichen Freund haben, entreißen Sie ihm sein Geheimniß; denn daß ein Geheimniß, daß eine verborgene Last ihn drückt, ist keinem Zweifel mehr unterworfen. Vielleicht, daß seinem Herzen die Ruhe wiederkehrt, wenn er sich Luft gemacht hat. Besonders suchen Sie zu erforschen, warum er den Alten, den unheimlichen Franzosen, fürchtet und flieht; warum dieser mir völlig unbekannte Mensch ihn sichtbar verfolgt und beobachtet. O, ich bitte, ich beschwöre Sie, handeln Sie männlich und entschieden, und seien Sie meiner ewigen Dankbarkeit gewiß.

Die Besorgniß, in welche mich eine so stürmische Anrede, ein so unbedingtes Zutrauen versetzte, wurde durch den Anblick der Sprechenden gemildert, deren bleiches Gesicht, jetzt feurig und roth, den schönsten Ausdruck gewonnen hatte. Ich äußerte mein Befremden, daß hier noch Nichts von ihrer Portraitmalerei ins Publikum gekommen, da doch eben hier für sie ein bedeutender Gewinn zu hoffen sei.

Wenn ich recht viel gewinnen wollte, — unbesorgt um das, was dabei zu verlieren ist, wo häusliche Ruhe und Ehre auf dem Spiele stehen — so müßte ich nur meine Wenigkeit in Farben vervielfältigen, erwiederte sie verschämt. Die Anträge der jungen Herren verfolgen mich von allen Seiten und peinigen mich nicht minder, als der Alte mit dem Barte den armen Hugo. In den verschiedensten Gestalten und Formen gelangen sie an mich. Ich heuchle oft Schwäche und Uebelbefinden, um nur nicht mit an den Brunnen gehen zu dürfen, und will lieber die segensreichen Heilkräfte dieser Quelle entbehren, als sie zu einer Quelle der Eifersucht für Hugo machen. Auch darin können Sie uns ein gütiger Freund sein, wenn Sie dazu beitragen wollen, die Ansichten zu berichtigen, die über uns umlaufen mögen, und die ich am Ende Niemand übel nehmen kann, weil unsere Lebensart sie zum Theil erzeugt.

Eben deshalb, sagte ich, sollten Sie eine Zurückgezogenheit aufgeben, die Sie der Welt — verzeihen Sie den harten Ausdruck — verdächtig machen muß. Erscheinen Sie mit ihrem Gemahl im Salon, machen Sie von der edlen und feinen Sicherheit Ihrer Erscheinung den schönsten Gebrauch, indem Sie durch Ihre eigene gesellige Ruhe auch den unruhigen Hugo erheben und ihm den Platz in unserem Kreise anweisen, auf den ein so gebildeter Mann vollen Anspruch machen darf. Ich kann mich nach dem, was ich an ihm gesehen und von Ihnen gehört habe, ganz in seine Lage versetzen. Ein verpfuschtes Leben, eine Reihe unerfüllt gebliebener Hoffnungen, eine Beschränktheit äußerer Mittel — — das Alles erzeugt der Welt gegenüber jene melancholische Schüchternheit, die, mit Argwohn und Mißtrauen gegen sich und alle Menschen gepaart, zu einer Art von einsiedlerischem Wahnsinn führt. Aber das eben ist das hohe Vorrecht, ist die heilige Pflicht einer Frau wie Sie, daß sie die Ueberlegenheit des Geschlechts zum Vortheil Ihres Mannes geltend mache. Die Mythen, in welche Sie Ihre Abgeschiedenheit gleichsam gehüllt hat, werden in Nichts zerfließen bei dem prosaischen Lichtschein unserer ärmlichen Abendbeleuchtung, und ein Gespräch Hugo's mit irgend einer armen Dame von Adel, in welchem er ihr die Ahnen

für Majoratsgüter anrechnet, stellt ihn in die Zahl der angenehmen jungen Männer, bei denen nur zu bedauern bleibt, daß sie nicht von Familie sind! — — Ich kann Ihre Aufforderung, zur geistigen Genesung beizutragen, nur dann annehmen, wenn Sie mir das Wort geben, Ihrerseits nicht unthätig zu bleiben. — Wir wollen vereinigt wirken, und es sei unser erstes Geschäft, den Eigensinnigen noch heute unter Menschen zu bringen.

Natalie versprach mir, was ich bat, mit Mund und Hand.

III.

Die segensreichen Folgen dieses Versprechens für Hugo und seine Frau zeigten sich sehr bald. Schon nach Verlauf einiger Tage hatte sich aus staunendem Anstarren der neuen Gäste freundliches Entgegenkommen gebildet, und binnen einer Woche war Natalie von der Blüthe der Männerwelt umgeben. Hugo führte im schönen Damenkreise das Wort. Ich, der ich diese für alle Theile angenehme Veränderung als mein Werk betrachten durfte, begnügte mich, halb aus der Ferne den frohen Beobachter zu machen und dann, in seiner Behausung, mich an den guten Folgen zu ergötzen, die sie bei Hugo hervorbrachte. Aus der Befriedigung, die seiner Eitelkeit zu Theil

wurde, entsprang Heiterkeit, welche den talentvollen Mann zunächst veranlaßte, sich zu beschäftigen, und die sich dann aus dieser Beschäftigung wieder neu erzeugte. Natalie gewann Zeit, von der trüben Laune des Mannes ungestört, ihre Farben zu mischen, und ein gelungenes Bildchen nach dem andern ging aus ihren zarten Händen. Wenn sonst junge Herren von Künstlern als höchste Aufgabe verlangen, daß sie ihnen die Gesichter junger Damen auf Leinwand zaubern sollen, so nahm hier Niemand Bedenken, sich selbst malen zu lassen, nur daß er stundenlang der Malerin gegenüber sitzen konnte. — Das Geheimniß, welches nach ihrer Meinung den Gemahl belasten, von dem seine Zerstörtheit ausgehen sollte, war jetzt ganz vergessen, und Natalie Weib genug, zu übersehen, daß Hugo, nur äußerlich verändert, jede Minute noch einem Rückfalle ausgesetzt sei. Ich sah den Augenblick mit banger Ahnung voraus. Diese Ahnung wurde noch vermehrt, als ich den obenerwähnten, räthselhaften, alten Franzosen jetzt häufiger, doch vorsichtiger als sonst, auf den Spuren meines Paares fand, welches glücklicherweise in dieser Stimmung ihn kaum der Aufmerksamkeit würdigte. Und gerade mir kam er jetzt bedeutender vor. In seinem widrigen, aber beredten Gesichte lag der Ausdruck eines Anspruchs auf Hugo, eines Vor-

wurfs gegen Natalie. Er schien mir nur auf eine Gelegenheit zu lauern, wo er beide geltend machen könnte, und da ich nun einmal den lebhaftesten Antheil an Jenen nahm, da meine Anhänglichkeit vielleicht sogar auf einer tiefer liegenden Neigung ruhte, so war es mir willkommen, daß ich einst auf schmalem Fußpfade mit dem Alten zusammentraf. Ich redete ihn in der Sprache seines Landes an, so gut ich vermochte, und es entspann sich ein Gespräch, dessen Haupt-Inhalt etwa folgender war:

Wir begegnen uns so oft, mein Herr, und haben uns noch nicht mit freundlichen Worten begrüßt. An einem Gesundbrunnen pflegt solche Zurückhaltung sonst nicht statt zu finden.

Nein, mein Herr!

Es würde mich sehr glücklich machen, mit einem Manne, wie Sie, näher bekannt zu werden, insoweit Sie mir diese Ehre gönnen wollen.

Ja, mein Herr!

Sie werden mich nicht verkennen und mir die freimüthige Aeußerung nicht übel deuten, wenn ich gestehe, daß Ihre Erscheinung etwas Seltsames und Fremdartiges für mich hat.

Nein, mein Herr!

Aber sehr oft verbirgt sich hinter einer zurückschreckenden Person die liebenswürdigste gesellige

Unbefangenheit, und besonders bei Ihren Landsleuten soll dies öfter der Fall sein.

Ja, mein Herr!

So redete ich eine lange Weile fort, ohne ein anderes Wort, als ja oder nein aus ihm hervorzulocken, und schon wollte ich ungeduldig und beleidigt abbrechen und ihm den Rücken kehren, als plötzlich ein Gedanke ihn zu beleben und gesprächig machen zu wollen schien:

Sie kennen die junge Malerin?

Ja, mein Herr!

Sie würden mir eine kleine Gefälligkeit nicht versagen?

Nein, mein Herr!

So dürft' ich Sie bitten, mich dort einzuführen?

Ja, mein Herr! — — Aber nur unter der Bedingung, daß Sie mir Grund und Ursache Ihres Wunsches anvertrauen.

Sehr gern, nahm er mit französischer Lebendigkeit das Wort, und es ist meine Schuldigkeit. Ich bin alt, wie Sie sehen. Mit dem Leben hab' ich abgeschlossen, oder vielmehr das Leben mit mir. Ich habe keine Wünsche mehr, denn ich wüßte manche nicht zu befriedigen, — und die leicht erfüllbaren sind, auch gewährt, langweilig. Daß ich von Adel war, hab' ich vergessen; daß meine Verwandten guillotinirt

wurden, ist mir jetzt wie ein Traum; daß die alte Dynastie hergestellt worden, ist mir um der guten Familie willen lieb, die ohne diese Her- und Anstellung manche Sorge um ihren Unterhalt haben würde, während sie jetzt nur für ihre Unterhaltung besorgt sein darf, und wenn deshalb der König von Frankreich selbst seine Messe lieset, so macht er nur von einem alten Rechte seiner Vorfahren Gebrauch. Daß die Deputirten sich zanken, thut mir Leid um ihre Lungen; daß die Minister sich ärgern, mag ihrer Verdauung nützlich sein, wenn sie nicht zu viel Galle absetzen; daß Benjamin Constant Zuckerwasser trinkt, interessirt mich weniger, als die Pariser. Daß man die Emigrirten entschädigt, würde mich vielleicht zum Satyriker gemacht haben, wenn ich dadurch nicht selbst zu einem kleinen Sümmchen gelangt wäre — und was übrigens in der Welt vorgeht, ist mir gleichgültig — ganz gleichgültig, mein Herr! Ich habe es nur mit meiner Tochter zu thun. Nun sehen Sie, meine Tochter ist ein schwächlich-kränkliches Ding; wer weiß, wie lange sie's treibt? Auch die hiesige Quelle will ihr nicht mehr munden. Sie hat Launen und Grillen wie eine kleine Prinzessin. Meine Phantasie ist sehr ausgetrocknet. Was werd' ich haben, wenn die Tochter mir stirbt? Nicht einmal die Erinnerung, wie sie ausgesehen. Nun wünsch'

ich, daß die junge Malerin, der Sie und alle Herren hier am Orte den Hof machen, sich entschließen wolle, meine Tochter zu malen. Sie soll trefflich treffen. So hätt' ich doch wenigstens ein Bild von dem Kinde, wenn es zum Aergsten käme. Seitdem ich hier bin, lauf' ich dem Gatten der Malerin nach; der Eigensinnige flieht vor mir, als ob er ein böses Gewissen hätte, und hält mir nicht so lange Stand, daß ich mein Gesuch anbringen könnte. Ohne vorgestellt zu sein, darf ich der Dame doch nicht ins Zimmer laufen? Und meine Bella ist ein schönes Mädchen, führt ein sanftes Gesicht, trägt zartere Mienen mit sich herum, als all die bärtigen Stutzer, die Madame tagtäglich abschreibt wie schlechte Bücher, und auf Leinwand so sorglich überträgt, als Ihre deutschen Bühnenschriftsteller, mein Herr, die Werke unserer Boulevard-Dichter auf Ihre Theater. — Sie sind, wenn mich eine alte Praxis nicht täuscht, der Begünstigtste unter vielen Gunstsuchenden. Deshalb wende ich mich an Sie, mit der Bitte: meinen Wunsch und mich bei der Malerin einzuführen. Bezahlen will ich sie, als ob sie ein weiblicher Gérard wäre, aber zwei Bedingungen muß man mir im Voraus zugestehen. Erstens, daß sie sich nicht weigert, mein Kind zu malen, wenn ich es ihr zuführe

und der erste Eindruck vielleicht nicht günstig ist; daß sie ohne Ausflucht sogleich die Arbeit beginne. — Zweitens, daß bei den Sitzungen ihr Gemahl nicht gegenwärtig sei! Sie, mein Herr, will ich um die schönen Stunden nicht bringen; vielleicht sind Sie mir dankbar dafür, daß ich Ihnen zu einer vertrauten Unterredung verhelfe: denn ich bin, wenn Sie deutsch mit ihr sprechen, so gut als nicht da, und mein Kind achtet auf gar Nichts.

Was ich von seinen Aeußerungen hätte übel nehmen können, überging ich gern und froh bei dem Gedanken, daß der confuse Alte Nichts weiter von meinem Paare gewollt habe, als das eben Mitgetheilte. Ich sah eine erwünschte Auflösung des drückenden Räthsels und freute mich im Voraus, dem guten Hugo nach Beendigung des Bildes sagen zu können, daß die geschickte Hand seiner Natalie ihn von der kindischen Furcht vor einem französischen Narren befreit habe. Ich ging also auf den Vorschlag ein und versprach, ihn am andern Morgen um elf Uhr, als um eine Zeit, wo Hugo Besuche zu machen pflegte, abzuholen; dies wies er jedoch entschieden zurück und erbot sich, um diese Stunde bei mir zu sein. Wir schieden im Ganzen Beide befriedigt.

Bei Natalien fand ich außer ihrem Gatten einen jungen Edelmann, der es sich vorzugsweise angelegen sein ließ, ihr Schönheiten zu sagen. Schon drei Mal hatte sie ihn malen müssen, und jedes Mal gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß diese Portraits für Freundinnen bestimmt wären. Vielleicht ging er darauf aus, Natalie solle sich die Erlaubniß erbitten, auch für sich ein Abbild machen zu dürfen; denn er war auf seine Schönheit ebenso eingebildet, als auf seine Geburt und seinen Reichthum, und da er uns so oft und so viele Geschichten erzählte, in denen er als unwiderstehlicher Eroberer glänzte, so hatten ihm einige Spottvögel den Beinamen des zweiten Casanova gegeben, den er nun trug, ohne es zu wissen, der ihn aber auch nicht beleidigt haben würde, wenn er ihm zu Ohren gekommen wäre; denn die Figur der Ironie war ihm ziemlich fremd; wer ihn für einen beschränkten Kopf gehalten, hätte ihm kein schweres Unrecht zugefügt. Die Sorge für seine Kleidung überwog jede andere. Von der Literatur wußte er so viel, als man aus schlechten Zeitschriften erfährt, also genug, um überall mitreden zu können; er war hinreichend hinter den Coulissen gewesen, um zu beurtheilen, wie sich die Toilette mittelmäßiger Schauspielerinnen zu dem Beifall verhält, den der erste Rang ihr spenden soll;

er besaß ein Reitpferd und zwei Wagenpferde, von denen das eine auch geritten werden konnte; er hatte seinem Bedienten an der Thüre des Salons zwei Zähne eingeschlagen; er war schon in Paris gewesen; sprach stark von einer Reise nach England; unterhielt lebhafte Correspondenz mit einem Freunde in Neapel; hatte sechs Louisd'or an der Bank verloren — — (er selbst behauptet, es seien sechshundert); hatte einmal mit fünf Andern ein Frühstück im Casino gegeben; konnte eine Melodie aus Oberon singen, den robin adair recht leidlich pfeifen; trug Schnupftücher mit dem Bilde der Sontag; silberne Sporen auch beim Tanze; eine Reitgerte immer; und seine Beine waren so lang, daß sie jede mäßige Stube sperrten und wie der Riesenstamm beim Hamburger Baumhaus die Passage ohn' Erbarmen hemmten. Was Wunder, wenn er sich für unwiderstehlich hielt? — Casanova hatte eben seine dreizehnte Sitzung überlebt und die vierzehnte eben auf dem Sopha Nataliens begonnen, bei welcher jedoch er der Maler sein zu wollen schien, so frech und starr faßte er die Malerin in's Auge. Hugo ward ungeduldig — das Gespräch stockte. Den Eheleuten schien mein Eintritt willkommen. Ich erzählte sogleich, daß ich den Alten mit dem Barte gesprochen und ihn gar nicht so übel gefun=

den hätte. Hugo sah mich staunend an, Natalie unterdrückte, mit einem Seitenblick nach ihrem schönen Nachbar, eine Frage, und dieser schlug ein Gelächter auf, welches ich für herzlich dumm zu halten mich versucht fühlte.

Der alte Franzose, sagte oder vielmehr näselte er, ist auf Ehre eine recht komische Badefigur, eins von den köstlichen Originalen, die leider immer seltner werden heut zu Tage, und die man, Gott straf' mich, in Spiritus conserviren sollte, weil sie echt poetisch sind. Wenn Hoffmann noch lebte, würd' er uns ein köstliches Phantasiebild von diesem Alten gegeben haben! Kennen Sie Hoffmann? Ein köstlicher Schriftsteller. Er ist der Erste, der Mozarts Don Juan ganz erfaßt hat. Sie kennen Don Juan! Köstlich! Auf Ehre, so tief wie Shakespeare und Correggio. Kennen Sie Correggio? Köstlich. In Dresden hängen vier. Besonders spricht mich die Nacht an. Schade, daß sein größtes Werk nicht dort ist: wo er den Sack voll Kupfer trägt. — Ich will auf Ehre nach Italien reisen, um das Bild zu sehen, sobald ich aus England zurückkomme — —

Während der edle Jüngling in diesem Tone fortfuhr, ging ich mit mir zu Rathe, ob ich Hugo'n den Inhalt meines Gesprächs mit dem Franzosen mittheilen oder die Sache mit Natalien allein ab-

machen sollte. Jedes für und wider reiflich erwogen, fand ich rathsam, den letzten Weg einzuschlagen, und ich war deshalb recht zufrieden, als Hugo, dem Nataliens Verstimmung nicht entging, unserem Casanova den Vorschlag machte, mit ihm eine Partie Billard zu spielen. Dieser konnte nicht sogleich einen Vorwand finden, nein zu sagen, so gern er es gethan hätte, und Hugo ging seinen Hut zu holen. Ich hatte mich mittlerweile an die Staffelei gestellt, Nataliens Arbeit zu betrachten; es entging mir aber nicht, wie Casanova diesen Augenblick benützte, eine Bonbonniere zu überreichen, die er ihr, da sie nur Etwas von dem süßen Inhalt herausnehmen wollte, fast gewaltsam in die Hand schob. Kaum war es geschehen, als Hugo zurückkam und Beide uns verließen; Casanova, nachdem er sich mit einem bedeutungsvollen Blicke gegen Natalien verbeugt hatte. — Hugo flüsterte mir im Gehen zu: Ich kehre bald zurück, um zu hören — —

Als wir allein waren, sprach Natalie: Wäre das Schächtelchen nicht so leicht, würde ich, dem gewichtigen Blick bei der Uebergabe zufolge, glauben, das rückständige Honorar für die letzten Portraits sei darin. Und vielleicht ist es auch in einer Banknote, setzte sie lächelnd hinzu; — doch wir wollen sehen! Sie schüttete die Bonbons auf den Tisch, und aller-

dings folgten zwei zierlich zusammengelegte Papierchen. In dem einen befand sich — — eine Locke; auf dem andern eine dummdreiste Liebeserklärung. Natalie biß sich in die Lippe, stampfte mit dem Fuße und murmelte: Schade, daß ich es nicht öffnete, als Beide noch hier waren! — Doch nein, fuhr sie nach einer Pause ruhig fort, gut, daß Hugo nicht hier ist! Dann trat sie vor das Bild, und indem sie aus beiden Papieren und der Locke eine Art von Pinsel drehte, verwischte sie die noch nicht eingeschlagenen Oelfarben zu einem grauen, schmutzigen Flecke. Pinsel, sagte sie, das sei dein Bild, und wenn ich dir je ein anderes mache, will ich zeitlebens mit keinem andern als diesem Pinsel malen. Sie warf ihn zum Fenster hinaus, wandte sich heiter zu mir und rief: Nun, Lieber, das ist abgethan, nun erzählen Sie mir Ihr Abenteuer, aber von dem meinigen sagen Sie Hugo Nichts; wozu die unnützen Händel!

Ich erzählte, was der Leser schon weiß. Wir waren bald einig, daß Hugo den Vorgang nicht eher erfahren sollte, als bis das Bild der jungen Französin vollendet und abgeliefert wäre, damit er dann auch zugleich das Lächerliche seiner Furcht einsehen und wie von einem finstern Traume aufwachen möge. Es trifft sich gut, sagte, mich beruhi-

gend, Natalie, daß Hugo morgen sehr frühe ins Freie gehen und erst gegen Abend wiederkehren will; er bildet sich ein, das Gedicht, mit dem er sich acht Tage quält, werde nur so zur Vollendung kommen. Es ist eine Thorheit, aber morgen können wir sie brauchen. Uebrigens bin ich neugierig auf die Französin. — Hören Sie, Freund, wenn es nur nicht gar eine alte Pariser Liebschaft ist, die der Papa uns auf eine so listige Weise ins Haus bringen will. Ich besinne mich aus der ersten Zeit unserer Bekanntschaft, daß Hugo in dieser Beziehung nicht ganz frei schien, und daß die ersten Wochen unserer Liebe durch einige unangenehme Vorfälle gestört wurden.

Ich bekenne, erwiederte ich, daß auch ich im ersten Augenblick eine solche Ahnung nicht unterdrücken konnte, aber bei näherer Beleuchtung muß sie alle Wahrscheinlichkeit verlieren. Wäre Hugo sich eines Verhältnisses mit einer Französin bewußt, so würde die Erscheinung des Alten ihn sogleich und zuerst daran erinnert haben; er müßte ja wissen, daß dies der Vater ist, und seine Furcht hätte dann einen bestimmten Grund, den er entweder offen gestanden (mir besonders!), oder den er durch irgend ein entschiedenes Mittel aus dem Wege geräumt hätte. Seine Angst hätte ja gar nicht den grauenhaften Charakter bekommen, denn was wäre denn

an der Verfolgung von Seiten einer verlassenen Geliebten Wunderbares oder Gespenstisches? Selbst wenn der Alte ihr Vater nicht wäre, oder wenn Hugo ihn nicht kennte, sondern nur argwöhnte, daß er es ist? Nein, hier ist kein Zweifel! Eben weil der Eine gar keine Ursache findet, warum der Andere ihn so seltsamlich verfolgt, geräth er in Angst. Und der Wahnsinn des Verfolgers (denn daß eine Schraube in seinem Kopfe wackelt, mögen Sie mir glauben) fand bei dem Andern einen so fruchtbaren Boden, daß ohne mein Dazwischenkommen Beide sich wahrscheinlich wechselseitig vollkommen verrückt gemacht haben würden. Also danken wir dem Geschick, welches der Sache diese mehr komische Wendung giebt, noch dazu nicht ohne Beimischung von Romantik, was einer Künstlerin von Ihrem Geiste doppelt angenehm sein muß. Hugo anlangend, wollen wir ihm sagen, der Franzose habe mir entdeckt, daß er ihn verkannt, für einen früheren Bekannten unter fremdem Namen gehalten und deshalb so aufdringlich verfolgt habe.

Natalie willigte ein.

IV.

Mein Alter, der sich Mortier nannte, war zur sichern Stunde bei mir; wir traten den Weg an,

und ich glaubte, er würde mich zu sich zurückführen, um die Tochter dort abzuholen. Aber er deutete stumm und ernst nach Nataliens Wohnung. — — Will er in aller Förmlichkeit sich erst allein vorstellen lassen, oder ist das Mädchen schon dort? dachte ich und folgte ihm still, um ihn nicht zu erzürnen oder vielleicht von seinem Vorhaben abzubringen, was mir leicht möglich schien. Wir traten ein: Natalie empfing uns mit lächelnder Neugier und freundlicher Ungeduld. Ich stellte Herrn Mortier vor, den ich gestern schon gemeldet.

Unser Freund hat mir Ihren Wunsch mitgetheilt, nahm sie das Wort, den ich mit wahrer Freude, so gut ich kann, erfüllen werde; ich bedaure nur, daß meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen, so lange auf die erwünschte Gelegenheit warten mußte. Aber wo ist der geliebte Gegenstand, dessen gewiß anmuthige Züge meine Hand auf Leinwand darstellen soll? Wo ist die Demoiselle, Ihre Tochter?

Hier, Madame! sagte Mortier trocken, ohne eine Miene zu verziehen, und wies mit der Hand auf die Erde. Erst jetzt bemerkten wir, daß ihm ein Hund gefolgt war. Hier, riefen wir beide erstaunt, die Hündin?

Meine Bella, mein Kind! Ist Ihnen gefällig? Er setzte einen Stuhl vor die Staffelei, winkte dem

Thiere, und Bella sprang, ihren Gebieter mit klugen Augen anblickend, sogleich hinauf. Natalie verbarg ihr Lächeln, so gut sie konnte, und sagte mir auf deutsch: Er ist völlig toll, wir wollen die Komödie fortspielen, so lange ich Fassung behalte.

Mortier nahm in einem Winkel Platz und beobachtete seine Bella sehr scharf. — Diese gehörte zur Gattung jener kleinen zierlichen Windspiele, deren Gesicht wirklich bisweilen eine Art von menschlichem Aussehn hat.

Eben als Natalie zu malen beginnen wollte, trat Casanova herein. Sein Auge fiel auf sich, das heißt auf die Leinwand, die gestern seine Züge trug — er sah die Verwüstung und prallte zurück.

Was ist aus mir geworden, Göttliche?! Ist das der Lohn meines süßen Geständnisses, daß Sie mich in das Nichts zurückwerfen, aus dem Sie mit mächtiger Hand mich an das Licht der Sonne rufen wollten? O Bild meines Schicksals! Ja, Ihnen ist es gegeben, mich aus der Nacht der Verzweiflung in die Sonne Ihrer Gunst treten zu lassen. Und wissen Sie, wem Sie das Bild zerstört haben? Sich selbst; denn Ihnen wollt' ich es, mit mir zugleich zu Füßen legen.

Jetzt erst bemerkte er Mortier und mich, und der Fluß seiner Rede stockte.

Ich bin zu beschäftigt, Herr Baron, sagte Natalie streng und mit unfreundlichem Tone; ich muß auf die Ehre verzichten, Sie zu malen.

Und haben doch Zeit, einen Hund zu malen? sprach der Entrüstete, der unterdessen Bella erblickt hatte.

Mortier stand auf, trat einen Schritt vor, Casanova zwei zurück, Bella knurrte. Mir winkte Natalie bittend; ich glaubte sie zu verstehen. Ich faßte den Jüngling bei der Hand, bat ihn bescheiden, mir zu folgen, und sagte draußen auf dem Flur: Wir haben einen Scherz vor, Herr Baron, bei dem wir nicht nur allein zu sein, sondern den wir auch als ein strenges Geheimniß bewahrt zu wissen wünschen. Ich ersuche Sie demnach, mir Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie über das jetzt Gesehene schweigen wollen.

Ha, das ist köstlich! rief der sichtbar Erzürnte, Sie wollen mir untersagen, eine Geschichte zu verbreiten, mit der ich überall Furore machen muß? Halten Sie mich für verrückt, Herr? Nein, ausposaunen will ich es mit allem Athem, den ich habe, daß die schöne Malerin eine hündische Physiognomie der menschlichen vorzieht und mein Bild auswischt, um statt dessen das Windspiel des alten unsinnigen Franzosen auf die Leinwand zu bringen.

Thun Sie, was Sie nicht lassen können, Bester, aber dann müssen Sie mir nicht zürnen, wenn ich mich räche.

Wie so? fragte der Cavalier hingeworfen.

Ich weiß, sagte ich sehr leise, daß Sie sich für das niedliche Mädchen interessiren, welches in der Allee Etuis, Attrapen, Bonbonnieren u. s. w. verkauft. — Ein Wort von mir, und ich verscheuche ihr alle Kundschaften. Denken Sie, Theurer, die Unsaubre hat gestern eine zierliche Schachtel mit Süßigkeiten aus ihrem Krame gegeben, in der sich bei Eröffnung Haare vorfanden; ein ganzes Büschel recht borstiger Haare. — Soll man da nicht alle Lust verlieren zu naschen?

Casanova entbehrte ein wenig die Fassung. Ich empfahl mich ihm und sprach, indem ich ihm ehrlich und zutraulich die Hand reichte: Geheimniß gegen Geheimniß! Sie schonen unsern Franzosen sammt seinem Windspiel, und ich ihre Krämerin. Adieu! —

Natalie malte fleißig fort, ich blätterte in einem Buche, und Bella blickte wechselnd ihren schweigenden Herrn und die emsige Malerin an. So vergingen fast drei Stunden. Bin ich doch erschöpft wie niemals, seufzte sie, Palette und Pinsel weglegend; nun aber auch heute keinen Strich mehr. Sind Sie zufrieden, mein Herr?

Mortier trat zu, ich folgte ihm. Die Künstlerin hatte sich eine lustige Aufgabe gestellt und sie bewundernswürdig gelöset. In den Umriß eines jugendlichen Mädchenkopfes hatte sie Bella's blasses Hundeschnäutzchen gesetzt und die Uebergänge aus dem Thierischen in's Menschliche und wieder umgekehrt so kunstreich verbunden, daß man trotz der Aehnlichkeit mit Bella, bisweilen wirklich ein weibliches Portrait zu sehen glaubte, und dann immer wieder auf das rothe Halsband blicken mußte, um die Täuschung zu zerstören. Das Bildchen war unklar angelegt, die Umrisse schwankend, wie in einem Nebel verschwimmend, und der dunkle Grund trug zur düstern Anschauung das seinige bei. Für heute also mag es genug sein! wiederholte sie. — Eben wollte Mortier mit seinem Kinde davon gehen, als der Blick der Malerin von diesem noch einmal auf das Bild glitt und sie plötzlich rief: Nein, ich kann es nicht lassen, das muß ich noch hinein malen; sehen Sie, welch' seltsamen Zug das Thier unter den Augen hat, man könnte ihn schwärmerisch nennen. Den hab' ich ganz übersehen, und er darf nicht fehlen. Besser, als in diesem Augenblicke, werd' ich ihn nicht mehr auffassen; schnell, Bella, noch einmal auf den Stuhl!

Bella blieb unbeweglich. Auch Mortier redete

ihr vergeblich zu. Sie kratzte an der Thüre. Ei, sei nicht eigensinnig, dummes Thier! rief in lustiger Aufregung Natalie, faßte das Halsband, Bella aber wüthend und mit einem kreischenden Geheul wehrte sich, vor Wuth fast schäumend, und schnappte mehrmals nach Natalien. So laß es bleiben, Närrin, lachte diese und rief dem gehenden Mortier nach: vielleicht ist das Fräulein morgen bei besserer Laune?!

Nun stellte sie das Bild hinter andere, größere in einen Winkel und sandte die Magd nach dem Mittagsessen. Mir ist, sprach sie, als hätt' ich heute ein gutes Werk gethan, und als wäre die Arbeit dieses Morgens, obwohl wahrscheinlich gar nicht einträglich, doch wichtiger und nützlicher für mein häusliches Verhältniß, als jede andre. Ich kann mich von der Hoffnung nicht losmachen, daß die Erzählung des Vorgefallenen und der Anblick dieses Bildes dazu beitragen wird, Hugo zu erheitern, dem immer noch eine Beimischung von Geisteskrankheit geblieben ist, obgleich er sich, seitdem Ihr Rath ihn unter Menschen trieb, viel besser befindet. Ob er es auch nicht eingestand, ich glaube, der alte Franzose war noch immer sein Aergerniß, und wenn dieser nun abreiset (wie er uns hoffen ließ) und wir Nichts von ihm behalten, als die Erinnerung an dies Gemälde, so wird es Hugo ergehen, wie Allen, die von

einer fixen Idee geheilt werden, weil man in ihren stillen Wahnsinn einging und die Komödie bis nach der Heilung mit ihnen spielt.

Ich gab der heitern, liebenswürdigen Frau scheinbar Recht, wenn auch in meinem Innern ihr eine Stimme Unrecht gab. Wir verbrachten die Zeit bis zu Hugo's Rückkehr mit wechselnden und anziehenden Gesprächen. Ich hatte wohl bemerkt, daß Natalie während des Essens einige Male aufstand und ihren Arm mit kölnischem Wasser strich, doch darauf nicht sonderlich geachtet.

Hugo kam, und mit ihm neue Heiterkeit in unsre Unterhaltung. Sein Gedicht war glücklich vollendet, er las es uns vor, wir mußten die Fülle der Gedanken, die Klarheit des Ausdrucks, den Reichthum der Bilder, die Gewandtheit des Verses bewundern. Der Antheil, den wir ihm gönnten, und den er von seiner Frau nicht gewohnt zu sein schien, machte ihn so froh, wie ich ihn in der kurzen Zeit unsrer Bekanntschaft gar nicht gesehen. Er begehrte Wein, verlangte ihn recht dringend, ganz gegen seine Gewohnheit, die Sorte bezeichnend, die er trinken wollte. Laß es guten Ungar sein! rief er der bestellenden Natalie in die Thüre nach, denn so gut wir hier und so wohlfeil, weil hier drei Grenzen sich schneiden, bekommt man ihn wohl nirgend. Mit

jedem Glase wurd' er heiterer. Wir wollen, rief er mir zu, im Weine aller Weine Brüderschaft trinken! Es geschah, und Natalie mußte feierlich mit anstoßen. Wir lachten und scherzten viel. In dieser Stimmung, sagt' ich, darfst du auch erfahren, was hier mit Freund Casanova begegnet ist — — und erzählte ihm natürlich nur die erste Hälfte der Geschichte. Er wollte vor Lachen sterben. O diese jungen Herren, mit ihren Liebschaften und Eroberungen, jauchzte er, wie viel Geschrei und wenig Wolle. Gott sei Dank, daß ich nicht eifersüchtig bin, — — und daß ich keine Ursach habe es zu sein. Bei diesen Worten küßte er Natalien verbindlich die Hand. Diese, von einem Glase des feurigen Ausbruchs schon erhitzt, zog sich drohend zurück und sagte, im Uebermuth der Laune: Ei Freund, wie stand es in Paris mit Dir, ehe Du mich kanntest?

Hugo entfärbte sich und wurde plötzlich stumm. Ich erschrak. — Natalie aber nahm es leichter und fuhr scherzend fort: da sieht man das böse Gewissen. Ja, wir sind hinter all' Deine Schliche! Was noch mehr, die verlass'nen Geliebten folgen Dir nach, und eine ist gar hier, Dich aufzusuchen.

Nein, sagte Hugo, mit bitterm Lächeln, und indem seine Hand über das matte Antlitz fuhr, nein, sie kommt mir nicht nach.

Er schwieg. Natalie beobachtete ihn erstaunt und aufmerksam; mir entging es nicht, daß er jetzt keineswegs an den alten Franzosen dachte, sondern daß seine Seele mit etwas ganz anderem, am wahrscheinlichsten mit einer tiefen Wehmuth erfüllt war.

Laßt diesen Augenblick, liebe Kinder, wo wir unerwartet aus der fröhlichsten Stimmung, ich wenigstens, in eine traurige versetzt worden sind — begann er nach einer Weile — nicht ungenützt vorüber gehen. So lang' ich Dich besitze, Natalie, trag' ich ein Geheimniß auf dem Herzen, welches ich trotz Deinen Fragen Dir niemals zu entdecken vermochte; eine unerklärliche Macht, eine fürchterliche Bangigkeit hielten mich davon ab. Und doch machte mich dieses Schweigen eben unglücklich. Ich fühlte die Pflicht, Dir zu vertrauen; ich fühlte das Bedürfniß, dennoch konnte ich nicht — und das brachte mich dem Wahnsinne nahe. Seit einem Monat bin ich ruhiger, weil ich thätiger bin. Ich bereite mich schon seit einigen Tagen auf die Erzählung vor, die ich Euch beiden geben will. Heute, in diesem Moment zum ersten Male, ist mir um's Herz, als dürft' ich es wagen. Ich fühle mich rührend bewegt. Ich fühle Trost in meiner Wehmuth, und auf Eure Nachsicht darf ich rechnen. Du, liebes Weib, wirst mir verzeihen, wenn ich Manches berühre,

was Du schon weißt, weil Du es mit erlebt hast. Ich bin es dem Zusammenhange und unserm Freunde schuldig. Hört geduldig zu. Mir wird besser sein, wenn Ihr Alles wißt, das fühle ich.

V.

Hugo's Erzählung.

In Paris angekommen, fremd, ohne Freund, übermannt von dem großartigen Eindruck, trieb ich mich planlos in jener Weltstadt herum, wie ein junger Mensch, der im wildesten Gewirr ungeregelter Vergnügungen die Befriedigung seines geistigen Strebens sucht und von einer mäßigen Börse voll Goldstücke glaubt, sie sei Fortunatus unerschöpflicher Säckel, weil beinah' sein ganzes Vermögen darin enthalten ist. Das Herz hatte nicht den geringsten Antheil an den flüchtigen Bekanntschaften, die da geknüpft wurden, um eben so schnell wieder vergessen zu werden; der Geist ging nur halb und oberflächlich auf die bunten Zerstreuungen ein, die sich in den gefälligsten Formen mannigfach darboten, und es war noch kein Monat verstrichen, als ich mitten im Gedränge einer vergnügungssüchtigen großen Masse mich bang und einsam fühlte, sogar mit einer Art von deutschem Heimweh erfüllt war. So ging ich denn mit zwiefach lebendigem Wohlgefallen einem

jungen Manne entgegen, mit dem mich der Zufall mehrmals zusammengeführt und in dessen Pariser Existenz ich eine auffallende Aehnlichkeit mit meiner Lage bemerkt hatte. Gleiches Alter, ähnliches Temperament, Ungebundenheit und das gemeinsame Vaterland machten bald Freunde aus Bekannten; wir wurden unzertrennlich und bewohnten sogar Ein Zimmer. — Ich habe Dir schon früher einmal gesagt, Natalie, daß mich eigentlich Nichts nach Paris gezogen hatte, als der Wunsch, die dortigen Theater, ihre Sitten, Bräuche, Verhältnisse, ihre Dichter und Darsteller kennen zu lernen und dort an der Quelle zu sein, wo jene allerliebsten leichten Dichtungen entspringen, die man so gern und so schlecht für Deutschland übersetzt, und die, in bessern Bearbeitungen meinem Vaterlande zuzusenden, mir ein würdiges Ziel, ein reichlicher Erwerb schien. Nur zu bald mußte ich mir selbst gestehen, daß dieser Traum ein thörichter sei, daß das Beste, was Scribe und seine minder geistreichen Genossen der Pariser Welt dargeboten, eben in der Localfarbe sein Haupt-Verdienst besitzt, und daß es eines deutschen, irgend selbstständigen Talentes unwürdig sei, den Vermittler zwischen Frankreich und Deutschland auf diese Art zu machen. Je mehr man Paris kennen lernt, je tiefer man sich in das dasige Thun und Treiben einlebt,

desto klarer muß es jedem Verständigen werden, wie nur dort so geschrieben, nur dort so gespielt werden kann. Ich mag mich hier nicht auf Entwickelung der Gründe einlassen; es ist mir nicht danach um's Herz, zu dociren. Auch würde ich diesen Punkt, der in meine Erzählung nicht zu gehören scheint, gar nicht berührt haben, wenn ich ihn nicht zur Bezeichnung meines damaligen und jetzigen Zustandes für nöthig hielte. Mit einem Herzen voll Hoffnung hatte ich die Barrieren von Paris betreten. Entmuthigt, in jeder Beziehung hoffnungslos fand mich schon der zweite Monat. Paris hatte für mich eine Goldgrube werden sollen, — — es ward mir eine Grube, in die ich mein Geld warf. Ich mußte meine eitlen Pläne für unausführbar erklären und somit den Gedanken aufgeben, mir durch schnelle, leichte Arbeiten eine glänzende Existenz zu gründen. Ich hatte also meine Lage, im Vergleich zur früheren in Deutschland verlebten Zeit, nur verschlimmert. Dort hatte ich Kraft, Lust und Muth zu eigenen Productionen gehabt; hier erstarben Muth, Lust und Kraft, theils im zerstreuenden Geräusch, theils im Vergleiche zwischen dem französischen und deutschen Theater. Bei uns: getrennte Städte, genirte Hoftheater, prätentiöse Darsteller, regellose Virtuosität, geschmacklose Anarchie, verletzte Autorrechte, schlechte Honorare,

theilnahmlose Zuschauer, leere Bänke; — — hier: eine tonangebende Hauptstadt, fünfzehn Bühnen, volle Häuser, lebendiges Publikum, fleißige Schauspieler, strenger Eifer, goldner Lohn! — — Ohne neidisch zu sein, fühlt' ich, daß wir armselig dagegen wären, und ich ließ entmuthigt die Flügel hängen. Jeden Abend brachte ich in einem andern Theater zu, jeden Abend lernte ich neue Künstler kennen, jeden Abend kam ich niedergeschlagener in meine kleine, theure Zelle, — und mein Freund lachte den deutschen Schriftsteller aus. So vorbereitet fand mich der Abend, dessen Wichtigkeit ich nun beschreiben will, in sentimentaler Stimmung. Louis und ich hatten Plätze zur Porte St. Martin genommen, um den (nun jenseits wandelnden) Affen-Mazurier springen, leiden, sterben zu sehen. Die Loge, in welche wir traten, war bereits durch zwei Damen besetzt, die den Rücken kehrend, uns die hintern Plätze überließen. Wir waren ungewöhnlich heiter; ich übermüthig, wie ich es immer in der dunklen, düstern Vorahnung schwerer Geschicke zu sein pflege.

Louis hatte auf dem Boulevard einen Polichinell gekauft, ein Kinderspielwerk, durch dessen gelenke Vermittelung wir die Bekanntschaft der beiden Damen suchten, von denen die eine jung, groß, schöngestaltet, aber nur mäßig hübsch, die andere älter,

jedoch regelmäßig schön war. Der Reihenfolge unserer Plätze gemäß schien ich bestimmt, mit der Jüngern ein Gespräch zu beginnen. Auf viele Fragen erhielten wir kurze und trockne Antworten, Scherze von unserer Seite wurden kaum belacht, und erst als Polichinell durch eine zu kühne Lenkung meines Freundes sich der haltenden Hand entwunden und einen Sprung über die Logenbrüstung in den vorderen Balkon gemacht hatte, schienen der Schreck und die Besorgniß über das unter uns entstehende Gemurmel eine Annäherung von Seiten der Damen herbeizuführen, die freilich mit bittern Vorwürfen über unsere Etourderie begann. Die Aeltere zog sogleich das Gitter vor, um uns den Blicken der unzufriedenen Balkonbewohner zu entziehen, und wir saßen nun, mitten im vollen Hause, von aller Welt abgeschieden. Die Darstellung ging zu Ende, die Damen brachen auf, und wir schieden — noch ziemlich fremd. Unser Anerbieten, die Begleiter zu machen, wurde so entschieden zurückgewiesen, daß gerade keine deutschen Fremdlinge dazu gehörten, die Zurückweisung für Ernst zu nehmen; unser anziehendes Paar verlor sich nach einem ziemlich kurzen und kalten „Guten Abend" im Gedränge. Ich hatte Fassung genug, beim Gehen einen Blick nach der Nummer der Loge zu werfen, der Schließerin für

den mir bewahrten Hut ein großes Silberstück in die Hand zu drücken und ihr zu sagen, daß wir wieder da zu sitzen wünschten, wenn wir dieselbe Gesellschaft öfter zu finden erwarten dürften.

Das wird die Welt nicht kosten, erwiederte sie schlau, indem sie mich fest ins Auge nahm, — — und ich war sicher, daß sie mich nun unter Tausenden nicht mehr verkennen würde. Mein Gespräch mit dem Freunde dauerte bis tief in die Nacht und wendete sich immer wieder auf unsre Unbekannten. Wir waren einig darüber, daß Beide weder unzugänglich, noch vom besten Rufe sein konnten, — — aber es hatte in ihrem Benehmen doch eine gewisse Zurückhaltung gelegen, die sie nach meiner Meinung höher stellte, als Louis zugeben zu wollen schien. Auch gestand er, daß seine Nachbarin milder und zuvorkommender gewesen sein möge, als die meine. Daß der nächste Abend uns wieder in derselben Loge fand, werdet Ihr erklärlich finden; aber schon als wir kamen, deutete mir der Blick und das Achselzucken meiner neuerworbenen Gönnerin die fehlgeschlagene Hoffnung an. Wir kamen zwei Abende vergebens. Erst am dritten, wo ein neues Werk voll schauerlicher Verbrechen die halbe Stadt in Bewegung setzte, hatten sich auch die Schönen eingefunden. Aber die Schließerin konnte nicht verhindern,

daß außer uns, ihren Schützlingen, noch zwei Neugierige in das Heiligthum unserer Loge drangen. Diese Kühnen hatten das dem neuen vorangehende Stück und die Langeweile desselben dazu benutzt, unsern Damen den Hof zu machen, und waren dabei freilich kühner und sicherer eingeschritten, als wir bescheidene Deutsche. Waren sie aber vielleicht gar zu parisisch gewesen, und hatte ihre edle Dreistigkeit den Frauenzimmern widerstanden, — oder wollten diese (was ich am meisten zu glauben geneigt war) uns auszeichnen; — sie blieben fremd und abschreckend gegen die Landsleute und wendeten sich mit so herzlicher Vertraulichkeit zu uns, daß die beiden Schnurrbärte uns Viere für alte Bekannte hielten und ihre Verfolgung aufgaben. Das neue Stück begann, die Pariser waren Ohr und Auge, und wir zwei Paare konnten ungestört unsre Augensprache fortsetzen. Welcher Triumph für mich, daß Bella, so hieß meine Schöne, die Scene und ihre Gräuel ignorirte, nur für mich da zu sein schien! Wir machten Riesenschritte. Schon vor Beendigung des Schauspiels brachen wir auf, begleiteten heute nach kurzer Widerrede die Heimkehrenden bis an ihre Thür, und ich, dem das Herz mächtig schlug, faßte erst dann den Muth einzutreten, als mir Louis, an Sophiens Arme, mit kühnem Beispiel voranging. Zwei zier-

liche kleine Zimmer, fünf Treppen hoch, empfingen uns. Louis und Sophie blieben in dem einen; ich hatte zu viel mit mir selbst zu thun, um nach ihnen zu fragen oder mich um sie zu bekümmern. Bella schürte das Feuer im Kamin. Wir saßen in traulichem Gespräche vor der Flamme. Auf meine schüchternen Eingeständnisse zärtlicher Empfindungen lächelte sie mich fragend an, spöttisch und gutmüthig zugleich. Ich konnte nicht länger die Frage zurückhalten, wie ihre Verhältnisse seien, was sie triebe, wovon sie lebe u. s. w. Mit einer fast mitleidigen Güte blickte sie mir staunend ins Gesicht, als wollte sie sagen: wie weit muß man her sein, aus welchem entlegenen Winkel der Barbarei muß man kommen, um das noch zu fragen? Und als ich wiederholentlich, von dunkler Eifersucht getrieben, in sie drang, erzählte sie mir mit einer Unbefangenheit, die mich ganz entwaffnete, sie sei ein Jahr lang die Geliebte (kleine Frau) eines alten Geschäftsmannes, mit dessen Behandlung auch ziemlich zufrieden gewesen; aber nun habe sich die Sache wohl durch beiderseitige Schuld zerschlagen, und sie suche ein neues Engagement. — Und Ihre Eltern? rief ich furchtsam dazwischen. — Ich habe keine, fuhr sie verlegen fort. Mein Vater — — ich sehe ihn selten, — und meine Mutter hielt ein meublirtes Hotel. Da wurde ich als

fünfzehnjähriges Mädchen von einem reisenden Engländer verführt, betrogen und verlassen. Bald darauf starb auch meine Mutter, hinterließ mir Nichts als Schulden, und da half ich mir seit drei Jahren allein durch die Welt. — —

Sie hatte während ihres Berichtes, der höchst umständlich, und die letzten drei Jahre ihres Lebens betreffend, ganz wie die Auseinandersetzung eines geregelten Geschäftsganges abgefaßt war, mir die vier oder fünf Männer geschildert, mit denen sie bis dahin gelebt. Die Feuerzange war nicht aus ihren Händen gekommen; mit eigenthümlicher Anmuth hatte sie Kohlen auf Kohlen gethürmt, die Gluth sorglich unterhalten, als ob sie von den gleichgültigsten Dingen spreche. Ich konnte nicht zu mir selbst kommen. An diesem Abgrund von Verworfenheit, wo ein junges Geschöpf sich ohne Liebe für Geld preisgiebt, noch diese Ruhe, diese Gleichgültigkeit über ihr Schicksal! Und dabei diese Bildung, diese Einsicht in das Leben und seine Verhältnisse; — das ist nur in Paris möglich, dachte ich, und die verschiedenartigsten Empfindungen wechselten in meiner Brust. Ich sah Bella nun mit andern Augen an, mit andern Gefühlen. Die schon aufkeimende Herzensneigung schien neuen Gedanken weichen zu wollen. Aber auch diese zogen sich bei

dem Anblick ihrer sittsamen Ruhe wieder scheu zurück. Ich begriff weder sie, noch mich. — Es war sehr spät: Gehen schien mir das Rathsamste. Und plötzlich sprang ich auf, so rasch, daß Bella erschrak. Ich klopfte an Sophiens Thür, Louis zu rufen, aber Bella hielt lachend meine Hand und sagte: Stören Sie sie nicht, er geht gewiß nicht mit Ihnen; Sophie hat mir neulich schon gestanden, daß sie den blonden Deutschen liebt, und er schien ihr auch nicht abgeneigt. Auch hat sie den Riegel vorgeschoben, gleich als wir kamen. — —

Der Ton, mit dem Bella diese letzten Worte sagte, schnitt mir durch's Herz; sie erschien mir fast gemein. O, dachte ich, wie wird sie deiner spotten, wenn du so schüchtern davon gehst, und damit faßte ich sie heftig und sprach: Nun Bella und wir?

Und wir!? — Sie haben ja den Hut in der Hand.

Sie nahm das Licht und setzte hinzu: die Portière ist noch wach, Sie dürfen nur rufen.

Also, sprach ich, halb schüchtern, halb keck, ich bin nicht so glücklich wie mein Freund? Ich bin nicht geliebt?

Vielleicht mehr als er, und herzlicher, erwiederte sie flüchtig; aber ich habe Rücksichten zu nehmen, die Sophie nicht hat. Sie ist verheirathet, ihr

Mann oft abwesend, sie hat Nichts zu fürchten. Ich aber muß mich, wenn ich nicht zur Klasse der verachteten niedern Dirnen herabsinken will, vor jedem Verhältnisse in Acht nehmen, welches nicht ein dauerndes und auf die Zeit seiner Dauer ein sicheres ist. Können und wollen Sie mir ein solches bieten, so werde ich lieber die Ihrige sein, als irgend eines Andern.

Nicht ohne Empfindlichkeit sagte ich darauf: Mein Kind, ich bin ein armer Deutscher, ohne Vermögen, der hierher gekommen ist, sich einen Erwerb zu gründen; den seine Hoffnungen getäuscht haben, der nun sehr eingeschränkt leben muß. Wenn ich aber Millionen zu vergeuden hätte, so würde ich nie der Thor sein, sie an Weiber zu wenden, die ihre Gunst mir verkaufen wollten. Das gemißbrauchte Wort Liebe gilt mir noch Etwas, und so gewiß ich mit aufrichtiger Neigung für Sie hierher gekommen bin, so gewiß gehe ich jetzt über meine Leichtgläubigkeit beschämt hinweg und muß Sie bedauern, — da ich niemals die verachten werde, die ich einmal zu lieben begonnen. — Ich ging. — Schon war ich auf der vorletzten Treppe, als ich Bella ängstlich hinter mir her rufen hörte. Die Worte: Mein Freund, mein theurer Freund! bannten mich auf einen Augenblick fest; dennoch ging ich immer wieder

eine Stufe weiter, wenn auch langsamer, als vorher. Schon hatte ich die letzte erreicht, schon schwebte das entscheidende, cordon s'il vous plait! auf meiner Zunge. — — Bella stürmte mir nach, sie hatte mich erreicht. Zitternd umschlang sie mich und beschwor mich umzukehren. Sie irren, sagte ich höhnisch, Sie irren, Demoiselle, ich bin kein reisender Lord, ich bin ein armer Poet, und wie gesagt, meine Taschen sind leer, es lohnt nicht der Mühe. — Deutsches Ungeheuer, sei nicht so grausam, schrie sie, kalter Oesterreicher! und wollte mir die Hand küssen.

Ich suchte meinen Schreck hinter Gelächter zu verbergen, indem ich sagte: um Vergebung, ich bin kein Oesterreicher. — Ha, so bist Du aus Leipzig, wo unsere Helden begraben liegen, oder vielleicht gar ein Preuße? Ach, ich wollte, daß ich die Worte: ich liebe Dich! in Deiner Sprache zu Dir sagen könnte; dann würdest Du mir eher glauben.

Der Lärm hatte die Pförtnerin aus ihrer Klause gelockt; mir lag in diesem Augenblicke Alles daran, nur fortzukommen; aber Bella ließ mich nicht eher los, als bis ich ihr mit den heiligsten Eiden gelobt hatte, morgen sie zu besuchen. Auch meine Wohnung mußt' ich ihr genau bezeichnen. Ich eilte heim und entschlief spät, vielmehr früh unter bunten Träumen. Es mochte zehn Uhr sein, als mich Louis

weckte. Eben war er nach Hause gekommen und hatte viel zu erzählen, von Sophien und dem neugeschloss'nen Bündniß; aber mitten im Erzählen brach er ab: Ach, da ist auch ein Brief von Bella, bald hätt' ich ihn vergessen.

Natalie, ich habe den Brief vernichtet, als ich Dich kennen lernte! — —

Ich will auch weiter Nichts davon sagen, als daß sein Inhalt mich augenblicklich zu Bella zurückführte. Etwas Rührenderes hatt' ich nie gelesen. Was soll ich viel erzählen und beschreiben, von einem Verhältniß, welches sich nicht beschreiben läßt? Bella war mein, gab mir unaufgefordert das Versprechen, nie mehr eines Andern zu sein, — und hat es gehalten bis zu ihrem Tode. Zum ersten Male erfuhr ich, daß auch Tiefgesunkene höchster heiliger Gluth, reinster Treue fähig sind.

Paris war nicht mehr Paris, nicht mehr ein unübersehbarer Raum, in dem Tausende, Tausende drängen, um sich und das Leben zu betäuben. Es war mir ein kleines, heiteres, verborgenes Gemach, und in diesem lebte mir ein liebendes, tief ergebnes Herz, ein anhängliches Wesen. Ich begann wieder zu arbeiten, zu leben und zu hoffen; — denn ich liebte und glaubte. Bella's Armuth und ihr Bestreben, sie vor mir zu verbergen, war rührend. Ich

bemerkte, wie sie das Entbehrlichste aus ihrer kleinen Wirthschaft heimlich verkaufte, ihre Dienerin abschaffte; ich hatte die größte Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß sie nun einen Beitrag von mir annehmen müsse. Nur durch die Drohung, daß ich sie sonst verlassen und schnell abreisen würde, brachte ich sie dazu. — So, glaub' ich, so heftig hat noch kein Weib geliebt. Oft hab' ich sie belauscht, wenn ich unerwartet eintrat, wie sie mit ihrem Hündchen, einem zierlichen, kleinen Windspiel kosete und ihm von mir erzählte. Das kluge Thier saß vor ihr und hörte aufmerksam dem süßen Geschwätze zu, als ob es ihm verständlich wäre. Auch trug es seinen Gehorsam, seine Anhänglichkeit auf mich über, begleitete mich oft in meine Behausung, machte sogar bisweilen den Boten zwischen uns, indem es kleine Briefchen, die wir in sein rothes Halsband verbargen, hin und her trug. — Bei all' der Liebe, die wir gegenseitig gaben und empfingen, fehlte es nicht an unangenehmen Auftritten. Sie war zu leidenschaftlich, um nicht bis zur Uebertreibung eifersüchtig zu sein. So fand ich sie eines Morgens, ohne vorher ein Wort davon gehört zu haben, im Räumen ihrer Wohnung begriffen, weil sie behauptete, ich und Sophie — (die sich von Louis längst getrennt hatte, oder er von ihr) wir hätten uns beim Begeg-

nen auf der Treppe süße Augen gemacht. Ich durfte keine Gesellschaft besuchen, ohne ihr die genaueste Beschreibung aller weiblichen Mitglieder zu liefern. Kam ich einmal eine Viertelstunde später, als gewöhnlich, zu ihr, so war ich dem schärfsten Verhör ausgesetzt; überall, meinte sie, würde mir nachgestellt, und oft sagte sie in bitterm Scherze zu ihrem Hunde, daß es wie Ernst klang, verfolg' ihn, gieb Acht auf ihn, und wenn er mich verräth, so melde mir's. Einmal war ich gegen Abend weggegangen, mit dem Versprechen, bald wieder zu kehren; das Hündchen hatte mich begleitet. Unterwegs begegnete mir Louis mit einigen so eben angekommenen Deutschen. Sie forderten mich auf, mit ihnen die große Oper zu besuchen. Ich konnt' es nicht vermeiden, wenn ich mich nicht den größten Neckereien aussetzen wollte. Ich sagte zum Hunde: lauf heim! und winkte ihm. Das Thier verstand mich. — Wir gingen in's Theater. — Als ich am andern Morgen zu Bella kam, fand ich sie in einem entsetzlichen Zustande, dem Tode nahe gewesen, nur eben erst durch ein Gewaltmittel des Arztes, den ihre neuen Miethsleute herbei geholt hatten, gerettet. Sie hatte, als gestern der Hund ohne mich gekommen war, in eifersüchtigem Verdacht geraset, Grünspan von einigen alten Messing-Leuchtern geschabt und diesen in einer

Tasse Thee verschlungen, um sich zu tödten. Ich schauderte bei der Erzählung dieser Unthat, um so mehr, als mein Gewissen nicht rein war. Ich hatte Dich, Natalie, an jenem Abend zum ersten Mal gesehen. —

Unser Verhältniß war zerrissen. Von ihrer Seite fehlte das Vertrauen, von der meinen die innere Ruhe. Ich sah' Dich, auch wo ich Dich nicht sah. Bella fühlte, daß meine Zärtlichkeit erheuchelt sei; . . . es waren qualvolle Tage. Du wirst Dich unseres Zusammentreffens in den Tuilerien erinnern. Der Blick, den Du mir gegönnt, als mein Auge das Deine traf, glüht ewig in meiner Phantasie. Mir war, als ob in die Nacht eines wilden, wüsten Traumes der Freudenruf eines heiligen Engels ertönte. Ich konnte nicht mehr in Bella's Arme kehren; ich hätte es nicht gekonnt, und wenn Alles auf dem Spiele gestanden. — Als ich heim kam, fand ich den Hund, mit dem Louis spielte. Ich schrieb zwei Zeilen, daß ich reisen müsse, daß sie sich fassen solle, daß sie ohne mich glücklich sein möge. Der kleine Bote empfing den grausamen Brief und trabte fort damit. Nach einer halben Stunde kehrte er zurück, wand sich winselnd und heulend zu meinen Füßen. Er war blutig geschlagen. Seine verzweifelnde Herrin hatte den armen Liebling gemißhandelt, der nun bittend bei mir Schutz suchte. Ich mußte doch alle Fassung

zusammennehmen, um nicht noch einmal zu ihr zu stürzen. Aber ich dachte an Dich, ich bezwang mich, blieb, und der Hund blieb bei mir. — Es vergingen einige Wochen, ohne daß Bella von mir, oder ich von ihr vernommen hätte. Gewiß wähnte sie mich fern. Unterdessen hatte ich bei Deiner Gräfin Eingang gefunden, aber keine Gnade. Je mehr ich in Deiner Gunst stieg, desto tiefer sank ich in der ihrigen. Wir konnten uns schon damals nicht öffentlich sehen, ich mußte meine Besuche einstellen und höchst behutsam nur schriftlich mit Dir reden. — Longchamps war gekommen, das Volksfest, mit welchem Paris seinen Frühling begrüßt. Ich stand am Wege, im tiefsten Gewühl der Kutsche harrend, in der Du mit Deiner Gräfin kommen solltest. Du kamst. Unsere Blicke trafen sich, und die strenge Gebieterin hatte zu viel auf den Putz anderer Damen zu achten, um die Vertraulichkeit unserer Augensprache bemerken zu können. Aber eine Andere hatte sie bemerkt. Bella stand neben mir; ehe ich sie noch gewahrte, hatte sie meinen Arm gepackt, daß ich es schmerzhaft fühlte. Das ist die Reise? Verbrecher! murmelte sie, mit den Zähnen knirschend, warf einen wüthenden Blick nach Eurem Wagen und ließ mich Erstaunten stehen, der sie abgehärmt und in dem ärmlichen Aufzuge kaum erkannt hätte. —

Du weißt, Theure, daß schon damals sich in unsern heimlichen Zuschriften der Gedanke einer Vereinigung durch gemeinschaftliche Flucht deutlich aussprach, Deine Verpflichtung gegen die stolze, unfreundliche Gräfin war zehnfach gelöset, Du warst frei, sobald Du den Muth hattest, es zu sein. Ich kam also unter dem Vorwande, Deiner Gebieterin und den Ihrigen meinen Abschiedsbesuch zu machen, noch ein Mal in Euer Haus. Glücklicherweise waren Alle abwesend, ich fand Niemand als Dich, und wir konnten ungestört unsern Plan entwerfen, unsere Zukunft besprechen. In jener schönen Stunde, der ersten, die ich ohne Furcht vor einem Ueberfalle mit Dir verlebte, beschlossen wir nun, um jedes Aufsehen, jeden vorher erregbaren Verdacht zu vermeiden, uns nicht mehr zu sprechen, und ich sollte Dir, sobald alle Anstalten getroffen wären, nur am Abend die Nachricht senden, die Dich eine Stunde später in meine Arme führen würde. Das Wann blieb unentschieden. Bald nachher erschienen die Damen; ich brachte meine sehr kalt aufgenommenen Huldigungen an und eilte heim. Hier fand ich Louis mit einem Einkauf beschäftigt, den er in seiner Chokolade gemacht, und über den er sich als Führer unserer kleinen Oeconomie sehr freute. Die Verkäuferin, ein verhülltes, bleiches Mädchen, war ihm zur Zeit der

Dunkelstunde bei ihrem Eintritt unkenntlich gewesen, erst später hatt' er Bella erkannt, die sich sichtbar verlegen zeigte, nur ihn zu finden. So, sagt' er, hat Deine Untreue das stolze Mädchen zur Hausirerin gemacht; und so tragen die verlassenen Schönen des Einen zur Magenstärkung des Andern bei. Ich dankte meinem guten Glücke, daß sie mich nicht gefunden, und sagte ihm, er müsse diesen Abend wieder allein zubringen, wenn er mich nicht ins Theater begleiten wolle (wo ich Dich aus der Ferne zu sehen hoffte). Er zog es aber vor, zu Hause zu bleiben.

Du warst nicht im Theater, ich verließ es in trüber Stimmung, fand Louis schon schlafend und legte mich auch zu Bette. Kaum entschlummert wurd' ich durch ein klägliches Gewimmer wieder geweckt. Es hielt minutenlang an, vermehrte sich, schwieg wieder, wurde aber endlich so stark, daß ich aufsprang und Licht anzündete. Ich trat vor Louis, fand ihn halb schlafend, mit offnen Augen, blauen Lippen, bleichem Angesicht, offenbar mit dem Tode ringend. Mein Schreck war unbeschreiblich. Nicht nur Louis Zustand verursachte ihn, auch eine furchtbare Ahnung, die mich schaudernd durchzuckte. Es wurde nach Aerzten geschickt. Sie fanden den Aermsten schon todt. Ihr erstes Wort war: „Vergiftung.“ Die Leute, bei

denen wir wohnten, erhoben ein mörderliches Geschrei, man sah mich argwöhnisch an; mir schnürte heiße Angst die Kehle zu. In diesem Augenblicke fiel mein irrendes Auge auf den Tisch — — da sah ich die blaue Hülle von der Chocolade genommen, einige Tafeln zerbrochen und wie vom bösen Geiste getrieben, schrie ich meiner Sinne nicht mehr mächtig: Bella! Bella! — — Als ich zu mir kam, waren bereits Polizei-Beamte im Zimmer; ich ward in's Gefängniß geführt. Das Hündchen war mir unbemerkt dahin gefolgt. Schon im ersten Zeugenverhör fand ich mich so tief in meine Worte verwickelt, daß ich die Wahrheit nicht mehr umgehen konnte, wollt' ich nicht der Mörder heißen. Ich erzählte Alles. Bella wurde sogleich zur Haft gezogen und machte durch ein wildes, rasendes Geständniß und durch wiederholte Beschwörungen, daß sie ihre Freiheit nur dazu benützen werde, sich zu rächen, der Sache ein schnelles Ende. Ich ward frei erklärt. Ueber sie sprachen die Geschwornen einstimmig ihr Urtheil, und die Verurtheilte, als man sie hinaus führte, würdigte mich keines Blickes. — —

Du weißt, Natalie, wie zerstört ich in jenen Tagen war, daß du es sogar aus der Ferne bemerken konntest. Du schobst es auf die Furcht vor der Flucht und sprachst mir durch Deine Mienen Muth

zu. — Unser Wagen war endlich bestellt, nöthige Vorkehrungen getroffen. Natalie verließ bei Nacht ihre Gräfin, gelangte unbemerkt und glücklich bis zu mir, der unterdessen ein anderes Zimmer gemiethet hatte, und wir erwarteten ungeduldig den Morgen. Er brach an, aber noch hatte die Stunde nicht geschlagen, wo wir unsere Reise antreten sollten. Natalie war eingeschlafen. Sie lag in himmlischer Schönheit auf der Ottomane — unter dieser der Hund, den sie nie gesehen hatte, von dem sie Nichts wußte. Ich hatte gar nicht mehr an ihn gedacht. Jetzt sah er von Zeit zu Zeit Natalien grimmig an. Ich fing an, mich vor ihm zu entsetzen, und beschloß eben, ihn nicht mit auf die Reise zu nehmen, als ich Geräusch von der Straße herauf hörte.

Unsern Wagen vermuthend, trat ich an's Fenster — ein Zug von Menschen — ein blasses Weib — Bella — man schleppte sie zur Guillotine! — Die Unruhe des Hundes vermehrte sich, er rannte wild in der Stube umher, murrte, drohte Natalien zu erwecken, biß sogar nach ihr. Ich war in Todesangst. Behutsam setzt' ich mich neben die Schlummernde, griff mit der Hand unter den Sopha, wo ich das unbändige Thier bei der Gurgel packte und so fest hielt, als ich nur immer konnte. — Der Zug schien vorüber, — — der Hund ruhig, — — ich

ließ ihn los — — er war todt — — ich hatt' ihn erstickt.

Nun rollte der Reisewagen vor; ich weckte Natalien; wir eilten davon. Aber noch war das Maß meiner Leiden nicht voll; dicht bei dem unseligen Platze, wo die Missethäter sterben, mußten wir vorbei. Natalie wendete sich schaudernd ab (Du ahntest nicht, wie mir zu Muthe war); der Streich fiel — die Pferde scheuten — ich glaubte mein — Bella's Windspiel keuchend und in Kreisen das Schaffot umjagen zu sehen. Vielleicht war das Thier wirklich wieder ins Leben gekommen, wie bei Erdrosselten häufig der Fall ist. So haben wir Paris verlassen, so unsre Ehe begonnen, — und das hat mich bis heut gequält. Nun ist's von der Brust, nun ist mir besser, und nicht wahr, Natalie, Du liebst mich noch?

VI.

Hugo hatte seine Erzählung geendet. Wir saßen stumm, und Natalie hatte kaum Kraft, auf seine letzte Frage mit einem bebenden, leisen Ja zu antworten. Dann blieben wir wieder stumm; aber ein Wink Nataliens erinnerte mich, daß es jetzt um Gotteswillen nicht an der Zeit sei, den Ideen zu folgen und nachzugeben, die sich in unsern Köpfen kreuzten, und so ermannte ich mich denn zu der

Frage, ob seit jener Zeit Nichts mehr begegnet sei, was ihn äußerlich an das traurige Ereigniß erinnere?

Doch; erwiederte Hugo, es wurde mir durch meinen Wirth ein Brief nachgesendet, von einem alten Soldaten, der sich für Bella's Vater ausgab und mich zum Zweikampf forderte. Ich konnte dieses Verlangens wegen doch nicht nach Paris zurückreisen, — und antworten konnt' ich nicht; der Brief enthielt weder Namen, noch Adresse. Was sollt' ich thun? Mein Wirth meinte in seiner Beilage, der vermeintliche Vater hätte mich noch in Paris geglaubt und sei wahrscheinlich einer jener Händelsucher, die dort von Herausforderungen Metier machen und ihre Drohungen bei furchtsamen Leuten für ein Geschenk zurücknehmen.

Nataliens bedenkliche Miene zeigte mir nur zu deutlich, daß sie meiner Meinung sei, und ohne ein Wort zu wechseln waren wir einig, mein erster Gang müsse morgen zu Herrn Mortier sein, um die Sache auf's Aeußerste zu treiben und schlimmsten Falls anderweitige Hülfe in Anspruch zu nehmen. Wir schieden; Natalie und ich niedergeschlagen und fürchtend, ohne es uns merken zu lassen; Hugo aufgeregt, aber heiter und scheinbar beruhigt

VII.

Als ich am andern Morgen sehr früh zu jenem Häuschen kam, wo Herr Mortier gewohnt, fand ich in großer Bewegung die wenigen Mitbewohner, unter ihnen einen jungen Arzt, einen feinen Mann von Kenntnissen und Geist, den ich früher schon im Saale gesprochen. Als ich diesen über die näheren Umstände der Abreise, die ich unerwartet nannte — denn daß Mortier verschwunden sei, rief man mir schon entgegen — befragte, erwiederte er: das ist ein neuer Beleg für meinen Haß gegen die abscheulichen Thiere, die Hunde, und wie man sie alle vertilgen sollte, diese Bestien, von der ganzen cultivirten Erde. Denken Sie; der alte wunderliche Franzose war mir insofern interessant, als ich eben im Begriffe stehe, eine Reise nach Paris zur ferneren Ausbildung meiner medizinischen und chirurgischen Studien zu unternehmen, und ich daher die hier seltene Gelegenheit freudig ergriff, mit einem National-Franzosen plaudernd, eine nützliche Vorübung anzustellen. Aber theils schreckte mich sein verrücktes Wesen ab, theils wurde er mir durch die Zärtlichkeit für seinen Hund zuwider. Das Thier hätschelte und verzärtelte er, wie ein verzogenes Kind. Er sagte mir einmal sogar, als ich ihn darüber verhöhnte, er habe

einst eine Tochter gehabt, die er durch Grausamkeit ins Elend gestürzt; und das wolle er nun an dem Hunde, ihrem Lieblinge, wieder gut machen. Seit jenem Tage hielt ich ihn für toll und ging ihm aus dem Wege, wie Jedermann hier im Bade. Gestern aber, als er nach Hause kam, fiel mir im Vorbeigehn die Hündin auf; sie hatte ganz den Habitus, der Wasserscheu ankündigt. Da ich mich früher viel mit dieser fürchterlichen Krankheit beschäftigt und, so jung ich bin, Beobachtungen verschiedener Art angestellt habe (eine wissenschaftliche Richtung, die fast jedesmal mit entschiedenem Abscheu vor den Hunden endigt), so hielt ich es für meine Pflicht, hier Unglück zu verhüten. Ich ging zu dem alten Narren und sagte ihm ganz kurz und ernst, daß meine Prophezeihung einzutreffen schiene, und daß die im Zimmer überfütterte, vom Umgang mit Hunden zurückgehaltene Hündin toll zu werden drohte. Er nahm das Thier in seinen Arm und sagte: Nicht wahr, meine Bella, du bist nicht toll? Du weißt sehr wohl, was du thust? Unterdessen hatte ich eine Schüssel mit Wasser dem Thiere vorgehalten. Es verbarg sich zitternd und murrend. Nun, sprach ich, mein Herr, bleiben Sie diese Nacht mit Ihrem saubern Schooßkinde beisammen, auf eigene Verantwortung; morgen sprechen wir weiter. Aber heute früh geht

es mir, wie Ihnen; den ich suche, der hat sich in aller Stille und zu Fuße fortgemacht, und das Corpus Delicti ist mir und der Behörde, die ich bereits instruirt hatte, entzogen. —

Lassen Sie ihn, rief ich freier athmend dem jungen Arzte zu, lassen Sie ihn laufen, wohin er will! Gott Lob, daß er fort ist! An sein Hiersein knüpfte sich Kummer für zwei Leute, die mir theuer und werth sind.

Gewiß für die schöne Malerin, nahm der junge Arzt lächelnd das Wort. Ja, ja, man sagt, sie sei Ihnen theuer. Uebrigens würde ich es dankbar erkennen, wenn Sie mich dort einführen wollten. Ich versprach es; denn der liebenswürdige, junge Mann schien mir passend für unseren kleinen Kreis und geeignet, neues Leben hineinzubringen, jetzt wo wir dessen so bedürftig waren.

Um noch einmal auf die häßlichen Hunde zu kommen, begann er wieder, es ist bisweilen, als ob die Menschen von einer partiellen Raserei befallen wären, daß sie sich nicht von ihnen losmachen können. Ich möchte nur zu befehlen haben; ich wollte eine unmäßige Hundesteuer einführen, daß gewiß den meisten die Lust vergehen sollte, so unnütze Brodfresser zu halten. Ausgenommen müßten sein Schäfer, Jäger, Fleischer und solche Leute, deren

Gewerbe diese Thiere unumgänglich nöthig macht. Von denen hat man auch nie gehört, daß sie die Hundswuth aus sich entwickelten, weil sie beschäftigt, gut gehalten und nie vernachlässigt werden. Aber sonst mit allen Hunden in die — Grube! außer wenn reiche Leute, die oft einem alten dicken Mops lieber gute Bissen zustecken, als einem hungernden Kinde ein Stück Brod, — wenn diese eine rechte große Abgabe dafür zahlen. Solche müßte in die Armenkasse fließen, und so wären alte Jungfern und keifende neidische Hagestolzen doch bisweilen gezwungen, Gutes zu thun.

Ei, wendete ich ein, Sie übertreiben, Herr Doctor. Würde es dem Unglücklichen, der gebissen wird, nicht am Ende gleichgültig sein, ob es der Hund eines Reichen ist, der ihm die namenlose Qual bereitet? Und wäre es nicht auch grausam, auf diese Art so manchen Armen seines einzigen Freundes zu berauben?

Nein, rief er heftig, es ist gleichgültig. Denn wenn auch der Staat so weit ginge (und warum sollt' er nicht?), die Besitzer toller Hunde mit ihrem Leben für anderer ehrlicher Leute Leben verantwortlich zu machen, wer sorgt denn für die Zurückgebliebenen, für die Familie der unglücklichen Schlachtopfer? Hier, Ihr Reichen, hier erwart' ich Euch!!

Was Sie mir aber von dem Freunde sagen, den der Arme im Hunde verlöre, so versteh' ich Sie nicht. Wird ein solcher, etwa einem armen Tagelöhner angehöriger Hund nicht häufiger mit Schlägen und Fußtritten bedacht, als mit Brodkrumen? Es ist fürchterlich, das ewige Geheul zu hören, weil die ganze Familie ihren Grimm und ihre Noth an dem Thiere ausläßt. Wenn der besoffene Mann sein Weib prügelt, so rächt diese sich an den Kindern, und die Kinder am Hunde; das ist die ganze Freundschaft. Das Hundehalten bei armen Leuten ist das erste Mittel, in den Kindern jede sanfte Regung des Mitleids zu ersticken; denn sie martern und quälen das Thier, das mit ihnen aufwächst, um die Wette, und das ist dann der sicherste Weg, daß der hungernde und durstende Hund toll werde. Wenn aber auch gar nicht diese Furcht uns drohte, oder wenn man sagen wollte, daß dann Katzen und andere Thiere diese Verfolgung verdienten, so ist ja schon der Ekel, den die Schaaren herrenloser oder auch nur vernachlässigter Hunde auf allen Straßen großer Städte verbreiten, der unsaubre Anblick ihrer Ab- und Zuneigung, die Nahrung, welche ihr Geschlechtstrieb der Gemeinheit des Pöbels giebt, besonders aber ihr heimtückisches oder neckendes Anspringen der schnell Vorübergehenden, welches letztere Kinder und

Frauen so oft schädlich erschreckt, hinreichend, ihnen zahlreiche Gegner zu erwecken. Wer nun gar einmal vergebens einzuschlafen hoffte, immer wieder durch das heulende Gebell eines ausgesperrten Köters, um den sich endlich noch klagende Gefährten sammeln, aus dem ersten Schlummer aufgeschreckt, der wird mit mir eingestehen, daß die Hunde, und durch sie ihre Besitzer, der öffentlichen Ruhe mehr Eintrag thun, als jene armen lustigen Gesellen, die oft, eines lauten Wortes wegen, von Stadtsoldaten und Wächtern schonungslos zum Arrest geschleppt werden. Man hat einige Beispiele von Treue und Anhänglichkeit gewisser Hunde; sie werden bis zum Ueberdrusse oft uns rührend erzählt. Aber wenn man dagegen alle diejenigen zählen wollte, die von einem Herrn zum andern gehn und da am demüthigsten kriechen, wo sie die fettesten Bissen bekommen, — — jene erhabenen Beispiele würden sich verhalten, wie die Perle zum weiten Sande des Meeres. Die Bedeutung eines edlen Thiers liegt in seiner Selbstständigkeit, seiner Kraft, seiner natürlichen Eigenthümlichkeit; das ist es, was wir im freien Thiere des Waldes, das ist es, was wir auch an dem zahmen Thiere in seinem Verhältniß zum Menschen, was wir am mächtigen Stier, am hohen Roß, an der gewandten Katze entdecken. Der Hund geht

ganz im Menschen auf und wird ein feiler Speichel-
lecker. Wer einen so wohlfeil zu gewinnenden Freund
an seine Brust drücken kann, muß entweder hypo-
chondrisch, menschenscheu, mißtrauisch sein — —
dann bedaur' ich ihn; — oder, er trägt Etwas in
sich, was ihn zum Hunde zieht. Ich möchte die Gö-
the'schen Worte umkehren und sagen: Wundern muß
ich mich sehr, wenn Menschen die Hunde so lieben;
denn ein erbärmlicher Schuft wird dann der Mensch
wie der Hund.

Unter diesen Exclamationen waren wir vor
Hugo's Wohnung getreten. Ich überlegte, daß, wenn
er anwesend sein sollte, die Gegenwart eines Frem-
den und die Aufmerksamkeit, die er ihm doch gönnen
mußte, mir gewiß das Mittel an die Hand geben
würde, unbemerkt mit Natalien zu reden. Ich schlug
also meinem Arzte vor, die gewünschte Einführung
jetzt stattfinden zu lassen, was er dankbar annahm.
Wie gedacht, so geschehen. Hugo war daheim, und
nur durch die Vermittelung des Vierten, mit dem
er sich angelegentlich unterhielt, ward es wir mög-
lich, Natalien mitzutheilen, was ihr wichtig sein
konnte. Während ich sprach, starrte sie mich an, ein
Schauder überlief sie — — endlich athmete sie auf:
Gottlob, daß er fort ist! Hätte ich nur Hugo gestern
Abend Nichts von dem Entschlusse des Franzosen

gesagt, seine Tochter malen zu lassen. — ich hatte mich, ängstlich durch seine Erzählung, in meine Worte so verirrt, daß mir Nichts übrig blieb, als einen Theil der Wahrheit zu sagen. Auch dacht' ich, es würde ihn beruhigen; es schien auch so. Nun muß ich noch heimlich das Bild vernichten, das ich gestern begann; dann wollen wir reisen, reisen und vergessen — — wenn es möglich ist. — Ich hatte, im Sturm widerstreitender Gedanken, leider verabsäumt, dem Arzt auf der Treppe schon einen Wink zu geben, daß er gegen Hugo über das Ereigniß mit Mortier und besonders über dessen Hund schweigen solle. Eben als ich mich nach ihnen umdrehte, war der Gesprächige im vollsten Zuge, Alles zu erzählen, und streute in seinem Bericht die Bitterkeiten gegen das gesammte Hundegeschlecht ein, die er schon im Gespräche mit mir gleich zur Hand gehabt. Hugo verschlang seine Worte. — — Und das Bild, schrie er, daß die Fenster dröhnten, das Bild, welches Du gestern von der Tochter des Franzosen entwarfst, wo ist es? Und warum sagt Ihr mir nicht, daß er ein Windspiel mit sich führt? — — Natalie erblaßte. Hugo griff wüthend nach den umgelegten Gemälden, warf sie durcheinander; — jetzt erblickte er, was er suchte. Bella! — Ihr Hund? — Teufelei, der rothe Hals! — Sie ist enthauptet! — Ich werde

wahnsinnig! — Mit diesen Worten warf er sich zu Boden.

Ich und der Arzt, für dessen zufällige Gegenwart ich jetzt dem Himmel dankte, brachten den Fieberwüthenden zu Bett und hielten Natalien mit bittender Gewalt ab, uns zu folgen. Der Arme mußte gebunden werden, so wild waren seine Phantasien. Der junge Doctor ordnete im Vereine mit dem Brunnen-Arzte das Nothwendige an; für Pflege und zuverlässige Aufsicht ward gesorgt. Wir kehrten zu Natalien zurück, sie möglichst zu trösten. Ich erstaunte, sie so ruhig, so ergeben zu finden; doch schien sie ganz verwandelt.

Wird er sterben? fragte sie dem Arzte entgegen. Jener zuckte die Achseln und sagte: Ich glaube nein. Aber wie wär' es, wenn Sie mir erlaubten, Madame, Ihnen Etwas zu verordnen? Sie scheinen heftig angegriffen.

Ich kann nicht läugnen, daß ich es bin, erwiederte sie zaghaft, aber ich würde eine Unwahrheit sagen, wenn ich die Schuld davon auf dies letzte Ereigniß und auf Hugo's Zustand schieben wollte. Sei es, daß ich seit gestern einen solchen Ausbruch erwartet habe; sei es, daß in mir Etwas vorgeht, was mich gegen die Leiden meines Gatten fühllos macht, — — ich empfinde kein Mitleid für ihn, —

— ich hege keine Furcht vor seinem Tode, — — es ist mir überhaupt Alles gleich. — —

Ihre Augen verloren bei diesen Worten ihren Glanz; sie versank sinnend in eine Art von Apathie.

Der junge Arzt beobachtete sie lange kopfschüttelnd, ging dann zu dem unglücklichen Gemälde; sein Geist schien nach einem dritten Gegenstande zu suchen, durch den er Nataliens jetzigen Zustand mit diesem Bilde in Verbindung setzen könnte. Es war einer jener tiefen Blicke, wie der Arzt von Genie sie bisweilen vorahnend in das Wesen der erst drohenden Krankheit thut; eine Fähigkeit, die sich nicht erlernen läßt, sondern Gabe der ewigen Natur ist, und die z. B. der berühmte Heim in Berlin in so hohem Grade besaß, daß er darin völlig die Mythen anschaulich machte, die aus alten Zeiten auf uns herüber kamen, von rettenden Zauberern oder Wunderthätern.

Natalien kehrte die Besinnung zurück. Es ist mir, fuhr sie fort, als ob hier vom Arme aus, mit dem ich gemalt, ein unerklärlicher Schmerz — — doch, so ist es kaum zu nennen — — in meinen Kopf überging und sich dann dem ganzen Körper mittheilte.

Des Arztes Gesicht wurde immer bedenklicher. Sie haben Kopfweh? Nun, so erlauben Sie mir, Ihnen einen Trank zu bereiten. Er nahm ein Glas,

füllt' es mit Wasser und träufelte einige Tropfen Aether aus einer Phiole, die er bei sich trug, in das Wasser. Das wird den Schmerz lindern, sprach er sichtbar gespannt, als er ihr das Glas reichte. Sie nahm es, setzte es langsam an den Mund, — aber in demselben Augenblickt warf sie es zu Boden, daß es in tausend Stücke zersprang, faßte convulsivisch die Kissen des Canapees, biß wüthend hinein und blieb, nachdem sie dies mehrmals wiederholt hatte, ohnmächtig liegen.

Der Schweiß der Todesangst stand auf meiner Stirn; ich faßte zitternd, flehend, weinend die Hand des jungen Arztes.

Hier ist Nichts mehr zu thun, sagte dieser, als Gott um ein schnelles Ende zu bitten. In welches Haus des Jammers bin ich getreten! Das war es, was mich im dunkeln Vorgefühle vorhin so heftig und unpassend gegen Sie eifern ließ. Aber wann ist denn das Unglück geschehen?

Ich erzählte, was ich gesehen hatte, und erinnerte mich auch jetzt erst, daß sie, ohne zu wissen warum, den Arm mit kölnischem Wasser gerieben habe. Nur zu bald entdeckten wir die kleine Wunde, einer unbedeutenden Schramme, von einer Nadel geritzt, vergleichbar.

Hier, sagte der Arzt, sind Leidenschaften, Ge=

müthsbewegungen, die das Blut in fieberische Gluth gejagt haben, dazu gekommen; eine gewaltsam zurückgehaltene Furcht hat dem Gifte Hülfe geleistet, daß die Krankheit schneller zum Ausbruch gekommen ist, als gewöhnlich.

Wir hatten nun zwei Zimmer mit Todtkranken. Dasjenige, in welchem Natalie litt, verlangte noch mehr Behutsamkeit.

Welche Leiden die Holdselige erduldet, — die Erinnerung daran muß das Herz zerreißen. Aber wir hoffen, daß sie Nichts mehr davon empfunden. Die Anfälle der Raserei waren bei ihr so heftig, so schnell aufeinander folgend, daß sie fast nicht mehr zu sich kam, und jene unglücklichen hellen Zwischenräume, die bei ähnlichen Kranken so fürchterlich sind, traten bei ihr gar nicht ein. — —

Der zarte Körper unterlag sehr bald und wurde mit all' den traurigen Vorsichtsmaaßregeln begraben, welche die Strenge der Gesetze in so betrübtem Falle nothwendig macht.

Nach dem Begräbniß erklärte mir der junge Arzt, daß Hugo gerettet sei. Aber immer für seinen Verstand fürchtend, nahm der wohlhabende, menschenfreundliche Gelehrte den unglücklichen Wittwer mit sich nach Paris; — theils, um ihn immer unter seiner Aufsicht zu haben; — theils, um an seiner Hand

die Verwickelungen der ganzen Begebenheit aufzulösen und so, indem er dem Uebel recht eigentlich entgegen ging und dem Grauen in's Gesicht schaute, ihn ganz zu heilen.

Spätere Briefe haben mir gemeldet, daß sie nichts von Mortier erfuhren, daß Hugo still und hoffnungslos vegetirte und nur in dankbarer Liebe für seinen Arzt und Freund lebte. Der letzte Brief war eben der, dessen ich am Eingange schon Erwähnung gethan, und in welchem mir der Arzt außer Hugo's Tode auch die Ausführung seiner längst projectirten Reise nach Amerika meldete, die er des Verstorbenen wegen immer noch aufgeschoben hatte.

Wenn auch sein Plan, ein großes Irrenhaus zu gründen, wozu er sich durch seine Reise vorbereitet, Theil hatte an der Sorgfalt für Hugo (den er vielleicht nur als ein seltenes Exemplar, an dem er studiren wollte, mit sich herum führte), so verdient doch die liebevolle Menschenfreundlichkeit, dem Zerstörten bis zum letzten Augenblick bewiesen, volle dankbare Anerkennung.

Auch der Traum jener Unglücklichen ist ausgeträumt, und wir, die wir minder schwer träumen, wünschen und gönnen ihnen von ganzer Seele ein seeliges Erwachen.

Inhalt.



Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.